

Für meine Freunde

Jacob Moleschott

1692



Jac. Moleschott

Für meine Fr[illegible]

Lebens-Eri[illegible]

[illegible]

Jac. Moleschott

[illegible]

Verlag [illegible] Roth in Gi[illegible]



Für meine Freunde.



Lebens-Erinnerungen

von

Jac. Moleschott.

> Viel nehmen kann das Schicksal
> Und viel geben,
> Es reitet schnell.
>
> Ich binde Freud und Leid zum Denkmal,
> Mein ganzes Leben
> Ist Dankes Quell.



Verlag von Emil Roth in Gießen.

1894.

Druck der Kgl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz in Würzburg.

Inhalt.



I.

Erste Kindheit.



Die selbstverfaßten Lebensbeschreibungen erscheinen Einem sofort in zwei besonderen Gruppen, wenn man Jean Jacques Rousseau und Goethe als ihre Hauptträger in's Auge faßt. Der Unterschied zwischen Beiden ist groß. Könnte man doch behaupten, daß der deutsche Dichter seine Weisheit wie seine ganze Entwickelung aus den fruchtbarsten Verhältnissen geschöpft, daß keine Gunst des Schicksals ihm abgegangen, um einen großen Mann aus großen Keimen hervorzubringen. Wie ganz anders gestaltet sich alles bei Rousseau. In kümmerlichen Verhältnissen, auf sich selbst angewiesen, schafft er seine Bedeutung nicht durch den Vortheil, den ihm die Umstände gewähren, sondern durch die Voraussetzungslosigkeit, mit der er sich der Natur in die Arme wirft. Auf Rousseau paßt also, daß er groß geworden, trotzdem ihn die Verhältnisse daran zu hindern schienen, auf Goethe, daß seine glücklichen Anlagen durch die glücklichsten Loose verherrlicht wurden.

Nun gibt es auch Menschen, denen ererbtes Talent Erziehung, Schule, Umgang und Lebenswandel alle Gunst des Schicksals darboten und von denen man fragen könnte, warum, trotz dem Vortheil so vieler zusammenwirkenden Einflüsse nichts Größeres aus ihnen geworden ist. Wenn

dem Verfasser dieser Blätter die Aufgabe vorschwebt, diese Frage für sich selbst zu beantworten, so mag er sich von vornherein unter die Obhut der Bescheidenheit gestellt haben, ohne welche die Beschreibung des eigenen Lebens für andere nicht leserlich ist. Zugleich aber möchte er sofort andeuten, daß noch etwas anderes als die Bedeutung für eine Lebensentwickelung Theilnahme erwecken kann, und dieses andere ist dankbare Zufriedenheit.

Und beseligend ist die Dankbarkeit, mit der man das ganze Leben an seine Eltern denkt, wenn deren höchstes Streben der Erziehung ihrer Kinder gewidmet war. Ist es doch ein hohes Vorrecht, sich der elterlichen Sorgfalt in tausend kleinen Zügen bewußt zu sein und sich es jeder Zeit klar machen zu können, wie sich die geistigen Keime an ihrer pflegenden Hand entwickelten.

Als Aeltester — nicht als Erstgeborener, denn ein älteres Brüderchen war gleich bei der Geburt, ein zweites mit elf Monaten gestorben — habe ich an jenem Segen einen hervorragenden Antheil gehabt. Alle kleinen Fortschritte, die man als Kind zu machen Gelegenheit hat, sind mir in's Bewußtsein eingeprägt durch die Freude, die meine Eltern daran hatten. Ich sehe noch meinen Vater, wie er glücklich war, als ich, ein vierjähriges Knäblein, fließend holländisch lesen konnte. Und ich höre noch meine Mutter, als ich mich zum ersten Mal an einem Aufsätzchen versuchen sollte, mit Mutterlust an meiner kleinen Arbeit Theil nehmen. Es galt einen Markt zu beschreiben, und ich, der ich sehr häuslich gehalten wurde, hatte nicht viel von einem solchen

gesehen. Aus einem Bilderbuch wußte ich, daß auf dem Markte zu Haarlem eine Bildsäule von Laurenz Koster steht, dem die Holländer die Erfindung der Buchdruckerkunst zuschreiben. Flugs wurde mit meiner Mutter ausgemacht daß dieser Zug in meiner Beschreibung angebracht werden sollte, und ich weiß nicht mehr, ob ihr oder mir der Erfolg zu danken ist, dessen sich jene erste Schulaufgabe zu erfreuen hatte.

Ueber den Eltern soll aber der Lehrer, unter dessen Leitung jene ersten Uebungen stattfanden, nicht vergessen werden. Er hieß Hulskamp. Es gelang ihm bei einem sehr einfachen Lehrplan — von Anschauungsunterricht war trotz Comenius noch nicht die Rede — den Kindern Liebe zur Schule einzuflößen. Ich habe aber einen ganz besonderen Grund, seiner hier mit Dankbarkeit zu erwähnen. Er war nämlich der erste, der so etwas von Lehrfähigkeit in mir entdeckte. Wenn Herr Hulskamp wegen irgend eines Anliegens auf eine Viertelstunde die Schule verlassen mußte, stellte er mich so lange als Unterlehrer an. Meine Hauptaufgabe bestand darin, die wenig zahlreichen Schüler und Schülerinnen dazu anzuhalten, aus beweglichen Lettern kleine Wörter zu bilden. Und das fünfjährige Schulmeisterchen fand reichliche Gelegenheit, seine kindische Parteilichkeit einem begabten reizenden Helenchen zufließen zu lassen, das er nicht bloß mit Lob, sondern sehr oft auch mit Rath und That beflügelte.

Von Herrn Hulskamp ging es zu Herrn van Bühl, in eine sogenannte französische Schule. Hier gesellte sich

als äußerer Lehrstoff die französische Sprache und Zeichenunterricht zu einer sehr gründlichen Uebung in der holländischen Sprachlehre. Aber es kam etwas viel Wichtigeres dazu. Es wurde der Charakter gehegt und gepflegt. Eines Tages besuchte uns ein Schulaufseher. Dieses Amt war damals in Holland zumeist in Händen von sogenannten großen Herren, die Vieles vortrefflich verstehen mochten, aber in der Sprachlehre nicht bewandert waren. Ich hatte natürlich als sieben- oder achtjähriges Knäblein davon keine Ahnung. Ich ward an die Tafel gerufen und sollte einen holländischen Satz hinschreiben. Der Schulaufseher F . . . . machte mich auf einen vermeintlichen Fehler aufmerksam, der keiner war. Ich ließ mich nicht irre machen und behauptete in bescheidenem Tone, aber fest und sicher mein Recht. Der hochansehnliche Mann verließ uns, aber Herr van Bühl, der Lehrer, trat sogleich zu mir, klopfte mir sanft auf die Schulter und ermuthigte mich mit den Worten: „Du bist recht brav gewesen, Du hast das Richtige gewußt und hast es tapfer vertheidigt.“ Ich verdanke es wohl meinen Eltern, daß mir dieses Geschichtchen in der Erinnerung geblieben und bin mir klar bewußt, daß es eine Charakterwurzel in mir getrieben hat.

In diese erste Kindheit fällt nun der Einfluß, mit dem mein Vater für alles spätere Streben bei mir den Grund gelegt. Er lehrte mich die Arbeit lieben und flößte mir in den zartesten Kinderjahren die süße Gewohnheit des Fleißes ein, die mich später nur auf kurze Zeiträume verlassen hat.

Er schlug dabei folgenden Weg ein, der halb berechnet

sein mochte, zur anderen Hälfte sich ganz natürlich ergab. Mein Vater war ein vielbeschäftigter Arzt, der sich durch Gewissenhaftigkeit des Vertrauens, das er genoß, würdig zu machen und würdig zu erhalten strebte. Er arbeitete unabläßig. Was bei Tag sein Empfangszimmer war, — eine kleine bescheidene Stube — war Abends sein Studirzimmer, ein Heiligthum, in das Niemand eingelassen wurde. Da durfte ich bei ihm sitzen und meine kleinen Arbeiten machen. Ich bewahre noch heute ein Heft, in dem ich Fénelon's Aventures de Telemaque in's Holländische übersetzte, gar ungeschickt und kindlich; aber es ist mir ein rührender Zeuge von meines Vaters anregender Bemühung und meinem willigen Streben zu einer Zeit, in der ein freundliches Wort' ein lobender Zuspruch, eine kleine Naschterei oder gar die Erlaubniß aufzubleiben und mit den Eltern zu Nacht zu essen, das ganze Paradies meiner Belohnungen erfüllte. Das Bedürfniß zu arbeiten ward mir so zur zweiten Natur, daß ich mir nie durch's spätere Leben ein Verdienst daraus gemacht, und wenn ich allenfalls darum gelobt ward, mir die Anerkennung ganz ruhig gefallen ließ, in dem stillen Bewußtsein oder auch mit der lauten Bemerkung, daß sie meinem Vater gebühre. Ich habe das stille Stübchen in dem Wolvenhoek in Herzogenbusch in späteren Jahren mit meiner jüngsten Tochter wiederbesucht, als mein Vater längst verblichen war — aber ich hätte mich hinknieen mögen, um das Dankgebet, das ich in meiner Elsa Augen las, in Worte zu kleiden.

Um dieses Streben, das mit Ernst geleitet, und mit

Wonne empfunden ward, webten Natur und Kunst ihre goldenen Fäden.

Wir hatten hinter dem Hause einen nicht gar zu kleinen, reizenden Garten. Am Geburtstag meines Vaters, — er war am 10. Februar 1793 in Leyden geboren, — genossen wir manchmal den Vorfrühling, wenn wir die Crocus und Leberblümchen in der Mittagsstunde begrüßten. Ein kleines, aber gut gehaltenes Treibhaus ließ uns Camelien und Azaleen bewundern; im vollen Frühling fehlte es im Garten weder an Maiglöckchen, noch an Flieder und Goldregen, die man in nördlichen Ländern so gerne zusammenpflanzt. In meinem Eckchen des Gartens wucherte die Waldrebe. Daneben flatterten in einem großen Vogelbauer zahlreiche Kanarienvögel, im Garten reiften gute Trauben und prachtvolle Birnen. Freilich umfaßte dieser Garten beinahe unsere ganze Naturherrlichkeit. Spaziergänge gab es selten, und wenn wir ein paar Mal im Jahr auf dem schmalen Damm nach Denteren wanderten, waren Wasserviolen im überschwemmten Lande und auf dem Rückweg der Mond unser Hauptgenuß.

Damit wetteiferte die Freude am Gesang meiner Mutter. Sie hatte eine wundervolle, wohlgeschulte Stimme, die sie gern von Lottchen Kliebes weiter bilden ließ. Sie pflegte sich auf der Guitarre zu begleiten, sang aber auch große Arien von Rossini, wie man in Holland zu sagen pflegt, aus dem Fäustchen, das heißt, ohne alle Begleitung. Wie oft hat ihr Gesang meine Unruhe beschwichtigt, meine Schmerzen gestillt, mein Herz gerührt und gebannt! Jeden-

falls verdanke ich diesen Eindrücken die Freude an der Musik, die mich durch's ganze Leben begleitet hat, ebenso oft Trost spendend als Begeisterung erregend.

Mein Vater war nicht musikalisch, aber er half nichtsdestoweniger die Liebe zur Kunst in mir zu erregen. Er liebte die Litteratur und insbesondere die Dichter. Wie oft unterbrach er den stillen Gang des häuslichen Lebens, indem er bald selbst ein Lieblingsgedicht musterhaft vorlas, oder mich aufforderte, irgend eine schöne Stelle laut zu lesen, was häufig inmitten trockener Arbeit eine begeisternde Unterbrechung ergab.

Damals besaß Holland in van Alphen einen Kinderdichter, der kaum seines Gleichen haben durfte, wenn es gilt, im jungen Herzen das Bewußtsein des Kinderglückes zu beseligen.

Der Ton seiner Lieder war allerdings im Ganzen nüchtern und mochte an Gellert und Gleim erinnern, aber er war einfach und natürlich. Der Dichter bewegt sich in den kleinen Vorfällen und Beobachtungen des kindlichen Lebens und weiß ihnen die überzeugendsten Beispiele von Gehorsam, Geduld, Ergebenheit, von Achtung der Wahrheit, von Liebe und Menschenfreundlichkeit abzugewinnen. Eine Pfirsich belohnt den Fleiß, eine Hand voll Pflaumen die Entsagung, die gepflegt ward, um dem Gebot des Vaters treu zu sein, die Wartfrau reizt die Aufmerksamkeit für ihre Märchen durch eine Tasse Chokolade, die Mutterliebe überstrahlt alle Freuden und Leiden des Kindergemüthes. Nur selten schleicht sich in van Alphens Verse ein Zug der

Altklugheit ein, wie wenn ein Kind, das sein Glück im Einzelnen rühmt, es hervorhebt, daß es noch keine Sorgen kennt. Die kindlichen Vorurtheile werden wirksam bestritten, das Kindergemüth in vorsichtiger Weise darauf vorbereitet, daß das Leben Lieb' und Leid bringt, daß die Dankbarkeit für jenes die Ergebenheit in dieses begründet und erleichtert. Nur höchst ausnahmsweise begegnet es dem Dichter, daß er über das Ziel hinausschießt und das Gegentheil der von ihm beabsichtigten Wirkung hervorbringt. So in dem Gedichtchen, das der Furcht vor Leichen vorbeugen soll, während diese Furcht gerade durch die unzeitige Warnung erweckt und gesteigert wird. Ich selbst bin mit meinem erregbaren Gemüth ein Opfer jener unzeitigen Warnung gewesen. Ich mochte etwa sechs Jahre alt sein, als mir die Großmutter starb. Meine Mutter wünschte sehr, daß ich die Ihrige noch einmal sehen sollte, wollte dieses aber nicht veranlassen ohne daß mein Vater ausdrücklich darein gewilligt hatte. Ich ward nun hingeführt, sah die Verblichene in einem traurig, beinahe grausig ausgestatteten Zimmer, in dem der Schreck und der Schmerz um die Wette mein Gemüth verwirrten. Ich konnte Wochen lang das Bild der entseelten Großmutter nicht los werden und es konnte mich Abends im Bett so ängstigen, daß ich laut weinte und über irgend einen Schmerz klagte, nur um mir die kosende Gesellschaft meiner Mutter zu erzwingen.

Ganz anders ging es nach vielen Jahren meinem Söhnlein Karl. Allerdings zählte er schon acht Jahre, als er mich eines Nachmittags in Zürich in die Lehranstalt für

Anatomie begleitete. Ich hatte in einem großen Saale in einem Schrank einiges zusammenzusuchen, was mir den folgenden Tag für meine Vorlesung dienen sollte. Inzwischen hatte der Kleine an einem mir fern liegenden Fenster eine männliche Leiche entdeckt, und er umging sie mit gleichmüthiger Aufmerksamkeit, etwa wie er jeden unerwarteten Gegenstand, eine Bildsäule oder eine Pflanze, betrachtet haben mochte. Die unberechtigte Scheu war ihm nicht eingeprägt worden, und er empfand sie nicht.

Van Alphen's Gedichte, die ein nur kleines Bändchen füllten, waren damals in dem besten Sinne volksthümlich. Die meisten Kinder wußten sie auswendig, und die kindlichen Lieder waren ihnen um so mehr an's Herz gewachsen, als sich darin die Heimath und heimisches Stillleben getreu und farbig spiegelten. In einer Uebersetzung ließ sich ihr anmuthiger Zauber kaum wiedergeben, in der deutschen fiel ihre Schwunglosigkeit auf, in der französischen ging ihre Unbefangenheit verloren. Bevor ich diese Zeilen schrieb, habe ich die 66 Gedichtchen in einem Zuge überlesen und wurde dabei von der dankbaren Erinnerung an die Glückseligkeit des Kindesalters erfüllt und ergriffen. Die bescheidene Rolle eines solchen Dichters hat für die Unsterblichkeit gesät.

Mit Hieronymus van Alphen wetteiferte an Einfluß auf meine sittliche Entwickelung ein kleines französisches Büchlein, aus dem ich in den allerersten Kinderjahren manches auswendig gelernt habe. Mein Vater, der schon als Jüngling ein Freidenker geworden war, suchte bei der Erziehung

die Rolle des Glaubens so viel als möglich zu beschränken, um dafür der Pflege der Sittlichkeit eine desto größere Sorgfalt angedeihen zu lassen. Das Büchlein, das kein Verfassername schmückt, vielleicht weil es zum Theil anderen Schriftstellern entlehnt ist, hebe ich sorgfältig auf. Als siebenjähriger Knabe hielt ich es in dem Schubfach eines zierlichen Tischchens, das aus der Haushaltung der Eltern meiner Mutter stammte, und mir jetzt, ein theures Andenken, als Schreibtisch dient, wenn ich meine Kranken empfange. Der Titel des Büchleins war:

La Morale de l'enfance
ou
Collection de quatrains moraux,
mis à la portée des enfans
l'an VI de la République.

Die ersten Zeilen können als Schlüssel die Tonart und Behandlung jener Sittenlehre bezeichnen:

Enfans, de mes leçons tâchez de profiter,
C'est mon amour pour vous qui dicta mon ouvrage;
Heureux si par mes soins vous pouvez éviter
Les maux que doit souffrir l'enfant qui n'est pas sage!

Vor den Versregeln sind merkwürdigerweise die Menschenrechte abgedruckt mit der einleitenden Bemerkung, daß das französische Volk angesichts des höchsten Wesens die Rechte und Pflichten des Menschen und Bürgers verzeichnet. Jetzt macht mir dieser Eingang großen Eindruck, er wurde aber natürlich vom Kinde nicht beachtet. Der Herausgeber sagt in seinem Vorwort, der Verfasser habe beabsichtigt, durch die vierzeiligen Verse das Gedächtnis zu üben, indem er damit die Bildung des Herzens und Verstandes

verknüpfe. Die Verse zeichnen sich durch französische Klarheit aus, und obgleich es sich, zum Unterschied von van Alphen, um abgezogene und allgemeine Regeln handelt, ist doch das ganze Gebiet der Eigenschaften, die ein Kind erstreben soll, mit so viel Wärme beleuchtet, daß das allgemeine Gesetz sich leicht in einem Bezug zum Kind als Einzelwesen verwandelt. Das Büchlein betont mit Nachdruck den Glauben an einen persönlichen Gott, weiß aber mit wunderbarem Geschick die Frömmigkeit ganz unabhängig vom Glauben zu wahren und zu pflegen. Es bereitet auf die Wechselfälle des Lebens vor und sucht den Trost nicht in äußeren Belohnungen, sondern im muthigen Vertrauen auf das eigene Bewußtsein.

Die Rosenzeit währt kurz und vielleicht war jene Kinderzeit zu rosig, um lange zu währen. Mein Bruder Fritz, der im Alter auf mich folgte, und ich selber, wir waren zwei lebhafte Kameraden und machten meinem vielbeschäftigten Vater etwas mehr Unruhe, als ihm zuträglich war. Vor allem aber war mein Vater für unsere Entwickelung immerfort auf das Beste bedacht. Zu Voxtel, zwei Stunden von Herzogenbusch, gab es eine Erziehungsanstalt, die einen sehr guten Ruf genoß, ihr waren über zwanzig Knaben guter Familien anvertraut, dort sollten wir hin und in der That war für Erziehung und Unterricht in dieser Anstalt trefflich gesorgt.

Zu den früher betriebenen Lehrgegenständen kam besonders das Englische hinzu. Meine Kenntnisse in der holländischen Sprachlehre wurden befestigt, die im Französischen

erweitert. Auch im Rechnen und in der Erdkunde wurden leidliche Uebungen angestellt.

Der sittliche Werth der Schule machte sich in einer frischen Kameradschaft geltend, welche die Schüler untereinander verband. Ich möchte sagen, daß ein ritterlicher Geist unter ihnen wehte und vor allen Dingen Unschuld. Eines Tages ward ich durch das Vertrauen eines Freundes überrascht, der zwei Jahre älter sein mochte als ich. Ihm hatte geträumt, sein Vater, der einige Stunden von Boxtel entfernt wohnte, sei gestorben. Der Traum ängstigte ihn über alle Maßen, so sehr ich ihn davon zu überreden suchte, daß Träume keine Weissagungen seien. In der darauffolgenden Nacht derselbe Traum und morgens zwischen uns dieselbe Unterhaltung. Dies alles wiederholte sich noch ein drittes Mal. Das Schlimmste war, daß am dritten Tage der Knabe abgeholt wurde, weil sein Vater schwer erkrankt war, — aber er heilte. Ich habe diesen Traum hier gern erzählt, weil man so häufig nur diejenigen verzeichnet, die unter auffallenden Umständen gänzlich in Erfüllung gingen.

Was aber in jener Erziehungsanstalt viel zu wünschen übrig ließ, das war die leibliche Pflege. Die Kost war schmal. Abends beim Nachtessen gab es einen Haufen Butterbrode mit Käse, obenauf die dicksten Schnitte, die nach unten immer dünner und kleiner wurden. Die Schüssel wurde zuerst dem ältesten Schüler dargereicht und kam zuletzt an mich und meinen Bruder Fritz, die wir die jüngsten waren. Wir gingen hungrig zu Bett. Unter den Suppenkräutern hatten einige Kameraden Gras entdeckt, und wir trugen

heimlich in Papierchen gewickelt das Fett vom Tische weg, weil man uns zwingen wollte, auch mit Ekel und Widerwillen unseren Teller leer zu essen. Dies alles fiel uns nicht allzu schmerzlich auf. Meine Mutter hatte uns oft gesagt, wir dürften nicht erwarten, daß wir es so gut haben würden, wie wir es zu Hause gewöhnt waren. Es war eben nicht so gut und wir beruhigten uns trotz Hunger und Ekel.

Ein besonderer Mißstand war, daß unser Schulzimmer auch das Spiel- und Unterhaltungszimmer war. So waren wir bei schlechtem Wetter und an den langen Winterabenden genöthigt, viele Stunden in demselben Raume zu verweilen. Und da das Zimmer von den Schulbänken beinahe ganz eingenommen war, so gab es keine Gelegenheit, sich in gesunden Spielen zu belustigen. Unsere Hauptunterhaltung des Winters bestand darin, Stückchen Schwefel am heißen Ofen vorüberzustreichen und uns an der blauen Flamme zu ergötzen, oder Aepfel zu braten. Allerdings bauten wir auch Schiffchen, oder wir schnitten in einem großen Kürbiß Löcher für die Augen, die Nase und den Mund aus und brachten ein brennendes Lichtchen darin an, mit dem wir die unheimliche Maske auf eine Kirchhofmauer stellten, womit wir wahrscheinlich uns selber mehr Angst einjagten als den Leuten, die vorbeigehen mochten. Zu diesem Spiele verführte uns wohl die Nähe des Kirchhofes. Wenn wir abends aus dem ganz für sich stehenden Schulhause zum Nachtessen und nachherigen Schlafengehen in das Wohnhaus gingen, mußten wir auf einem schmalen Pfade am Kirchhof

vorbeigehen, ja eigentlich führte unser Weg über den Kirchhof hin. In der zahlreichen und munteren Gesellschaft focht es uns nicht besonders an, aber es ging doch oft nicht ohne einiges Grausen ab. Bildeten wir uns doch fest ein, zuweilen Irrlichter gesehen zu haben, und ich meinestheils bin noch heute davon überzeugt. Jedenfalls ward die Wirkung jenes abendlichen Ganges in unheimlicher Nähe in der Folge viel ergreifender, als er nämlich durch die Dichtung verklärt ward. Goethe's Worte:

> Um Mitternacht ging ich, nicht eben gerne,
> Klein, kleiner Knabe, jenen Kirchhof hin
> Zu Vaters Haus, des Pfarrers; Stern am Sterne,
> Sie leuchteten doch Alle gar zu schön;
> Um Mitternacht, —

haben mir einen viel größeren Eindruck gemacht, weil ich ihre Stimmung so ganz erlebt hatte.

Der Gesammteindruck, den mir der Aufenthalt in Boxtel zurückgelassen hat, ist entschieden ein befriedigender. Ich fühlte mich durch den Unterricht gefördert und ich habe dort manche wohlthuende Freundschaft geschlossen, die sich unverbrüchlich erhalten hat. Auch dachte ich trotz aller Mißstände nicht daran, daß meines Bleibens in jener Schule so kurze Dauer sein sollte.

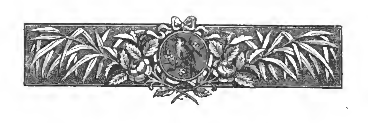
Dies kam aber so. Mein Bruder und ich, wir waren die ersten, die in der Anstalt von den Masern befallen wurden. Wir saßen damit im Eßzimmer — ein eigenes Krankenzimmer scheint es nicht gegeben zu haben, — und ich schrieb meinem Vater einen Brief, aus dem er gleich erkannte, daß

wir die Masern hätten. Meine Mutter holte uns sofort in einer Kutsche mit Kissen und Decken ab. Ich wurde zu Haus in ein warmes Bad gesteckt, um den Ausschlag hervorzurufen und gab in jenen Tagen das erste Zeichen eines ärztlichen Instinktes. Mein Kopf war mir zum Bersten eingenommen, und ich fragte meinen Vater, ob er mir nicht in je ein Nasenloch einen Blutegel setzen könnte, um mich zu befreien. Das Mittel wurde angewandt, und zwar mit vortrefflichem Erfolg.

Wir genasen beide, aber die Schule war durchseucht, ja einige Knaben erlagen der Krankheit, die mit ungewohnter Heftigkeit wüthete.

In den Tagen der Genesung kamen wir in's Plaudern. Dabei vernahmen die Eltern das Gute, das wir von Boxtel zu berichten hatten, aber, ohne daß im mindesten ein Geist der Anklage uns trieb, auch die Schattenseiten der dortigen Anstalt. Die ganz vernachläßigte Absperrung der Kranken von den Gesunden muß bei meinem Vater schwer in's Gewicht gefallen sein. Kurz und gut, es ward beschlossen, daß wir einstweilen wieder zu Haus bleiben sollten. Die Freude, die wir darüber hatten, war so groß, daß ich ihr eine größere Bedeutung für unsere baldige Erholung nach der schweren Krankheit zuschreiben möchte, als selbst der kundigen Sorgfalt meines Vaters und der liebevollen Pflege meiner Mutter.





II.

Knabenjahre.



Nun kommt eine Zeit meiner Kindheit, an die ich nicht ohne die höchste Wonne zurückdenken kann.

Zunächst war ich wieder unter dem elterlichen Dach und genoß auf's Neue die tausend kleinen Freuden, die man nur im Leben der eigenen Familie finden kann.

Nach der Trennung bot der erneute vertrauliche Verkehr mit den Eltern mir die bewußteste Freude. Da ich allein von den Kindern aufbleiben durfte, um mit zu Nacht zu essen, so hörte ich so manche Erzählungen, die sich auf ihre Jugend bezogen.

Darunter waren zwei Unglücksfälle, ein allgemeiner und ein anderer, der die Familie meines Vaters betraf.

Am 12. Januar des Jahres 1807 flog in Leiden ein großes Pulverschiff in die Luft. Eine der schönsten Straßen wurde dadurch in einen Schuttplatz verwandelt. In der ganzen Stadt wurden die Fenster zerstört. Der Lärm war im Umkreise mehrerer Meilen hörbar. Viele und edle Menschenleben gingen dabei zu Grunde. Es erlagen zwei der ausgezeichnetsten Professoren (Kluijt und Luzac) an jener Hochschule, die so berühmt ist durch ihre Wissenschaft wie durch ihren geschichtlichen freiheitlichen Ursprung. In einer einzigen Schule wurden an dreißig Kinder unter dem ein-

stürzenden Dache erdrückt und getödtet. Kurz, es war ein unsäglicher Jammer, von dem meine Eltern nach einem Vierteljahrhundert sprachen, wie von einem gestrigen Unheilsfall. Meine Mutter war in ihrem zwölften Jahre, sie war am 10. August 1795 geboren. Spät nach Mitternacht saß ihre Familie im Wohnzimmer beisammen, gedrückt und wehklagend. Meine Mutter, das jüngste Kind des Dr. van der Monde saß in einer Ecke zusammengekauert, ringend mit Schlaf und Betäubung. Es war ihr vorbehalten, inmitten des Elends unwillkührlich die heitere Note anzugeben. Auf einmal erinnerte sie sich, daß sie ein vortreffliches Gebäck — eine sogenannte „Leidsche bul“ in der Tasche hatte, sie zog es hervor und begann es mit Behagen zu knuppern. Für einen Augenblick entstand ein allgemeines Gelächter.

Der Unglücksfall, der die Familie meines Vaters betraf, fiel etwa zehn Jahre früher vor. In einer Nacht brannte das schöne Haus und Magazin meines Großvaters am „Ronde Hoek“ in der Harlemerstraße zu Leiden ganz nieder. Mein Vater, ein vierjähriges Knäbchen, ward im Augenblick der Gefahr in seinem Hemdchen auf die Straße getragen. Um ihn zu retten, mußte die Thür seines Schlafzimmers mit Gewalt aufgemacht werden, sie war von innen verschlossen, vielleicht schlief eine Wartfrau darin. Dieses wilde Aufbrechen der Thür hat meinem Vater fürs ganze Leben einen tiefen Eindruck gelassen. Es berührte ihn peinlich, so oft eine Thür lebhaft geöffnet wurde.

Mein Großvater, ein angesehener Apotheker, Mitglied des Stadtraths und sonst in sehr günstigen Verhältnissen

lebend, war auf einmal von allen Mitteln entblößt. Das Haus und die Vorräthe durften für ein stattliches Vermögen gelten. Allein an Chinarinde soll in der verhängnißvollen Nacht ein Werth von hunderttausend Gulden verbrannt sein. Spät Abends waren Dr. van der Monde, nachher mein mütterlicher Großvater, und seine Frau vorbeigefahren. Diese sah in dem Hause Licht und machte ihren Mann mit einiger Sorge darauf aufmerksam. „Mach Dir keine Gedanken", sagte der Doktor, „in einer Apotheke kann immer Nachts ein Licht oder ein Feuer brennen, ohne daß die geringste Gefahr im Spiel ist."

Die Habe meines Großvaters war vernichtet. In dem Wohlstand, den er sich emsig erarbeitet hatte, (er fing noch mit vierzig Jahren an griechisch zu lernen) liebte er es, Abends Freunde bei sich zu sehen. Darunter waren katholisch gesinnte, wie man in Holland sagt, „fijne Römschen" und ehrwürdige katholische Priester, die seiner Gastfreiheit freundschaftlich Bescheid thaten und seinen Thee, seinen guten Wein, seinen vortrefflichen Tabak nicht verschmähten. Keiner von ihnen hat ihm in der Noth Hülfe geboten. Dies behielten sich aus freien Stücken einige angesehene protestantische Bürger vor, die ihm so thatkräftig beistanden, daß er seine Apotheke wieder errichten konnte und bei seinem Tode, der im Jahre 1838 erfolgte, ein mäßiges, schuldenfreies Vermögen hinterließ.

Mein Großvater war selbst gut katholisch. Dennoch muß ihm das Verhalten der Glaubensgenossen unter seinen Hausfreunden einen ernsten Eindruck gemacht haben. Denn

in dem heranwachsenden Knaben, der später mein Vater wurde, keimte der Zweifel, den ihm das auffallende Benehmen verschiedener Menschen in die Seele gepflanzt. Er studirte und dachte, und als er die Hochschule beziehen sollte, brannte er vor Verlangen, die Vorlesungen Wyttenbach's zu hören, durch welche nicht bloß der Geist der Gelehrsamkeit, sondern auch der Freiheit wehte. Wyttenbach, der berühmte Sprachgelehrte, soll einmal seine Vorlesungen mit den Worten begonnen haben: „Christus erat magnus homo sed Socrates quanto major!" Als sich mein Vater ihm als künftigen Hörer vorstellte, empfing ihn Wyttenbach mit großer Verwunderung, indem er in die Worte ausbrach: „Ei! Herr Moleschott, Sie hätte ich bei mir nicht erwartet, ich hätte eher geglaubt, daß Sie das Priesterseminar in Warmond besuchen würden." Man sieht, daß Wyttenbach nicht ahnte, welcher Jüngling vor ihm stand. Aber der Würfel war geworfen und die geistige Zukunft der Familie war entschieden.

Zu den Lieblingserzählungen meiner Eltern für sie selber und für uns Kinder gehörte ihre eigene Liebesgeschichte. Zwischen den Familien Moleschott und van der Monde, dem großes Vertrauen genießenden Apotheker und dem hippokratischen Arzt, wie ich später von Professor Bruys van der Hoeven meinen mütterlichen Großvater nennen hörte, bestand ein freundschaftliches Verhältniß und so lernten sich die Kinder zeitig kennen. Mein Vater und meine Mutter behaupteten, sie hätten einander schon fünf- und dreijährig allen anderen Kindern vorgezogen. Und früh muß es in

der That gewesen sein, denn mehr als die Zeitrechnung besagen die kindlichen Ausbrüche ihrer frühen Neigung. Mein Vater hatte oft Gelegenheit, seiner kleinen Freundin aus der Apotheke ein Stückchen Süßholz, ein paar Pfeffermünzblättchen, Mandeln oder dergleichen mitzubringen. Dagegen hatte ihre Mutter nichts einzuwenden. Eines Tages kam er aber auf den Gedanken, seiner kleinen Elisabeth einen Stüber (10 Pfennig) zu verehren. Das bemerkte die Mutter übel und Elisabeth mußte dem Freunde das „unpassende" Geldgeschenk zurückbringen. Sie that's, ward aber von ihrem Anbeter recht knabenhaft bestraft. Denn als er ihr das erste Mal auf dem Thiermarkt wieder begegnete, versetzte er ihr — ich wage es kaum zu schreiben — eine allzuzärtliche Ohrfeige. Das Wesentliche ist, daß sich die Kinder auch im Jünglingsalter, ja durchs ganze Leben treu blieben. Natürlich zankten sie sich oft, aber sie fanden sich immer wieder. Nur denke man sich nicht, daß sie als Verliebte oder gar als Verlobte mit einander verkehren durften. Es herrschte zu jener Zeit in Holland nicht bloß strenge Zucht, sondern ernste Sitte, welche ein gewisses Maß freier Beweglichkeit nicht ausschloß. Wenn sich ein Jüngling einer Jungfrau nähern wollte, dann bat sein Vater den Vater des Mädchens um Erlaubniß für seinen Sohn, im Hause der Verehrten freundschaftliche Besuche zu machen, er bewarb sich, wie es hieß, für seinen Sohn um Zugang. Wurde dies angenommen, dann war damit grundsätzlich anerkannt, daß beide Väter die Verbindung billigen würden, aber die Entscheidung blieb den jungen Leuten vorbehalten. Zunächst

erhielten sie Gelegenheit, einander näher kennen zu lernen und, indem sie sich prüften, konnte die Neigung wachsen. So ward mein Vater, während er noch die Hochschule besuchte, als Werber anerkannt und genoß dankbar das Vorrecht, daß er von Kindesbeinen an mit dem geliebten Mädchen dieselbe Stadt bewohnen konnte und sie einander nie aus den Augen verloren.

Hie und da wurde das Zusammensein mit einem kleinen Opfer erkauft. Eines Abends machte mein Vater im Hause van der Monde einen Besuch und ward nach einer Weile befragt, ob er gerne Buttermilch, die beliebte holländische „Karnemelk", esse. Er fühlte wohl, daß wenn er die Frage bejahte, er zum Nachtessen eingeladen werden würde. Er bejahte also, ward geladen und in der freundlichen Absicht genöthigt, zwei Teller von der ihm durchaus nicht schmeckenden Buttermilch zu genießen.

In meinem väterlichen Hause ward dem öffentlichen Leben keine hervorragende Aufmerksamkeit gewidmet. Eine Ausnahme machte es freilich, wenn die Vaterlandsliebe ins Spiel kam. Lebhaft beschäftigte den achtjährigen Knaben der belgische Aufstand, den man damals in Holland so wenig als eine Erhebung begriff, daß Belger und Meuter lange gleichbedeutende Wörter blieben, wobei der Umstand, daß im holländischen „sich belgen", sich auflehnen heißt, das Seinige beitragen mochte. Es blieb im niederländischen Herzen, das für Oranien klopfte, ein Groll zurück, der sich nach und nach in eine tiefe geschichtliche Wehmuth verwandelte. Hatten doch die südlichen und die nördlichen Pro-

vinzen zu viel mit einander erlebt und gelitten, um die Trennung nicht als einen Riß durch die Herzen zu empfinden. Bedenkt man, was Holland im Handel, was Belgien im Gewerbefleiß war, wie sich Wissenschaft und Kunsttrieb, Gemüthsanlagen und Lebensanschauungen in beiden Ländern innig ergänzten und wie ein edler Freiheitsdurst, der im Grunde die Trennung veranlaßte, ihnen gemeinsam war und ihnen früher dieselben Ziele vorsteckte, dann begreift man, wie hier zwei kleine Länder auseinander fielen, die, verbunden einen mittelgroßen Staat von unberechenbarer Machtstellung gebildet haben würden. Je mehr ich heranreifte, um so deutlicher mußte ich allerdings begreifen, daß der Bruch nicht weniger durch die Kurzsichtigkeit der holländischen Regierung, als durch der Belger Drang nach Unabhängigkeit veranlaßt wurde. Hätte man damals in den Niederlanden begriffen, was man in der Schweiz so deutlich erkennt, daß verschiedene Sprachgebiete und verschiedene Glaubensgenossenschaften von demselben Staate umschlossen werden können, hätte man es strenge durchgeführt, daß zu den höchsten Staatsämtern alle Gleichbefähigten gleiche Berechtigung hatten, so hätte man in gegenseitiger Rücksicht gewetteifert, statt starrsinniger Unduldsamkeit zum Opfer zu fallen. Was man aneinander verloren, haben später unzählige der besten Köpfe eingesehen, und vaterländisch gesinnte Herzen haben es tief beklagt. Holländer und Belger fühlen sich nicht wie feindliche Brüder, sie sehen sich durch die Verhältnisse getrennt und haben Heimweh nach einander. Die Spannung, mit der ich die Vorfälle in Belgien ver-

folgte, bezeichnet insofern einen Abschnitt in meinem Leben, als ich zum ersten Mal dem Lauf der Weltereignisse meine ganze Theilnahme zuwandte. Ich kam zum ersten Mal ins Zeitungslesen hinein. Allabendlich nach dem Nachtessen mußte ich die Berichte vom Kriegsschauplatz den Eltern vorlesen. Das Schicksal Antwerpens und seiner Burg, die am 24. Dezember 1832 von den Franzosen zum Vortheil der Belgier besetzt ward, erregte natürlich meine größte Aufmerksamkeit, die Schicksale des greisen Generals Chassé die lebhafteste Theilnahme. So war ich denn noch zu sehr Kind, um die fernwirkende Juliumwälzung mit Bewußtsein zu erleben, aber ein Theil ihrer Folgen ward tief empfunden und ließ die ersten Keime der Theilnahme am öffentlichen Leben in mir zurück.

Dies war noch vor dem Aufenthalt in Boxtel. Nachher war das Hauptereigniß, das mich ins Zeitungslesen stürzte, der Mordanschlag Fieschi's auf Ludwig Philipp. Die Höllenmaschine spielte am 28. Juli 1835. Für den Bürgerkönig war Niemand im Hause begeistert, weder die Zuhörer noch der Vorleser. Aber ich las die Berichte mit der aufgeregten Neugierde, mit der man eine Verbrechergeschichte verfolgt. Lag auch in den Ereignissen nichts Großartiges, eines ging daraus hervor und blieb im Geiste haften, daß auch des Königs, wenn nicht vielmehr gerade der Könige Geschick auf schwankenden Füßen steht.

Was nun das eigentliche Lernen betrifft, so schoß es recht üppig ins Kraut, es trieb ein paar Jahre wilde, wenn auch glücklicher Weise nicht ungesunde Schößlinge.

Ich kam zunächst wieder in eine französische Schule. Diese war ganz nach der Richtschnur des Gehenlassens entgleist. Es fehlte den Lehrern nicht an Tüchtigkeit, aber sie schienen keine andere Aufgabe zu kennen als die Knaben arbeiten zu lassen, sie still und fügsam zu erhalten. Es kam die Erdkunde an die Reihe und jeder nahm mit Hülfe seines Schulbuches und mittelmäßiger Karten nach seinem Belieben ein Land vor und rief ebenso nach seiner Lust den Lehrer herbei, um sich überhören zu lassen. Es wurde darauf los übersetzt, ins Französische, ins Englische, auch ins Deutsche, aber jene deutschen Arbeiten bereiteten mir später die unliebsame Ueberraschung, daß nicht nur Fehler, die ich gemacht hatte, stehen geblieben waren, sondern auch ganz selbständige vom Lehrer hineingetragen wurden. Man denke sich, was bei solcher Uebung des Rechnens, der Buchstabenrechnung, der Größenlehre herauskam. Hatte sich der Schüler eine Zeit lang abgemüht, für viele wäre es besser zu sagen abgequält, dann kam der Lehrer herbei, prüfte die Rechnung oder überhörte — überhörte, sage ich — den Lehrsatz und dessen Beweis; von einer Ergründung, ob der Schüler das Hergesagte verstanden hätte, war nicht die Rede. Geschichte wurde sehr dürftig getrieben. Freie Aufsätze wurden niemals gemacht. Erklärung, Erläuterung, Vortrag, Anregung, Erhebung, Begeisterung, die mußte der Schüler anderswo oder in sich selber finden, die Schule bot sie ihm nicht. Ich werfe mich nicht zum Richter auf über das, was meine Mitschüler erreichen mochten, aber es dünkt mir wahrscheinlich, daß Viele, denen nicht der Lerntrieb und die

Arbeitslust eingepflanzt waren, die ich ohne das geringste Verdienst von meiner Seite meinem Vater verdankte, bei dieser völligen Zucht- und Regellosigkeit im Lernen, nicht gerade die günstigste Gelegenheit zur Entwickelung finden mußten.

Wenn man den Einzelnen berücksichtigt, dann läßt sich auch dieser Schulstand von zwei Seiten betrachten. Wer schon fruchtbare Keime zum Lernen angesetzt hatte und wenn zu Hause dafür gesorgt ward, daß er ein strebenswerthes Ziel im Auge behielt, der ward in zwingender Weise auf sich selber angewiesen, zum Selbstarbeiten, zum Selbstlernen erzogen. Aus dem Mangel entsprang der Vortheil.

Aus der Schilderung von dem was in der Schule vorging, in der man freilich von morgens acht bis abends fünf verblieb — es wurde dort zu Mittag gegessen und in einem hübschen Garten gespielt — geht hervor, daß wenigstens keine häuslichen Aufgaben zu erfüllen waren. So blieben die Abendstunden der Erholung gewidmet. Zu dieser gehörte aber sehr bald für mich das Lesen, nur daß dies auch ohne die erwünschte Obhut von Statten ging. Meine Eltern konnten kein Englisch, und gerade zu dieser Sprache trieb es mich mit Macht. Aber ich mußte ziemlich auf geradewohl meinen Lesestoff wählen. Bald waren es die Gedichte in einem Buch mit Kupferstichen (sogenannten Scraperbook), bald Walter Scott's Woodstock oder Leben Napoleon's, kurz Schriften, die mir viel zu schwer waren, an denen ich mich abquälte, selten erkannte und niemals ergötzte. Aber ich blieb bei der Stange. Mein Vater ward wegen der

vorragenden Stelle, die er als Arzt einnahm, sehr häufig zu Fremden gerufen. Er sprach fließend Französisch, verstand gut Deutsch, aber konnte sich nicht darin ausdrücken. Englisch war ihm, wie gesagt, ganz fremd. Ich versprach mir, da ich Arzt zu werden wünschte, dereinst mit meinen Kranken in ihrer eigenen Sprache zu verkehren und dies war der erste Stachel, der mich alle Hindernisse überwinden lehrte.

Besser als mit der englischen Litteratur ging es mit der französischen. Mein Vater, der seine Aufgabe, für Anregung zu sorgen, nie aus den Augen verlor, hatte mir Barthélemy's voyage du jeune Anacharsis en Grèce in einer Ausgabe mit schönen Karten geschenkt. Dazu kam d'Auville's Atlas der alten Welt. Mit Barthélemy's Hülfe lebte ich mich, so gut ich konnte, in diese ein und bekam einen Vorgeschmack von dem, was mich dereinst darin erbauen sollte. Griechenland wies mich natürlich auf die Römer, und eine sehr ausführliche römische Geschichte wurde von mir wie ein Roman verschlungen. Wenn ich mich recht erinnere, war es die holländische Uebersetzung eines Werkes von Stuart in vielen Bänden.

Aus der holländischen Geschichte beschäftigte mich mit Vorliebe, wie alle holländischen Knaben, das Leben von Hugo Grotius und Johann van Oldenbarneweld. Beide Männer haben, von allem anderen abgesehen, die holländische Jugend mit wissenschaftlichem Drang und einem charaktervollen Sinn für Unabhängigkeit und Manneswürde erfüllt, so daß sie für die Niederlande in der That als Er-

zieher gelten können. Die ungebeugte Auflehnung der Niederlande gegen Spanien im achtzigjährigen Krieg, die Heldenthaten zur See in der Bekriegung Englands verfehlten nicht, die Wirkung jener Begeisterung für berühmte Männer zu vertiefen. Die Tromp und de Ruyter lebten uns in Mark und Blut, als wären sie die Urheber unseres Lebens und unserer Wohlfahrt, und auch ich habe dem ehrgeizigen Traumbild nicht entrinnen können, nach dem ich einmal ein ruhmreicher Admiral hätte werden sollen.

Meine Lieblingsbeschäftigung, ich möchte sagen meine liebste Erholung, war indeß die Litteratur. Es war eine goldene Zeit, als ich mich in meinem dreizehnten und vierzehnten Jahre in Racine und Corneille vertiefte. Es gelang mir nicht, sie in der Tiefe meines Herzens zu vergraben. In den Nachmittagsstunden ging ich, meinen Dichter in der Tasche, weit vor die Stadt hinaus, meist in die Umgegend von Vught und verlor mich unter die Bäume eines Landgutes und lieber noch auf die offenen Wiesen, wo ich, alle Kraft meiner Stimme und Begeisterung übend, ohne andere Zuhörer als die Kühe und Ochsen, die Trauerspiele laut las und als Leser, Schauspieler und Hörer in ihren Schönheiten schwelgte. Ich habe es immer als ein Glück betrachtet, daß ich Racine und Corneille vor Schiller und Goethe kennen lernte, so daß mir eine Steigerung des Genusses vorbehalten blieb, der zuletzt in Shakespeare gipfelte.

Ein anderes Vorrecht war es mir, daß in dem elterlichen Hause die holländischen Dichter nicht vernachlässigt

wurden, daß ihnen aber die Bewunderung nicht wie ein Zoll entrichtet wurde, den man ihnen schuldete, nicht weil sie Dichter, sondern weil sie Holländer waren. Von Vondel und Cats war selten die Rede. Dagegen waren Tollens, Poot, Bellamy und Borger hochgeachtete Lieblinge, von denen auch manches Gedicht auswendig gelernt wurde.

Wenn ich nach den Eindrücken urtheilen soll, die ich selber erlebt und in mir verarbeitet habe, dann ist in der holländischen Litteratur ein Schatz von lyrischer Dichtung vorhanden, der für das Ausland noch gehoben werden muß und gehoben werden wird. Ein Gedicht wie das von Poot über das Landleben, von Borgen auf seine dahingeschiedene Frau, das von Tollens, das anhebt mit den Worten

„Op den Kruizweg van het leven . . . . .“

sind Juwele, die sich den schönsten Gedichten von Cowper, Gray würdig anreihen lassen.

Unter Allem, was Neues in jenem reiferen Knabenalter in meinem Gesichtskreis auftauchte, bekleidet unstreitig den ersten Platz das Latein.

Ich muß es wieder auf meinen Vater zurückführen, daß ein neues Studium von mir immer mit begeisterter Spannung erwartet ward, und es war eine unveräußerliche, beglückende Naturgabe, daß ich in diesen Erwartungen niemals getäuscht worden. Latein lernen, das schien mir der Uebergang zu einem neuen und reiferen Lebensabschnitt, es schien mir eine Eroberung am Leben, eine Erhebung meiner selbst. Es dauerte nicht lange, daß ich einzelne Kernsprüche verstehen lernte. Darunter waren solche, die mir

für alle Zeit Lieblinge geblieben sind, wie: amicus certus in re incerta cernitur, andere, die mich mitten in das Wohlleben des elterlichen Hauses zurückversetzten, wie das festina lente, oder ne quid nimis, die mir von meinem Vater, der mich mehr zu zügeln als zu spornen hatte, so oft zugerufen wurden.

Den Unterricht erhielt ich einzeln von einem lutherischen Prediger, „domine" Ter Laag, dessen Namen ich hier dankbar erwähnen muß, denn er verdiente in vieler Beziehung den guten Ruf, der ihm zahlreiche immer an einzelne Knaben oder Jünglinge zu gebende Stunden verschaffte. Zunächst war Herr Ter Laag ein edles Vorbild ernsten Strebens, und er verstand es meisterhaft die Begeisterung, von der ich erfüllt war, zu schüren und zu hegen. Der ganze Ton der Stunden war überaus gemüthlich. Sie dauerten von elf bis eins; und wurden um zwölf durch eine große Tasse Milchkaffee mit einem mächtigen Rosinenbrod unterbrochen, das der Lehrer ebenso gern wie der Schüler verzehrte.

Ueber der Freude am klassischen Studium — das Wort behält und behalte seinen Zauber — gewahrte ich aber nicht, daß bei diesem Unterricht dasselbe Gehenlassen herrschte, wie in der französischen Schule. Ich selbst bestimmte die Größe meiner Aufgaben — die Reihenfolge bestimmte die vortreffliche, überaus klare in weisen Schranken gehaltene Sprachlehre Backe's, des Bruders des berühmten Hochschullehrers; — ich schrieb und lernte soviel Beugungen von Hauptwörtern und Abwandlungen der Zeitwörter auswendig,

als ich konnte und mochte; ich übersetzte vorwärts und rückwärts. Der Lehrer überhörte, berichtigte, hielt auf Ordnung, aber er ließ gehen, es war eine Anleitung, keine Lehre. Ich brachte es fertig aus einer Blumenlese mit vielem Kopfzerbrechen erhebende Sprüche zu verstehen, ich las allmählich den Eutrop, Cornelius Nepos und einige Briefe Cicero's. Bald gesellte sich zum Lateinischen auch das Griechische, in dem ich damals bis zu den schwierigsten Zeitwörtern gelangte. Aber im Lesen war hier die Auswahl und namentlich die Reihenfolge des Stoffs weniger glücklich als im Lateinischen. Ich erinnere mich, daß ich mich an Xenophon's Denkwürdigkeiten des Sokrates abgemartert habe zu einer Zeit, als sie noch weit über meine Kräfte gingen. Indessen ich übte mich und erlangte Fertigkeiten, wenn auch nicht von ferne einen noch so beschränkten Umfang abgeschlossener Kenntnisse.

Wochenlang war ich bei „domine" Ter Laag aus und eingegangen, die Thüre machte mir eine freundliche, sehr bescheiden gekleidete Frau auf, die ich für das Dienstmädchen hielt, und, da ich ihren Namen nicht kannte, nach holländischer Sitte mit dem Worte „Meisje" (Mädchen) anredete. Auf einmal entdeckte ich, daß es nicht die Dienerin sondern die Herrin ist, und war nicht wenig betroffen und verlegen. Aber die anspruchslose Frau verzieh meiner Unerfahrenheit leicht das Mißverständniß.

Auch an einem Unglück fehlte es nicht. In das Studierzimmer führte eine hohe Treppe; ich war nichts weniger als geschickt im Tragen meiner Bücher. An einem

Wintertage verwickelte ich mich in meinen Mantel und fiel die hohe Treppe hinunter. Ich trug keine Verletzung davon, aber ein unangenehmes Kopfweh und wochenlang fühlte ich mich manche Stunden des Tages wüst im Kopf. Damals habe ich oft gefürchtet, ich könnte durch diesen Unfall im Studium gestört werden und es gehörte das ganze Vertrauen, das ich zur ärztlichen Zuversicht meines Vaters hegte, dazu, um mich zu beruhigen. Nach einigen Wochen war alles wieder gut.

Ich sage mir es dankbar vor: ich schwelgte in Wonne und Seligkeit. Getragen von der Liebe meiner Eltern, fühlte ich mich wachsen. Ich lernte mit Lust und hatte die ergiebigste Gelegenheit die eigene Kraft zu erproben. Und ich durfte mich meiner Freude an der Litteratur inmitten des Naturgenusses überlassen, den man auch in der bescheidensten Umgebung, weit vom Meere, von Bergen und Flüssen, finden kann.

Und dennoch war es mit allem diesem nicht genug. Ist doch alles Wissen eitel, wenn das Gemüth nicht gepflegt wird, und die Urbedingung der Pflege des Gemüths ist der Verkehr mit Frauen. Meine Mutter, vor der ich so vertrauensvoll mein ganzes Herz ausplaudern durfte, mein Zagen und Hoffen, mein Fehlen und Gelingen, hätte mir statt Aller genügen können. Sie war das Urbild ächter Weiblichkeit, ganz Anmuth, sanft und gelassen, fürsorglich und mit Vertrauen schaffend, mitten im Leben und doch so anspruchslos, daß sie niemals mit dem Glück gerechnet hat. Ich hatte aber auch eine vortreffliche Schwester, ge-

scheidt und gefühlvoll, pflichttreu und unermüdlich strebend, herzensgut, anhänglich und so heiter, daß sie in der Schule den Beinamen des fröhlichen Doktors führte. Sophie — sie hieß wie später meine angebetete Frau — hatte viele gute Freundinnen. Zwei Schwestern meiner Mutter, beide älter als sie, waren auch in Herzogenbusch verheirathet, die eine an einen berühmten Advokaten, Namens Jan Sassen. Diese Tanten hatten zusammen neun Töchter, die mit einander zwar keinen Musenchor, aber Frömmigkeit, Schönheit, Güte, Geist, Geschmack, Kunstbefähigung, Litteraturkenntniß, und vor Allem die Gewandheit und Geschmeidigkeit vorstellen konnten, welche außerhalb des weiblichen Kreises entweder nicht zu finden oder keine Zierde ist. Die meisten dieser Basen waren älter als ich, einige so viel, daß sie mehr meine Beschützerinnen als meine Freundinnen waren und dennoch hatte ich zu allen ein mehr oder weniger persönliches Verhältniß. Sie haben Alle zu meiner Erziehung beigetragen, bald neckend, bald in ernster Unterhaltung, immer durch Vorbild. Wenn sich Eugenie durch ihre Besonnenheit und Kunstliebe auszeichnete, so war Franziska allgemein bekannt durch ihre geistreiche Beherrschung des Worts und des Lebens, und jedes Gespräch mit ihr war eine Uebung in der dem Menschen so unentbehrlichen Gabe der Unterhaltung.

Wie aber so oft, war das Seltenste das Liebste. Luise van der Monde, die älteste Tochter eines Bruders meiner Mutter, der in Bemmel bei Nymwegen Bürgermeister war, hatte bei uns einige Wochen als Besuch zugebracht. Sie

war ein paar Jahre älter als ich, und ich schwärmte für sie, wie so oft Knaben für eine heranreifende Jungfrau, die ihnen als Persönlichkeit so überlegen sein kann. Sie wußte meine Anbetung in den Schranken ruhiger und würdiger Freundschaft zu erhalten, und da sie leider sehr jung verschied, so darf ich sagen, daß sie unserer Freundschaft ein Denkmal hinterlassen, durch ein Geschenk an dem ich mich auch in jetziger Zeit mit dankbarem Herzen freue.

Dieses Geschenk war ein Buch und zwar Bouilly's Encouragements de la jeunesse. Mir ist es räthselhaft, daß dieses Buch hat in Vergessenheit gerathen können. Es enthält lauter Erzählungen, die sich auf hübsche Vorfälle im Leben berühmter französischer Schriftsteller vom Ende des vorigen Jahrhunderts beziehen. Der Sinn dieser Vorfälle läuft meistens darauf hinaus, daß das Verdienst jener Helden des geistigen Lebens auf mehr oder weniger überraschende Weise durch die thatsächliche Anerkennung von Seiten sogenannter Standespersonen geehrt und belohnt wird. Auf die Güte des Herzens wird dabei eben so viel Werth gelegt wie auf die Hervorragung des Geistes. Ganz besonders groß ist aber in dem reizend geschriebenen Buche die Rolle der Frau, der feinen gesellschaftlichen Bewegung, der sie das Steuer hält, der Sittenanmuth, die in Frankreich so wohl thut und von Bouilly so verführerisch geschildert wird, daß Einem das Leben der von ihm in's Auge gefaßten Pariser Gesellschaft als ein Ideal erscheint. Das Buch hat mir einen unberechenbaren Dienst geleistet. Mein Verlangen mich auszuzeichnen ward durch dasselbe

im edelsten und fruchtbarsten Sinne gestachelt, aber es ward sogleich das Gute erreicht, daß mir schon damals die Würde des Menschen nicht in einem trockenen, abgezogenen sich abschließenden Gelehrtenleben aufzugehen schien, sondern in der Verbindung geistiger Tüchtigkeit mit Höflichkeit des Herzens, die sich nur in geselligem Verkehr, in Gedankenaustausch und gegenseitiger Aufmerksamkeit bethätigen kann. Für diese Höflichkeit des Herzens aber fanden Luise und ihr Bouilly in meiner Mutter die mächtigste und unablässigste Förderung.



III.

Mittelschule.



Bemmel, das ich kurz zuvor erwähnte, hat in meiner Entwicklungsgeschichte eine noch unmittelbarere und bedeutendere Rolle gespielt. Zu den heitersten Erholungen meiner Kindheit gehörte ein Aufenthalt mit meiner Mutter und meinem Bruder Fritz eben dort bei meinem Onkel Bernhard. Dieser war auch in der ersten Jugend ein Lieblingsfreund meines Vaters gewesen und später ward zwischen beiden geplant, daß unserer Erziehung auf dem Gymnasium des benachbarten Cleve eine besonders günstige Bahn gebrochen werden könnte.

Meinem Vater mußte der Gedanke sehr verlockend scheinen. Er kannte aus Bewunderung und Erfahrung die Vorzüge und die Mängel der Lateinschulen. Die Nachtheile derselben schienen ihm vielfach überwiegend. Diese Schulen verdienten ihm zu sehr ihren Namen. Gegen das Latein stand Alles im Hintergrund. Schon das Griechische wurde dürftig betrieben, die Muttersprache viel zu wenig beachtet. Geschichte, Erdkunde, Größenlehre, lauter Stieftöchter. Von dem Streben nach allgemeiner Bildung war kaum die Rede. Statt der Bildung wurden Fertigkeiten erworben, hauptsächlich eben die Fertigkeit im Latein.

Um die Leistungen jener Lateinschulen gerecht zu würdigen, darf man freilich nicht vergessen, daß in Holland das erste Jahr der Hochschule vorzüglich klassischen Studien gewidmet wurde.

Zunächst bemühte sich mein Vater in den gegebenen Verhältnissen das Beste für mich ausfindig zu machen. Er hatte deshalb die lateinische Schule von Utrecht in's Auge gefaßt, die mit Männern wie Dorn, Seiffen und Ekker an der Spitze, einen ganz besonderen Ruf genoß. Was ein ausgezeichneter Mann dieser Art einem strebsamen Schüler sein kann, das hatte mein Vater als Jüngling an Bosse dem Rektor der Leidener Lateinschule erfahren, und dankbar, wie er war, wünschte er mir dieselben Vortheile angedeihen zu lassen. Ich sollte deßhalb, so große Opfer es ihm auch kosten mochte, bei einem der angesehensten Lehrer jener Utrechter Schule als Kostgänger in die Familie aufgenommen werden, und unter seiner Leitung den öffentlichen Unterricht genießen. So gerne ich im Schooße der eigenen Familie blieb, war doch ein wahres Fieber in mir entbrannt, um diese reiche Gelegenheit zu weiterem Fortschritt ergreifen zu können. Alles war verbrieft und verabredet, meine Aussteuer war zurecht gemacht, so zu sagen mein Koffer gepackt. Da kam ein Brief aus Utrecht und meldete, daß der besagte Lehrer, wenn auch noch so ungern, auf die Erwerbung eines Schülers, der der Sohn eines so geachteten Mannes wie mein Vater war, Verzicht leisten müßte, weil er Anstand trüge, mich, den Katholiken, unter die Söhne protestantischer Familien aufzunehmen, die schon seine Kost-

gänger waren. Man sieht, der treffliche Mann hatte eben so viel Ahnung davon, mit wem er es zu thun hatte, wie seiner Zeit Wyttenbach mit meinem Vater, der seine Vorlesungen besuchen wollte.

Jener Brief glich einem vernichtenden Unwetter, und er ward die Grundlage meines Glücks.

Ich fürchte nicht einen zu günstigen Eindruck hervorzurufen, weil ich nicht fürchte, daß meine weitere Erzählung meinem Urtheil Abbruch thun könne, wenn ich sage, daß es mir scheint als wäre ich nach Cleve durch goldene Pforten eingeführt worden.

So viel ich auch seither Schuleinrichtungen in der Welt gesehen oder davon gehört habe, ich kenne keine, an der Alles besser in einander griff, Jedermann so sehr der rechte Mann an der rechten Stelle war, und Alle bewußt, ergeben und doch mit unabhängiger Würde nach dem Wohle des Ganzen strebten.

Zunächst gab es hier Lehrer, keine bloßen Arbeitsaufseher oder Ordnungshüter. Sodann waren diese Lehrer Fachmänner, nicht Klassendriller, das heißt es war nicht ein einziger Lehrer damit beauftragt, alle Fächer in einer Klasse zu unterweisen. Ich will es nicht in Abrede stellen, daß in ganz besonderen Ausnahmsfällen ein hochbegabter Mann durch alleinige Leitung und Lehre mehr leisten kann als eine Vielheit von Lehrern, die seine Einsicht, seine hohen Gaben nicht besitzen. Aber es erhob das Gefühl unserer eigenen Würde, zu erleben, daß derselbe tüchtige

Mann, der uns so trefflich griechisch lehrte, nicht für geeignet galt, auch den lateinischen Unterricht zu ertheilen, dieser für den deutschen Aufsatz einem Dritten weichen mußte, und wieder ein Anderer die Größenlehre, ein Anderer die Naturgeschichte oder die Naturlehre vertrat. Dazu ist es ein unschätzbarer Vortheil, daß nicht derselbe Mann die ganze Zeit mit denselben Schülern zu thun hat, weil sie sich gegenseitig ermüden, und weil auch Lehrer und Schüler nicht vor den Mißverhältnissen geschützt sind, die aus persönlicher Eingenommenheit oder Abneigung entspringen. Es kommt ein neuer Lehrer in die Klasse, die ganze kleine Schaar fühlt sich erfrischt, und wer dem einen nicht genug thun konnte, der hofft vom Anderen besser verstanden, oder geduldet zu werden. So wie die Dinge in den preußischen Mittelschulen beschaffen sind, ist keine Gefahr vorhanden, daß die einheitliche Leitung darüber verloren gehe. Jede Klasse hat ihren eigenen Vorstand, dem insbesondere die Aufgabe zufällt, die Gesammtentwicklung der Schüler, den Plan des Unterrichts, die Zucht und Ordnung zu überwachen.

Mein Vater hatte mich und meinen Bruder selbst nach Cleve gebracht, und uns dadurch den Abschied aus dem elterlichen Hause nicht wenig erleichtert. Er brachte uns auch zum Direktor des Gymnasiums, Herrn Ferdinand Helmke. Hier hatte ich eine Prüfung zu bestehen, um zu ermitteln in welche Klasse ich vortheilhaft eingereiht werden könnte. Ich wußte Deutsch genug, um eine Stelle des Cäsar so zu übersetzen, daß ich in die vierte Klasse gewiesen

wurde. Mehr hatte ich nicht erwartet, und es that mir wohl, daß mein Vater mit diesem Probestück zufrieden war.

Eigentlich war ich mit meinen Kenntnissen des Lateins und Griechischen über die vierte Klasse hinaus, und es gelang mir auch in einem Jahre die vierte und dritte beide durchzumachen. Freilich hatte ich, als ich nach Cleve kam, schon das fünfzehnte Lebensjahr zurückgelegt, war also durchaus nicht als ein Wunderkind zu betrachten.

Aber im Deutschen war ich natürlich zurück. Es war eine unbehagliche Lage, als ich auf einmal in der Fremde unter meine Mitschüler trat, die natürlich neugierig waren mich kennen zu lernen, während ich nicht mit ihnen plaudern konnte, vielleicht gar befürchtete, ihnen als Eindringling zu erscheinen. Aber ich hörte, lauschte, und die Zunge wurde mir bald gelöst. Bei den schriftlichen Arbeiten hatte ich sofort einen Vorsprung vor meinen Kameraden. Diese, an die Clever Mundart gewöhnt, hatten große Mühe, die Eigenheiten derselben zu vermeiden, die vielfach an's Holländische erinnerten, und für mich so auffallend waren, daß es mir leicht war, mich davor zu schützen. Um nur ein Beispiel zu erwähnen, viele Wörter endigen im Holländischen in der Mehrzahl auf **n**, **en**. Dies ward von den Clevern vielfach in's Deutsche übertragen, und die Knaben schrieben sehr leicht die **Pferden**, statt die Pferde. Ueberhaupt war ich vorbereitet, mich des Sprachlichen rasch und mit Bewußtsein zu bemächtigen. Da ich später, als es in Deutschland üblich ist, mit dem Latein angefangen hatte, so waren für mich die Regeln der holländischen Sprachlehre der Aus-

gangspunkt um alle Anderen zu vergleichen. Auch hatte ich bereits Latein genug gelernt um mich auf dem Gerüst der Sprachlehre sicherer zu fühlen, ich wußte worauf ich zu merken hatte. Die Lehrer übten mir Nachsicht und belehrten mich unablässig, denn das ist das Gute, wenn der Mittelunterricht so geleitet wird, wie es in Cleve geschah, daß eigentlich jede Stunde in jedem Unterrichtszweige zugleich eine Stunde im Deutschen ist. Ich hatte aber auch einen gestrengen Lehrmeister, der ohne böse Absicht aber unbarmherzig die Peitsche des Spottes schwang. Dieser Lehrmeister war ein niedliches, nicht ganz sechsjähriges Mädchen, ein gescheidtes Lockenköpfchen, das mit der unbefangenen, reizenden Gewandtheit eines Kindes sprach und von jeder Unebenheit, geschweige denn von einer Unrichtigkeit, empfindlich verletzt ward. Mir fehlten in den ersten Wochen noch viele Wörter, und da ich die Sprache zunächst aus dem Buch gelernt hatte, waren es vielfach die Wörter des gemeinen Lebens. Um nicht mundtodt zu sein, mußte ich mir die Wörter oft nach Vergleichen schaffen. Aus dem Holländischen dapper wird tapfer, aus droppel Tropfen, aus huppeln hüpfen. Ich war noch weit entfernt den Instinkt eines Sprachforschers zu besitzen, und machte aus Lepel, Löpfel. Da gab's ein Kichern und in ähnlichen Fällen bisweilen ein höhnisches Gelächter, das mit der lauten Wiederholung des falsch gebildeten Wortes einherging. Man denke sich, was ich in meiner Quartanerwürde unter dem Spott des reizenden Kindes leiden mußte, das doch natürlich in so vielen Dingen weniger als ich unter-

richtet war. Kein Preis und kein Sporn hätten mich mehr aufmuntern und antreiben können, damit ich mich aus allen Kräften bemühte im Deutschen Fortschritte zu machen, und ich machte sie.

Indessen hat mir gerade meine Unsicherheit im Deutschen, wenigstens der Form nach, vor Ablauf des ersten Schuljahrs eine hübsche Brücke gebaut. Und ich erzähle hier den freundlich neckischen Vorfall nicht sowohl mir zu lieb, als um zu zeigen, welch' ein Geist der Erziehungskunst in der gesegneten Schule herrschte. Als ich zu Ostern 1838 die Prüfung bestehen mußte, um aus der vierten in die dritte Klasse versetzt zu werden, ward mir eine Stelle des Curtius vorgelegt, in der das Wort ingenia vorkam. Ich hätte mit „Köpfe" übersetzen sollen, verfiel aber in eine holländische Mehrzahl und sagte „Vernünfte" (holländisch Vernuften). Ueber die Versetzung ward aber nicht wie in den Ländern, wo man alles nach Punkten schäffelweise zusammenrechnet, einfach abgestimmt. Die Lehrer hielten eine ernste Versammlung, um bedächtig Rath zu pflegen. Da bemerkte einer: daß der junge Moleschott Kenntnisse genug besitzt, um in eine höhere Klasse aufzurücken, läßt sich wohl nicht bezweifeln, aber ich weiß nicht, ob sein Charakter dazu schon genügend entwickelt ist. Nach einer kurzen Pause versetzte der Klassenvorstand: Ach was! der ist hinreichend entwickelt, der besitzt ja nicht bloß Vernunft, sondern „Vernünfte". Und damit war der Knoten zerhauen.

Das Jahr nun, das ich der vierten und dritten Klasse zusammen widmen mußte, war mir überaus förderlich. Ich

lernte hier durch Erfahrung einsehen, wie nutzbringend es ist, wenn man, nachdem man eine Zeit lang darauf los studirt hat, umkehrt und den bereits zurückgelegten Weg noch einmal mit vertieftem Bewußtsein durchmacht. Man kennt schon einigermaßen die Fehler, die man vermeiden soll, die Schönheiten, die man zu gewärtigen hat, die Schwierigkeiten, die besondere Aufmerksamkeit und Uebung verlangen. Indem man alles in besserem Zusammenhang sieht, gewahrt man mit Verwunderung, daß man das Opfer von Mißverständnissen oder Gedächtnißfehlern gewesen ist, denen man sich mit freudiger Erkenntniß entreißt. Fast jeder Schritt, den man macht, ist ein bedächtiger Fortschritt, man legt die Hüllen ab und läßt die Flügel wachsen.

Aber wie groß war bei diesem berichtigten und beflügelten Gang das Verdienst der Lehrer! Man glaube ja nicht, daß sie über dem Erziehen, über der Charakterentwickelung das Unterrichten vergaßen. Die Rollen waren prächtig vertheilt. Herr Kölsch wußte geduldig, planmäßig sicher seinen Schülern die lateinische Formenlehre beizubringen, Herr Hochmuth löste diese Aufgabe ebenso vortrefflich für's Griechische. Und da es den Geist der Schule bezeichnete und auszeichnete, daß die Lehrer die Mittelmäßigen mehr berücksichtigten als die Befähigten, so war es beinahe unmöglich, die lateinische und griechische Sprachlehre nicht zu lernen. Das ging mit einer Frische, einem Ernst, einer Ausdauer zuweg, die bei allen ihre Spuren zurücklassen mußte.

Eine stete Sorgfalt verhütete jedes ehrgeizige Gebahren von Seiten der Lehrer, wie von Seiten der Schüler. Jeder

Lehrer setzte seine ganze und volle Persönlichkeit ein, um die Entwickelung seiner Schüler zu befördern. Es ist mir aus den vierundeinhalb Jahren, die ich an der Clever Schule zubrachte, auch nicht ein einziger Zug von Eifersüchtelei zwischen den Lehrern erinnerlich. Aber ebenso hübsch ging es unter den Schülern her. Es wurde keine andere Rangordnung zwischen ihnen beobachtet als die, daß beim Befragen gewöhnlich die wenigst sicheren zuerst an die Reihe kamen, die Besseren erst dann aufgerufen wurden, wenn es mit jenen haperte, gleichsam nur um zu zeigen, daß es möglich gewesen war, die verlangte Kenntniß zu erwerben und sie an den Mann zu bringen. Man half sich gegenseitig ohne Einflüstern oder gar die eigene Arbeit einem Anderen unterschieben zu wollen. Wie liebenswürdig der Wetteifer unter den Schülern aufgefaßt wurde, davon hat mir ein herrlicher Mitschüler eine Erinnerung in meinem Stammbuch zurückgelassen, die zu dem Köstlichsten gehört, das mir das Leben beschieden hat. Er hieß Eduard Collmann und war der Sohn eines angesehenen Advokaten. Vier Jahre lang hatten wir um die Wette geschafft und um die Palme gerungen, und als ich ihn um einige Denkzeilen bat, schrieb er mir Folgendes:

Von Jahren zu Jahren
Muß man viel Fremdes erfahren,
Du, sorge wie du lebst und leibst
Daß du nur immer derselbe bleibst.

Die Worte sind von Goethe, sie kamen von einem lieben erfolgreichen Mitbewerber, man möge mir's verzeihen, wenn mir das Dichterwort für einen Lorbeerkranz gilt.

Der deutsche Aufsatz war in den niederen Klassen in den Händen des Herrn Vierhaus. Väterlicher, gediegener, ernster und zugleich liebevoller wüßte ich mir keinen Lehrer zu denken. Niemals vergab bei ihm die Liebe etwas der Zucht, niemals die Zucht etwas der Liebe. Man hätte ihn bisweilen strenge nennen mögen, aber sogleich fiel Einem die Bemerkung auf's Herz: er ist doch aber so gut, so freigebig an freundlicher Ermunterung. Er mochte seine feinen und sanften Sitten wohl in der Töchterschule entwickelt haben, in welcher er seit langen Jahren ein sehr beliebter Lehrer war. Die Aufgaben für die Aufsätze und dies gilt auch für die späteren Jahre, die ich auf dem Clever Gymnasium zubrachte, wurden mit Einsicht und Sorgfalt gewählt, immer dem Schüler, wie es der Name bezeichnend ausdrückt, eine Aufgabe zumuthend, aber niemals etwas, was über seine geistigen Kräfte ging, seinem Gesichtskreise fremd sein mußte oder gar seine Empfindungen verletzte. Schon darin war weise gesorgt, daß die Aufsätze nicht zu oft dem Schüler zugemuthet wurden, in der vierten Klasse etwa jede Woche, in der höheren nur alle vierzehn Tage, wenn nicht noch seltener. Man ließ dem heranwachsenden Jüngling nicht nur Zeit, zu lesen und nachzudenken, sondern gewährte ihm auch die Muße, auf die Stimmung zu warten. Ein eigenes Verdienst fiel aber dem Lehrer zu und ich muß hier neben Herrn Vierhaus auch Herrn Hopfensack dankbar erwähnen, insofern er beim Verbessern unermüdlich jeden Sprachfehler, jeden verdächtigen Ausdruck, jede Geschmacklosigkeit und vor allen Dingen jede Unklarheit rügte, aber dem jungen Streber

volle Freiheit ließ, auf seine Art zu schreiben, sich gelegentlich einem kühnen Bilde zu überlassen, kurz nach seiner Weise die ersten Regungen des fühlenden Gedankenlebens zum Ausdruck zu bringen, welche die Engländer veranlaßt haben, zu sagen, daß das Kind des Mannes Vater ist. Gesegnet sei der Lehrer, der ein solches Andenken hinterläßt, und glücklich gepriesen der Schüler, der ein solches Andenken nach einem halben Jahrhundert dankbar hegen kann.

Für die Größenlehre war der Unterricht etwa drei Jahre lang durch die Persönlichkeit der Lehrer bewunderungswürdig bestellt. Zuerst war es Dr. Heinen, der in der vierten Klasse die Schüler in solchem Grade zu begeistern wußte, daß sie sich um die beste Begriffserklärung der geraden Linie nicht bloß stritten, sondern geradezu balgten. Und da auch hier die heilige Regel galt, sich um die Schwachen am sorgsamsten zu bekümmern, so kamen alle mit. Herr Heinen aber verließ uns bald, denn er wurde als Direktor an die höhere Bürgerschule nach Düsseldorf berufen.

Sein Nachfolger war Dr. Kiesel. Dieser übte in mächtig anregender Weise die Einbildungskraft des Lernenden, indem er Sätze aus der Körperlehre ohne alle Hülfsmittel, ohne Bretter, Stäbchen und Linien vortragen und beweisen ließ, was ihm über alle Erwartung gelang. Leider fand auch diese Herrlichkeit zu schnell ein Ende, denn Herr Kiesel ward, noch ehe ich die zweite Klasse verließ, Direktor des Gymnasiums in Köln. Die Schulbehörden wußten, was sie an Männern wie Heinen und Kiesel hatten, die dem größten Wirkungskreise Ehre machen mußten.

Wir erkannten es nur zu gut an dem was kam. Die Dankbarkeit, die ich für Heinen und Kiesel hege, soll mich nicht verleiten, ihrem Nachfolger zu nahe zu treten. Er mochte in seinem Fache ein sehr tüchtiger Mann sein, ich will es nicht bestreiten, ja nicht einmal anzweifeln, aber schlagfertig war er nicht. Wenn er uns eine Aufgabe gegeben hatte und wir brachten eine andere Auflösung in die Schule als er erwartete, getraute er sich nicht in der Stunde zu beurtheilen, ob die Lösung richtig war. Dies mußten wir bald merken und der Zauber des Lehrers war damit gebrochen. Hätte ich deutliche Einsicht in meine Zukunft gehabt, so würde ich mich in allem, was sich auf Größenlehre bezog, nur desto eifriger geübt haben, wozu meine Kenntnisse völlig ausgereicht haben dürften. Statt dessen glaubten wir den Lehrer zu übersehen und trieben Fremdartiges.

Jenen Mangel an Schlagfertigkeit konnte ich später einmal an einem sehr tüchtigen Mitschüler beobachten, dessen Abgangsprüfung ich zu belauschen Gelegenheit hatte. Es fügte sich nämlich, daß mein Zimmer gerade über dem lag, in welchem die Prüfungen zur Reife für die Hochschule abgehalten wurden. Durch meinen Fußboden ging eine Oeffnung, durch welche früher aus jenem Zimmer eine Ofenröhre geleitet ward. Diese Oeffnung war mit einem einfachen Spund verschlossen, den ich gelernt hatte, ganz leise zu entfernen. Da hörte ich, wie mein Mitschüler gefragt wurde, welches die größte gerade Linie sei, die sich im Kreise zwischen zwei Punkten eines Umfanges ziehen ließe. Er ant-

wortete natürlich: der Durchmesser. Als er aber die Richtigkeit seiner Behauptung beweisen sollte, blieb er in Verlegenheit. Wie brannte es mir auf der Zunge, hinunterzurufen: So zieh' doch eine recht große Sehne im Kreis und bilde mit ihr als Grundlinie und zwei Halbmessern ein Dreieck, so ist ja die Summe dieser beiden, das heißt der Durchmesser, größer als die größte Sehne.

Da es nun mit der Größenlehre nicht den gewünschten Fortgang hatte, so verlegte sich der Schwerpunkt immer mehr nach den Sprachen. —

Ich habe noch immer nicht von dem Manne gesprochen, der unter allen meinen Lehrern den wohlthätigsten und weitreichendsten Einfluß auf mich geübt hat. Er hieß Moritz Fleischer, war von Halle nach Cleve gekommen, und wie es schien, nicht eben gerne. Ihn traf ich als neuen Lehrer bei meinem Uebergang in die zweite Klasse. Er las mit uns den Cicero. Obwohl er das Sprachliche durchaus nicht vernachlässigte, so widmete er doch seine größte Aufmerksamkeit dem, was von Weltweisheit im römischen Schriftsteller vorkam, den man recht wohl auch als einen Volksweisen bezeichnen könnte. Später entdeckte ich, daß unser vortrefflicher Lehrer, der damals ein geschulter und überzeugter Hegelianer war, aus Cicero sehr oft Hegel herauszulesen verstand. Jedenfalls war es ein Verdienst, daß er uns über den Buchstaben und den Ausdruck hinaus auf den Inhalt der Schriftsteller aufmerksam machte, ja ihn als die Hauptsache behandeln lehrte. Er wollte eben, daß wir Schriftsteller lesen, daß wir uns ein gewisses Maß von Belesenheit

erwerben sollten. Monatlich mußte man einen größeren Abschnitt eines lateinischen Schriftstellers allein und selbstständig lesen und studiren. Bald war es ein Buch des Livius, bald eine Komödie von Terenz, ein ander Mal eine ciceronianische Rede oder der Catilina von Sallust, und am Ende des Monats mußte man von seinem Lesen Rechenschaft geben.

Fleischer ließ es sich aber hiermit nicht genügen. Allwöchentlich lud er eine kleine Schaar von Schülern, sechs oder sieben, einen Abend zu sich ein, und da wurde aus dem Stegreif Latein gelesen. An solchen Abenden lernte ich Plautus kennen, und es war gewiß nicht der geringste Vortheil, daß man sich in der Gewandtheit des Auffassens und im gegenseitigen Gedankenaustausch übte.

Moritz Fleischer war ein geborener und ein kundiger Erzieher. Zu Strafen nahm er nie seine Zuflucht, ein Verweis kam kaum über seine Lippen. Wenn er unzufrieden war, redete er uns mit „meine Herren" an, oder er verhielt sich dem Einzelnen gegenüber ablehnend, kühler als sonst, und der Betroffene that sein Möglichstes, um sich des Wohlwollens des verehrten Lehrers wieder zu versichern.

Am Ende des ersten Halbjahres seines Unterrichtes hielt er in der zweiten Klasse eine Abschiedsrede, in der er über jeden von uns sein Urtheil fällte und jedem die entsprechenden Rathschläge gab. Es war eine spannende Stunde und er war mit keinem glimpflich umgegangen. Er hatte vielmehr mit scharf treffenden Pfeilen so sehr in den Kern der

einem Jeden eigenthümlichen Schwäche getroffen, daß wir, als wir die Schule verließen, zunächst ganz außer uns waren. Aber er hatte die Wahrheit gesprochen; hatte uns so fein, so einschneidend, so unparteiisch beurtheilt, es wurde uns allmählich so klar, daß er ins Ziel getroffen hatte, daß wir seine Ermahnungen als heilsame Rathschläge begriffen. Unsere anfängliche Entrüstung verwandelte sich in Bewunderung, und aus der Bewunderung entsprang die Nutzanwendung und der Dank. Von mir kann ich bezeugen, daß ich von da an mehr als jemals auf mich achten lernte.

Aber Fleischer ließ mir seinen geistigen Einfluß angedeihen, weit über die Grenzen der Schule hinaus. Allmählich ward mein Verhältniß zu ihm ein ganz persönliches. Er forderte mich häufig auf, mit ihm allein in der schönen Gegend spazieren zu gehen, und auf diesen Spaziergängen war die Unterhaltung immer anregend und für mich um so lehrreicher, als der treffliche Mann alle Gedanken, die mir am Herzen lagen, aus mir herauszulocken wußte. Eines Abends, auf einem dieser mir so willkommenen Gänge, kam mir's, ihm zu sagen, daß, wenn ich nicht so jung und unerfahren wäre, ich ihm auf seine Behauptung gern etwas entgegnen würde. Und darauf versetzte er: „wenn Jemand nicht auf den Kopf gefallen ist und hat über etwas ernsthaft nachgedacht, dann ist er immer berechtigt, seine Meinung zu sagen."

Von Fleischer, der freisinnig war in des Wortes vollster und schönster Bedeutung, hörte ich zum ersten Mal

den Ausspruch: ich erkenne Niemand über mir und Niemand unter mir.

Man wird sich nicht wundern, daß er mir auch für den zu wählenden Lesestoff manchen guten Rath gab. Er wies mich natürlich auf Hegel. Und ihm verdanke ich die Reihenfolge, die mich mit der Philosophie der Geschichte beginnen ließ und mich allgemach zur Aesthetik und anderen meiner Fassungskraft zugänglichen Büchern führte, aus denen ich den unschätzbaren Gewinn schöpfte, daß mir nie die allgemeine Wissenschaft über dem Fachstudium aus dem Sinn gekommen.

Tacitus, Plato, Sophokles lasen wir mit dem Direktor Ferdinand Helmke. Dieser war vermöge seines Forschergeistes und seiner Vortragsweise mehr zum Hochschullehrer als zum Lehrer einer Mittelschule angelegt. Ganz wohl schien er sich nur beim Unterricht der höchsten Klasse zu fühlen, wo er sich im freien Vortrag seiner Lust an urtheilender Wissenschaft überließ. Er wäre wohl nur von den besten Schülern genossen worden, wenn er nicht zugleich ein Künstler gewesen wäre. Denn Bettina von Arnim sagt mit Recht*): „Jeder echte Mensch ist Künstler, er sucht die Schönheit und sucht sie wiederzugeben, soweit er sie zu fassen vermag.“ Wenn uns Helmke von einem Chor der Antigone Sinn und Versmaß gründlich ausgelegt und so zu sagen zu eigen gemacht hatte, war es ein Hochgenuß, ihn mit seiner reichtönigen, weichen und wohllautenden Stimme

*) Tagebuch 91.

einen solchen Chor griechisch vorlesen zu hören. Besseren Kunstgenuß habe ich im Leben nicht gehabt.

Aber Helmke war unerschöpflich an litterarischer Anregung. Ihm habe ich es zu verdanken, wenn ich ohne Spur von gottesgelahrter Neigung, meine Neugierde nach dem Hebräischen befriedigen konnte. Er brachte uns so weit, daß wir nicht nur die ersten geschichtlichen Bücher des alten Testamentes mit einiger Leichtigkeit lesen lernten, sondern auch, allerdings mit Anstrengung, das Buch Hiob und einige Psalmen in uns aufnehmen konnten. Dies Gefühl für die hohe Dichtkunst, welche diese Schöpfungen durchglüht, wurde durch jenes Kosten der Urform in mir bedeutend vertieft und durchbebt mich in der Erinnerung mit heiligem Schauer.

Auf jene Kenntniß des Hebräischen, die für einen Gymnasiasten nicht gerade unerheblich war, pfropfte Helmke, der nicht bloß die orientalischen Sprachen, sondern auch Chinesisch ausgezeichnet kannte, einiges Wissen vom Arabischen, so daß ich einige Suren des Korans entziffern lernte. Mir hat es oft in späteren Jahren scheinen wollen, als hätte das Studium der orientalischen Sprachen nicht bloß meinen Sinn erweitert und vertieft, sondern auch mein Auge geschärft. Helmke dachte, wenigstens gelegentlich, darüber ganz anders, wobei er allerdings in auffallender Weise meine Zukunft verkannte. Er trachtete mir einzureden, daß ich dereinst arabische Handschriften der Leidener Bibliothek, die sich auf Medicin bezögen, herausgeben sollte.

Homer lernten wir zunächst unter Fleischer's Leit-

ung, von der zweiten Klasse an kennen. Ich dürfte es kaum unternehmen die Begeisterung zu schildern, mit der ich die Odyssee in die Hand nahm, um die ersten Verse zu zergliedern und dann wieder als Ganzes in mich aufzunehmen. Ich schien mir nicht würdig sie sitzend zu lesen, und sehr bald wurde das Wunder geleistet — mir schien es ein Wunder — daß wir unseren Homer in der Ursprache lesen, nicht bloß stammeln lernten. Sehr viel trug dazu bei, daß wir, als die ersten Schwierigkeiten überwunden waren, wie ich oben von den lateinischen Schriftstellern erzählte, dazu angehalten wurden, jeden Monat ein Buch der Odyssee oder Ilias für eigene Rechnung zu lesen. Denn es ward verlangt, daß beim Abgang zur Hochschule jeder die beiden Heldengedichte in der Ursprache ganz gelesen hätte. Einzelne Schüler, ich erwähne als lobenswerthe Beispiele den jungen Bessel, einen Neffen des berühmten Sternkundigen, und die Gebrüder Collmann, wußten ganze Bücher der Odyssee auswendig, was ich zu meinem Bedauern niemals fertig gebracht habe. Aber auch ich gehörte zu denen — und es war die große Mehrzahl — die den Homer lieber griechisch als in einer Uebersetzung lasen, ja, Viele nahmen eine Uebersetzung niemals zur Hand.

Und hier fällt wie eine reife Frucht vom Baum die tostreiche Bemerkung, die kein gekröntes Haupt, kein nachträglicher Aerger eines wenig erfolgreichen Schülers, kein Nützlichkeitsjäger, zu Nichte machen kann, daß man in einer solchen Schule Latein und Griechisch lernte, nicht im Sinne einer elenden Wortklauberei oder bloß mechanischer Verstan-

desübung, sondern vielmehr als ein Element der Bildung, das den Geist der alten Helden, ihre Dichter und Weisen trug, jenen Geist, den alle, die ihn begriffen, alle, die seiner theilhaft geworden, als die höchst geistige Wohlthat preisen, die dem bildungsstrebenden Menschen beschieden ist.

Zudem ging der gute Geist der Schule auch außerhalb derselben um. Im Helmke'schen Hause war jedes Ansitzen bei Tisch eine natürliche Gelegenheit den Sinn zu veredeln, den Gesichtskreis zu erweitern. Frau Helmke, obwohl sehr zart besaitet, hatte Sinn für die Jugend, hohe Begabung, viel Geschmack und ein nicht zu sättigendes Bedürfniß nach dichterischem Genuß. Ich habe das beneidenswerthe Vorrecht genossen, ihr sämmtliche Schiller'sche Dramen vorlesen zu dürfen, ohne andere Zuhörer als unsere eigene Begeisterung, der ich mich ganz überlassen durfte.

Herr Helmke, der unablässig studirte, ließ sich doch im Heiligthum seines Studirzimmers immer bereit finden, um mir Aufklärung zu geben, wenn es mir nach längerer Bemühung nicht gelungen war, eine schwierige Stelle aus den Klassikern zu enträthseln, und wie viel gute Winke und treffliche Gedanken nahm ich bei einer solchen schwierigen Geburtsstunde mit in den Kauf.

Nach Schiller legte er mir Goethe in die Hand. Auch Tasso, Iphigenie und Egmont durfte ich seiner Gattin vorlesen. Im übrigen ließ er mich selbst meinen Weg suchen. Als ich die Gedichte zur Hand nahm, ging mir's, wie später in einer ausgezeichneten Gemäldesammlung: zwei, drei wunderbare Stücke nahmen mich ganz in An-

spruch und ließen mich nichts Weiteres genießen. So kam ich langsam vorwärts, um so mehr, als ich getreu an der mir selbst gegebenen Regel festhielt, zwischen Holländisch, Deutsch, Französisch und Englisch jeden Abend in strenger Reihenfolge abzuwechseln.

Nie werde ich den Abend vergessen, als mir zum ersten Mal die Braut von Corinth in die Hand fiel. Es war eine Offenbarung. Das Geheimnißvolle in der Ballade, der rasche, schwungvolle, dramatische Gang in der Entwickelung dessen, was in der sinnlichen Natur des Menschen unveräußerlich ist, der tragische Kampf zwischen der Herrlichkeit des Heidenthums und der Leibesabtödtung, die der neue Glaube forderte, die Natur gegen die Naturverlängnung, die Verschlingung der Leidenschaft mit ihrer Hohlheit, der instrumentale Drang des Versmaßes, das in seiner Beweglichkeit, in seiner sinnverwandten Anpassung, in Gluth und Farbe dem Inhalt immer ebenbürtig ist — mir scheint dieses Gedicht die vollendetste Ballade der Welt. Und ich sehe noch das bescheidene Arbeitszimmer, in dem ich meine abendliche Einsamkeit genoß, leuchten wie einen Tempel, in dem der Funken sprühte, die Asche glühte.

Aber es wurde natürlich nicht immer so tief gedacht, oder so leidenschaftlich empfunden. Wir hatten auch unsere Schäferstunden, und es wurde in tiefem Verständniß des Knabensinnes gelegentlich Nachsicht damit geübt.

Eines Tages fiel uns ein, wir wollten unsere leichten Strohhüte mit Bändern schmücken, und zwar sollten verschiedene Farben die verschiedenen Klassen der Schule be-

zeichnen. Ich war Tertianer und verkündete frohlockend bei Tisch, daß ich am folgenden Tage mit einem rothen Bande um den Hut erscheinen würde. Ich ahnte nicht, wie verpönt der Gedanke war; das Tragen von Abzeichen war streng verboten, und unsere Bänder waren schon unterdrückt, noch ehe sie geflattert hatten.

Ein anderes Mal überkam uns ein dichterischer Muthwille. Mehrere musikalische Elemente unter uns beschlossen, im Garten einer Mädchenkostschule ein Ständchen zu bringen. Da war eine Geige, eine Klarinette, eine Flöte, und das ausdrucksvollste, mächtigste Werkzeug, die menschliche Stimme, fehlte nicht. Wir brachen in aller Stille, voll gedämpfter Munterkeit auf, fanden die Gartenthür des Landgutes, das die Mädchen inne hatten, angelehnt, drangen zuversichtlich ein und vollzogen unsere Aufführung ohne gestört zu werden. Wir waren eben nicht verliebt, sonst wäre die Störung schwerlich ausgeblieben. Wenn wir aber selber nicht gestört wurden, die Störung, die wir verursachten, war desto größer. Die Sache machte ungeheueres Aufsehen, man sprach von strengen Strafen, welche über die Mitschuldigen verhängt werden sollten, aber im Geheimen schien man Nachsicht üben zu wollen, die man hinter der Schwierigkeit die Rädelsführer zu entdecken, verbarg. Wir plauderten nicht, kurz, es gab keine Verfolgung, und es wurde schließlich über den bedeutungslosen Uebermuth gelacht. Nur dachten wir nicht an eine Wiederholung.

Es fehlte nicht an Freundschaften aller Art und nicht an feinem geselligen Verkehr. Einer der liebsten Freunde

war und blieb mir Karel van Heerdt, eine Künstler natur, dem die Musen hold waren. Er sang vortrefflich, schwärmte für die Dichterwelt, er zeichnete mir aus dem Kopfe das Bildniß eines geliebten Mädchens. Beim Singen begleitete er sich gewöhnlich auf der Guitarre, nahm aber gelegentlich mit meiner Klavierbegleitung vorlieb. Durch einen anderen, Van Ryck de Groot, lernte ich Victor Hugo kennen, dessen Feuilles d'automne mir in meinen Jünglingsjahren nicht aus der Tasche kamen.

Besonders erfreulich und ergiebig war mir der Umgang in einer halb englischen, halb holländischen Familie, die lang in Ostindien gelebt hatte und sich um der Erziehung zahlreicher Kinder willen in Cleve aufhielt. Mit allen diesen Kindern war ich persönlich befreundet; eine, das Urbild der Sittsamkeit, hatte mein Herz gestohlen, ohne daß wir es einander je bekannt hätten. Noch nicht siebzehnjährig, kehrte sie mit der Familie nach Batavia zurück, und ich habe sie erst in späten Jahren als glücklicher Ehemann, wie eine liebende Schwester, die selbst nach ihrem Wunsche verheirathet war, wieder gesehen.

In der Familie lebte in Cleve ein englischer Hauslehrer, Namens Chapman, der die Güte hatte, mir in sehr ernster Weise englischen Unterricht zu ertheilen. Ich laß Milton und Shakespeare mit ihm, und, da er gar keiner anderen lebenden Sprache sich bedienen konnte, übersetzte ich aus dem Latein in's Englische, und zwar wurde Julius Cäsar dazu verwendet.

Es ist mir unmöglich, Shakespeare nur so nebenbei zu erwähnen oder gar als ein Mittel Englisch zu lernen. Eher verhielt es sich umgekehrt, daß ich nämlich zu dem Studium der Sprache angefeuert wurde durch das Verlangen Shakespeare kennen zu lernen, und die ersten Eindrücke, die ich erhielt, waren so ergreifend, wie es die erste Bekanntschaft mit Homer gewesen.

In der Büchersammlung einer anderen gastfreien englischen Familie fand ich alle Klassiker dieser reichen Litteratur. Ich las Pope, Young und Thomson, Cooper und Cowper, Gray und Richardson, Byron und Moore, das Paradise lost und das Paradise regained, den Sturm, Macbeth, Hamlet, die historischen Stücke Shakespeare's ohne jemals eine Uebersetzung zu Hülfe zu nehmen. Herr Chapman war ein kundiger Führer, und in den Geist lernte ich eindringen unter der Obhut von Meister Goethe.

Täglich im lebendigsten Gedankenaustausch mit meinen Schulfreunden die Schule genießend, sah ich unvermerkt die Zeit der Abgangsprüfung herbeirücken, ersehnt und nicht gefürchtet. Diese gesunde Empfindung leite ich nicht her von meinem Fleiße, sondern von der Erziehungskunst der Lehrer, die von den Prüfungen niemals sprachen, niemals den bei den Prüfungen zu erzielenden Erfolg als einen Antrieb zur Arbeit benützten. Man schaffte, man lernte, man entwickelte sich, und die Prüfung fiel wie eine zeitige Frucht vom Baum, wenn man eben reif geworden war, um zur Hochschule überzugehen.

Cleve, mit seiner zauberischen Gegend, dem Clever Berg, dem Thiergarten, dem Schwanenthurm, dem Forstgarten, mit seinem sehnsüchtigen Blick in's Rheinthal, seinen lustigen Sommerwirthschaften, hat nie einen erfreulicheren Eindruck auf mich gemacht als in jenen Tagen des Harrens. Und doch sollte die Abgangsprüfung mir manches Unerwartete bringen.

Mit der Religionsprüfung fing es an. Für den schriftlichen Aufsatz sollte ich den Begriff der christlichen Hoffnung entwickeln. Ich war fest entschlossen, bei der feierlichen Gelegenheit dieser Abgangsprüfungen kein Wort zu schreiben, wovon ich nicht innerlich überzeugt war, und mein Standpunkt dem Glauben gegenüber hatte sich allmählich geklärt, um es mit einem Worte gerade heraus zu sagen, ich hatte mit dem Glauben völlig gebrochen. Nicht ohne schwere Kämpfe. In den himmlischen Plauderstündchen, die ich in den wiederholten Herbst- und Frühlingsferien mit meiner Mutter feiern konnte, hatte ich oft an dem Schleier gelüpft, den kindliche Vorstellungen über meinen Verstand ausbreiteten. Meine Mutter, aufrichtig gläubig wie sie war, pflegte zu wiederholen: „Koos, glaube du was du kannst, wenn du nur brav bist.“ Mein Vater, so ungläubig wie er war, schonte seine geliebte Frau und schonte mich. Er wußte aber, wie es in mir gährte, und eines Abends, bei den endlosen und lebhaften Erörterungen, wie sie beim Nachtessen nach seinem letzten Krankenbesuch zwischen uns stattfanden, entfuhr ihm, indem er mich für weiter vorgeschritten hielt als ich war, daß Christus Gottes Sohn gewesen, glaubt doch heute kein

denkender Mensch. Ich zitterte wie Espenlaub. Aber der Zweifel rückte weiter und weiter, und ich sehe mich noch auf dem Kirchplatz in Cleve, den Schweiß auf der Stirn, auf und abgehen, als mir die Schuppen von den Augen fielen. In solcher Verfassung war es nur natürlich und folgerecht, daß ich den Begriff der christlichen Hoffnung aus der Liebe entwickeln mußte.

Der Religionslehrer war Pastor Bauer, ein leutseliger Mann, der mich kannte und lieb hatte. Ich mußte ihn jeden Sonntag nach der Kirche besuchen. Da gab es süßen Wein und freundliche Worte. Auf die gleichgültigste Bemerkung, die er machte, mußte ich antworten. Er sagte zum Beispiel: heute ist schönes Wetter, und wenn ich mir nicht erlaubte, seine unbestreitbare Behauptung zu bekräftigen, dann sagte er: Ich sage, Jakob, heute ist schönes Wetter. Von ihm habe ich es gelernt, in der Unterhaltung immer zu antworten, das heißt Rede zu stehen. Niemals hatte er versucht, mir den Glauben einzutrichtern; ob er wohl die Wege ahnte, welche ich ging. Dabei war er ein feiner Lebemann, voll der ungesuchtesten Aufmerksamkeit. Eines Tages besuchte ich ihn in Gesellschaft meiner Mutter und meiner Schwester in seinem Garten; wir standen in der Nähe der Thür und er schickte mich für meine Schwester eine Blume zu pflücken, benützte aber meine Abwesenheit, um meiner Mutter von ihrem Sohne ein freundliches Zeugniß abzulegen.

Als er meinen Aufsatz gelesen hatte, ließ er mich zu sich kommen und empfing mich mit den Worten: „Lieber

Jakob, du hast einen hübschen Aufsatz geschrieben, aber du hast deine Aufgabe verfehlt; du hättest den Begriff der christlichen Hoffnung nicht aus der Liebe, sondern aus dem Glauben entwickeln müssen." Ich verhehlte ihm nicht, daß ich die Wendung erwählt hätte, die mir erlaubte, aufrichtig meine Meinung zu sagen. Er vermied eine eindringende Erörterung, bemerkte, daß er sein Urtheil über die nicht richtige Auffassung der Aufgabe unter den Aufsatz hätte schreiben müssen, daß er aber, davon abgesehen, den Aufsatz gelobt hätte; er würde mich in der mündlichen Prüfung deshalb nicht behelligen. Ich ahnte nicht, daß diese Behelligung mir von anderer Seite kommen sollte.

Als ich in das Schulzimmer eintrat, in dem die mündliche Prüfung vorgehen sollte, empfing mich der Schulrath Landfermann mit der etwas spöttisch angehauchten Frage: „Nun, Sie haben ja auch Arabisch getrieben, was wollten Sie denn damit?" Die Frage erstaunte mich, aber sie verblüffte mich nicht. Mein Schicksal hing an meiner Stimmung. Hätte ich mich beunruhigen lassen, indem ich merkte, woher der Wind kam, so hätte leicht mein Wissen in die Brüche fallen und ich eine armselige Figur machen können. Statt dessen wurde ich angeregt und begeistert. Ich fühlte mich auf der Bresche. Ich war von der Pflicht durchdrungen, nicht nur mir selber, sondern auch den Lehrern, die mir so viel Wohlwollen und Duldung gezeigt hatten, Ehre zu machen.

Mein deutscher Aufsatz hatte dem gläubigen Schulmann in's Herz gestochen. In diesem war das Ziel meiner Rich-

tung mit großer Zuversicht angedeutet, und es mißfiel dem Aufseher sehr, daß ich darin einen Vers von Ovid nicht ganz genau angeführt hatte.

Der Religionslehrer hielt Wort und befragte mich über einige Punkte, ohne mich im geringsten in Verlegenheit zu setzen. Als er eine Weile fortgemacht, forderte mich der Schulrath auf, das Gesagte mit einigen Bibelstellen zu belegen. Ich versetzte bescheiden aber fest, denn zur Demuth war kein Anlaß, daß ich mein Gedächtniß nicht darauf geübt, Bibelstellen wörtlich zu behalten, deutete aber auf einige hin, die mir zutreffend schienen. Die Aufnahme war nicht ermunternd. Aber der Pfarrer, der wohl selber etwas entrüstet sein mochte, daß man einem Schüler, der als Katholik in's Gebet genommen wurde, Bibelstellen zumuthete, trat hinter mich, klopfte mir freundlich auf die Schulter und bemerkte: „Herr Schulrath, dieser junge Mann hat mehr den Geist als den Buchstaben der Offenbarung in sich aufgenommen."

Während der Prüfung in der Buchstabenrechnung zeigte sich Herr Landfermann aufmerksam und unparteiisch. Ich hatte eine Gleichung des zweiten Grades zu lösen, was mir nach meiner Ueberzeugung nach Wunsch gelungen war. Aber der Lehrer war nicht zufrieden, und als der Schulrath merkte, daß ich betroffen war, sagte er: „Sie haben es ganz recht gemacht, Sie haben sich bloß verschrieben, indem Sie ein Pluszeichen anstatt eines Gleichheitszeichens gesetzt."

Nun kam die Geschichte an die Reihe, und wenn ich noch hätte zweifeln wollen, daß ich auf's Korn genommen

werden sollte, so hätten mir jetzt die Augen aufgehen müssen. „Sie haben viel gelesen, Sie haben die Reden Cicero's in großer Zahl gelesen", so lautete die Anrede Herrn Landfermann's, „erzählen Sie uns jetzt, indem Sie aus den Quellen schöpfen, die Geschichte Rom's von Cicero's Konsulat an bis zu seinem Tode". Ich erklärte freimüthig, daß ich dieser Aufgabe nicht gewachsen war, ich wolle aber, was ich im Geschichtsunterricht gelernt hätte, so gut wie möglich erzählen. Und dies war der Punkt, in dem ich mich selbst am wenigsten befriedigte.

Im Lateinischen war mein Aufsatz so günstig beurtheilt worden, daß mir die mündliche Prüfung erlassen wurde, ich mußte nur zeigen, daß ich im Lateinsprechen einige Gewandtheit besaß. Fleischer ließ mich eine Stelle des Cicero vorlesen, und indem er sie mit mir besprach und erörterte, gab er mir wie in einem Spiegel zu schauen, daß der Schulrath meine Richtung, nicht mein Wissen beurtheilen wollte.

Und als mir nach beendigter Prüfung der günstige Ausgang nicht ohne Wärme mitgetheilt wurde, ließ sich Herr Landfermann die Gelegenheit nicht entgehen mir seine Meinung deutlich zu sagen. Hier war nur die Rede von dem, was ich verfehlt. Von den Anführungen, die nicht genau waren, von dem gespannten Fuß, auf dem ich mit den von mir gelesenen Schriftstellern stände. „Ich möchte die Wochen", so hieß es, „die mich noch von der Hochschule trennten, einer aufmerksamen Lesung des Thucydides widmen, da würde ich viele Stellen finden, die meinen

Charakter züchtigen und zeitigen könnten, und möchte es beherzigen, wenn ich lesen würde, daß die Unwissenheit sich überhebt."

Ich ließ mir die Freude über den erfochtenen Sieg nicht verkümmern. Als mich aber Herr Helmke, der mir auch während der Prüfung tapfer die Stange gehalten und mich beseelt hatte, freundlich einlud, an der Mahlzeit, die er bei solcher Gelegenheit dem Schulrath zu geben pflegte, Theil zu nehmen, lehnte ich die Ehre entschieden ab, ohne zu verhehlen, daß ich mich nicht entschließen könnte, mit einem Manne anzusitzen, der mich so schnöde behandelt hatte.

Wenn damals bei der Versetzung aus der dritten in die zweite Klasse gefragt wurde, ob mein Charakter schon die nöthige Entwickelung hätte, um den großen Schritt zu thun, am Tage meiner Abgangsprüfung fühlte ich, daß nicht nur mein Wissen, sondern auch mein Charakter reif war, und diese Genugthuung verschaffte mir, ohne es zu wollen, Herr Landfermann, und ich bin aufrichtig gewillt, ihm dafür dankbar zu sein.

Dabei ward mir noch eine andere Wohlthat erwiesen. Ohne jenen für mich so ereignißvollen und spannungsvollen Tag hätte ich kaum bemerken können, welch' reiches Maß von Wohlwollen ich in der Clever Bürgerei besaß. Die Geschichte meiner Abgangsprüfung ging wie ein Lauffeuer durch die Stadt, sie machte bei Jung und Alt, besonders in der Damenwelt, die sich immer durch Gerechtigkeit aus-

zeichnet, großes Aufsehen, und ich weiß nicht was größer war, die Entrüstung über die mir zugefügte Unbill oder die Freude über meinen dennoch erfochtenen Sieg. Ich würde sehr undankbar sein, wenn ich sagen wollte, daß ich bei dieser Gelegenheit dem feindlichen Leben gegenüber gestanden hätte. Denn die Gewogenheit und der Schutz meiner Lehrer waren mir nicht minder rührend als die Freude und Anerkennung, welche liebe Freunde und noch liebere Freundinnen in der Stadt mir spendeten, die ich nur mit Wehmuth verlassen konnte.





IV.

Hochschule



Wenn ich auf meine Gymnasialzeit in Cleve zurückblicke, befriedigt mich vor allem der Gedanke, daß meine Zeit nützlich verwendet ward. Nicht als wenn alles durchaus alles so betrieben ward, wie man hätte wünschen können. Ich habe schon früher erzählt, daß dies mit der Größenlehre in der höchsten Klasse nicht der Fall war. Aber auch die Naturgeschichte fand nicht die entsprechende Pflege. Man lernte die Kunstausdrücke auswendig, ohne jemals die Form eines wirklichen Blattes oder einer Wurzel damit zu vergleichen. Jedenfalls lernte ich in früher Kindheit aus Aimé Martin's Lettres à Sophie sur la botanique, in meines Vaters Garten schlendernd und Blumen zerpflückend, mehr als durch jenen sinntödtenden Unterricht, der eigentlich nur ein Unterricht in mehr oder weniger verdächtigem Latein war. Besser, viel besser ging es mit dem Studium der Naturkunde. Vierhaus wußte uns das lebhafteste Interesse dafür einzuflößen, er machte von Zeit zu Zeit lehrreiche Versuche, an denen wir uns auch thätig betheiligen durften, ja er erweckte in uns fruchtbare Ahnungen über das Verhältniß der Sinnestäuschungen zur Erkenntniß. Er hatte eine kleine Schwäche, die ich auch jetzt nicht aus dem Gedächtniß verscheuchen kann. Wenn ihm die Beweisgründe ausgingen, dann liebte er gelegentlich zu schließen:

„es muß so sein, denn es ist gar kein Grund vorhanden, warum es anders sein sollte.“ Das hinderte ihn nicht, in der zweiten Klasse den Magnetismus ausführlicher und gründlicher zu lehren, als ich es später auf der Hochschule gehört habe.

In der Behandlung der Geschichte war etwas faul im Staate. Dies lag aber nicht so wohl im Plan der Lehrer, als in der Absicht der Regierung, die Schüler so weit als möglich unmündig und urtheilstodt zu erhalten. In den beiden obersten Klassen wurde nämlich nur alte Geschichte getrieben, von neuerer Geschichte verlautete kein Wort mehr. Die Zustände der Griechen und Römer waren wenig dazu angethan, gefährliche Vergleiche oder aufrührerische Regungen zu erwecken. Dazu kam, daß der Geist der Schule die Jünglinge zu einer Begeisterung für Preußen und seinen König hindrängte, der in der Ueberzeugung gipfelte, daß wahre Wissenschaft und höchste Bildung nur in Preußen zu erwerben wäre. Wenn diese Anschauung ein wenig nur von Freiheit angehaucht gewesen wäre, dann hätte man diese Begeisterung als den schönsten Keim von Vaterlandsliebe preisen können. Aber es war ein Preisgeben der Persönlichkeit, eines jeden selbständigen Verhältnisses zum öffentlichen Leben.

Und wenn ich die Summe ziehe von dem, was ich in Cleve gearbeitet und gelesen habe, dann beschleicht mich der Verdacht, daß es meinen Freunden nicht bloß viel, sondern vielerlei scheinen kann. Da ist denn daran zu erinnern, daß ich die erste Hälfte des zwanzigsten Lebensjahres überschritten

hatte, als ich Ostern 1842 Cleve verließ, um die Hochschule zu beziehen. Vieles aber erklärt sich durch die Zeiteintheilung, die mein Vater mir zur zweiten Natur gemacht hatte. Ihm und Niemeyer verdanke ich zwei Regeln, denen ich immer treu geblieben bin und viel Zeitgewinn entnommen habe. Die erste war, daß man niemals auch die kürzeste Zeitspanne für ungenügend halten solle, um eine Arbeit anzufangen. Man glaubt anfangs nur fünf Minuten — und auch diese sind beachtenswerth — zu seiner Verfügung zu haben, aber durch irgend einen unvorhergesehenen Zwischenfall wird eine Viertelstunde daraus, und oft ist eine Arbeit angebahnt, von welcher der glückliche Anfang für die Hälfte gelten kann. Die andere Regel, die nicht weniger nützlich ist, besteht darin, daß man, wenn viele Aufgaben zu erledigen sind, die wichtigste und dringendste auswählt, und, bis man diese abgewickelt hat, die anderen gänzlich außer acht läßt und so fort mit der zweiten und dritten verfährt.

Nicht am wenigsten hoch möchte ich die heilsame Abwechslung zwischen Arbeit und Erholung veranschlagen. Ich genoß ein ganz ungewöhnliches Maß von Freiheit. Jene halb holländische, halb englische Familie, in der mir die Mütter mütterliche Freundinnen waren, während zehn junge Leute, die bis zum Kindesalter hinabgingen, eben so viel Mädchen als Knaben, mir an's Herz gewachsen waren, durfte ich zweimal, bisweilen dreimal die Woche besuchen. Da gab es ungemein vergnügliche und anregende Abende. Es wurde gesungen und getanzt, gebetet und gelesen und beim Nachtessen die behaglichste, durchaus nicht bloß spielende

Unterhaltung geführt. Wohlwollen und Erbauen durchdrangen sich auf's Innigste. Wenn ich hinging, empfahl mir Helmke immer sehr freundlich, nicht zu spät nach Hause zu kommen. Ich bekam aber den Hausschlüssel mit und verstand es, so leise die Treppe hinaufzugehen, daß ich meistens einen unausstehlichen Kläffer von Hund, der in der Nähe der Thüre schlief, nicht weckte, und Niemand im Hause wußte, um welche Stunde ich heimgekehrt war. Innig beglückt durchzog ich beim Vollmond die Straßen der Hügelstadt, die wir so gerne mit Rom verglichen und mir am Ende eine Vorahnung von Rom gewesen sind. Wird doch Cleve von clivus abgeleitet.

Die Ferien, die mich noch von der Hochschule trennten, brachte ich in Herzogenbusch bei meinen Eltern zu. Sie gehörten zu den angenehmsten meines Lebens. Von jedem von außen kommenden Studiendrang befreit — Landfermann's Worte machten mir keine Sorge — konnte ich mich meiner Freude am Lesen überlassen. Ich las Lessing und Wieland, Engel und Knigge und eine Anzahl Dichter zweiten Ranges, mit denen ich mich gleichsam abfand, denn ich bin später nur selten zu ihnen zurückgekehrt.

Nun galt es die Hochschule zu wählen, die ich beziehen sollte. Ich strebte nach Berlin, zunächst wohl, weil ich dort Hegel in der Luft zu finden hoffte, sodann aber auch, weil Dr. Wilhelm Arntz in Cleve, ein hochbegabter und unterrichteter Arzt, der eben von dort zurückgekommen war, mir

die medicinischen Studien in Preußen's Hauptstadt nicht günstig genug zu schildern wußte. Mein Vater sagte mir, wenn ich später eine große Hochschule besuchen wolle, so würde er mir völlige Freizügigkeit gewähren; für den Anfang rathe er mir zu einer kleineren, wo ich sowohl dem Lehrer wie dem Lernstoff näher treten könnte. So wählte ich denn Heidelberg. Tiedemann und Gmelin, Chelius und Nägele, Bischoff und Puchelt waren hochberühmte Namen in der medicinischen Fakultät. Außerdem lockte mich Moritz Carriere, von dem es hieß, er würde Hegel'sche Philosophie in Heidelberg lehren.

Also nach Heidelberg ging es.. Von Cleve nach Heidelberg, das war wirklich eine Wanderung von einem Paradies in das andere, aus einem wunderschönen in ein noch schöneres. Unterwegs hielt ich mich kurze Zeit in Mainz auf, in der Stadt, in der ich später mein geliebtes Weib finden sollte. Als ich auf dem Domplatz in die Morgenluft schaute und der Frühlingsäther mich umwirbelte, gelobte ich mir, auf der Hochschule gegen jede Verführung fest zu sein.

In Heidelberg war natürlich der erste Abend dem Schlosse gewidmet. Die Naturschönheit war überwältigend, die Gesellschaft überraschend. In Cleve waren die mir ansprechendsten Freunde holländische Studenten gewesen und mein Verlangen nach der Hochschule ließ mich in den Studenten lauter Wesen höherer Art erwarten. Indeß an jenem Abend, an dem wir gedrängt in der unteren Schloßwirthschaft saßen, war die Unterhaltung mehr lustig als anregend

und das wechselseitige Anrufen der zahlreichen alten Bekannten, die sich nach den Ferien wiedersahen, hatte etwas Betäubendes. Außer den wenigen Freunden, die mir von Cleve nach Heidelberg vorausgegangen, waren mir alle neu. Ich fühlte mich fremd.

Wie der erste Abend dem Schlosse, so gehörte der erste Sonntag der Bergstraße. Meine Clever Freunde nahmen mich und andere Gesellen mit nach Weinheim. Dort sollte es einen Maiwein geben. Ich, der ich Naturwissenschaften und Medicin studiren sollte, aber noch nicht einmal als Studirender eingeschrieben war, ward damit betraut, auf den reizenden Hügeln über Weinheim den Waldmeister zu suchen. Ich glaubte ihn zu kennen und wenn es nur gewesen wäre wegen der trefflichen Bowlen, die der liebenswürdige Advokat Speck in Cleve, der Onkel meines Freundes Reinhardt Schlüter, zu brauen pflegte. Statt des Waldmeisters brachten wir eine Wagenladung Labkraut mit. Unsere Einbildung war ebenso nachsichtig wie meine Kräuterunschuld. Der Trank wurde reichlich und in guter Laune genossen; er brachte mir nichts von dem Tadel ein, den ich mir später wegen jenes Versehens so oft und herbe zugesprochen. Abends bei der Nachhausefahrt war ich der einzige, der bemerkte, daß die kutschirenden Studenten nach Darmstadt statt nach Heidelberg fahren wollten. Aber auch mir ward in den Wagen geholfen, und wenn ich bedenke, mit welchen Worten ich dem Stallknecht empfahl, unter Berücksichtigung meiner Zukunft, behutsam mit mir umzugehen, dann muß ich wohl zugeben, daß der Wahn des Weines mit dem Größenwahn

große Aehnlichkeit hat. Ich kam so weinkrank nach Hause, wie ich — ich muß es zu meiner Ehre gestehen — in meinem Leben nicht wieder gewesen bin. Die Fahrt und der sich daranschließende Spaziergang waren dennoch eine neue Offenbarung der Herrlichkeit des Landes.

Die Neugierde trieb mich dazu, mich auch bald einmal in einer Kneipe umzusehen. Ich ward selbstverständlich in den berühmten „Faulen Pelz" geführt. Hier fand ich den Unterschied — und ich kann nicht einmal sagen, daß ich es zu meiner Schande gestehe — zwischen den biertrinkenden, tabakrauchenden Jüngern und kannegießernden Philistern so geringfügig, daß meine Neugierde ein für allemal befriedigt war. Ich kann die Abende zählen, die ich in der Kneipe zugebracht habe, und war mir freudig bewußt, daß ich mir's gelobt hatte, meine Abendstunden anders zuzubringen. Der Spottname Kameel hat mich niemals bedrückt.

Nun kam der Streit der beiden Seelen in meiner Brust. Daß ich Medicin studiren sollte, stand fest, es war nicht bloß meine Aufgabe, es war mein innerster, unveräußerlicher Beruf. Mein Vater, der hohe Erwartungen von mir hegte, die mit ehrgeizigen Wünschen Hand in Hand gingen, hatte öfters versucht, mich zur Rechtswissenschaft zu bestimmen, die mir, nach seiner Meinung, eine glänzendere Laufbahn versprach. Ich hatte mich immer tapfer gewehrt, und als ich ihm eines Tages erklärte, wenn er mich wählen ließe zwischen einer Pistole um mich zu erschießen, und dem Verzichtleisten auf das Studium der Medicin, so würde ich nach der Pistole greifen, hat er meine Wahl nie mehr be-

anstandet. Ueberhaupt war es ihm wohl mehr um eine Prüfung als um eine Bekämpfung meiner innersten Neigung zu thun. Er hatte es nicht versäumt, mich auf das Leben voll Strapazen und Selbstaufopferung aufmerksam zu machen, das er als vielbeschäftigter Arzt und ich an ihm so vollauf kannte.

Mein Vater hatte mir es wirksam eingeprägt, daß die Medicin nur als Naturwissenschaft begriffen werden könne, daß Naturgeschichte, Naturlehre und Scheidekunst ihre Grundlagen, die Kenntniß vom Bau und von den Verrichtungen des gesunden Menschen ihren Kern ausmachten. Ich selbst hatte davon eine ergreifende Ahnung in mich aufgenommen, da ich als dreizehnjähriger Knabe abends meinen Eltern aus Sturm's Considérations des oeuvres de Dieu vorlesend, zum ersten Mal eine Vorstellung von der allmählichen Entwicklung des Menschen im Mutterleib schöpfte.

Also Medicin studiren wollte ich und mußte ich, aber ich mochte darum der Weltweisheit nicht entsagen. Schien mir's doch, als wenn die Natur des Menschen ihn so recht eigentlich auf die Weltweisheit hinwiese, und wie sollte man den Menschen besser kennen lernen, als wenn man seinen Leib zergliederte, seine Verrichtungen erforschte, in seinen Leiden seine Schwächen, in seiner Abhängigkeit seine Formvergänglichkeit, in seinem Streben seine Ideale zu erkennen sich bemühte?

So löste sich der Streit in Versöhnung. Es ward mir deutlich, daß jede Stunde, die ich der Weltweisheit wid-

mete, mein Ergründen der Medicin vertiefen müßte, daß jeder Tag, an dem ich der Naturwissenschaft oblag, der Weltweisheit Grund und Grenzen eroberte.

Ich schwelgte im Lernen. Und doch hatte mich zur Hochschule ein seltsamer Irrwahn begleitet, den ich hier beichten will, schon weil ich nicht weiß, ob er ebenso selten wie seltsam war. Ich bildete mir nämlich ein, auf der Hochschule bekäme man ein fertiges Lehrgebäude überliefert, die einzelnen Fächer würden Einem in ihrer Gesammtheit übersichtlich vorgetragen, wenn man die Vorlesungen ordentlich in sich aufgenommen, so sei man nicht bloß ein mehr oder weniger Unterrichteter, man sei ein Wissender. Mein Vater hatte mir öfters ermunternd gesagt, ich könnte es so weit bringen, wie ich nur wollte. Hier im Schooße der „hehren Mutter", glaubte ich, ich hätte nur zuzugreifen, um ein Eingeweihter zu werden.

Statt dessen fand ich überall nur Stückwerk. Es verleitete mich selbstverständlich nicht, die Lehrer zu unterschätzen. Aber ich gewahrte, daß sich die Wissenschaft nicht in die Schule bannen ließe. In jedem Zweige blieben ganze Abtheilungen unberücksichtigt, Fragen der höchsten Tragweite wurden kaum oder gar nicht berührt, von einer zusammenhängenden, abschließenden, begrifflichen Auffassung war selten die Rede. Ein abgerundetes Ganze schien gar nicht erstrebt zu werden, und auf den Kern wurde man wie auf ein Luftbild häufiger vertröstet, wie auf ein greifbares Bild wirklich hingeleitet.

Kurz, es gab Täuschung über Täuschung, die aber im

geistigen Streben das Gute hatten, daß der Wissensdurst nur immer größer ward.

So flüchtete ich mich denn sehr oft in das Studium Hegel's. Moritz Carriere, auf dessen Hülfe ich gebaut hatte, hatte sich in der That in Heidelberg als Privatdozent niederlassen wollen, allein er war — wer es heute liest, wird es kaum glaublich finden — zu gefährlich gefunden worden, und konnte sich mit Erasmus und Spinoza trösten. Ich verschmerzte es nur schwer, daß ich nicht sein Schüler werden konnte. Er wies mich an Doktor Berg, der für sich in Heidelberg gelehrten Studien oblag. Mit ihm las ich Abends, nachdem ich tagsüber regelmäßig seinen Vorlesungen angewohnt, Hegel's Phänomenologie des Geistes, was ich ohne seine geduldige und gediegene Hülfe nicht fertig gebracht haben würde. Es war eine riesige, aber zuletzt eine erhebende und befreiende Arbeit, an die ich mit Erbauung zurückdenke. Aber es entgeht mir nicht, daß mir Hegel's Geschichte der Philosophie und seiner Aesthetik erquicklichere Nahrung boten.

Wie es schon früher die von Ruge und Echtermeyer herausgegebenen Halle'schen Jahrbücher gethan hatten, halfen mir die deutschen Jahrbücher in die sie sich umgetauft hatten, das was ich bei Hegel mühsam aufnahm, zur Nutznießung zu verarbeiten. In diesen Jahrbüchern lernte ich David Strauß und Friedrich Vischer kennen. Von jenem übersetzte ich die „Friedlichen Blätter", von diesem „Doktor Strauß und die Württemberger" in's

Holländische, konnte aber in der furchtsamen Zeit (1843) keinen Verleger dafür finden.

Meine erste kleine Ferienreise machte ich im Sommer 1842 nach Württemberg, von dem Wunsche beseelt, Strauß und Vischer kennen zu lernen. Strauß traf ich als jungen Ehemann in Sontheim. In Heilbronn hatte er um der befreienden Arbeit willen, mit der er die Menschheit aufgeschreckt, keine Wohnung finden können. Er schien gebückt — nicht gebeugt oder gedrückt — unter dem großen Aufsehen, das er erregt. Aber er „fühlte den Muth, der Erde Weh zu tragen", und hat den Muth bis an's Ende behauptet.

Meine Begeisterung trieb mich, in Ludwigsburg die Thüre des Hauses zu begrüßen, in welchem Strauß geboren ward. Mit einer Einführung von ihm begrüßte ich in Tübingen in der Post Friedrich Vischer, und dieser verschaffte mir nachher einen anregenden Abend bei Christian Märklin in Heilbronn, dessen Leben später Strauß geschrieben. Und vielleicht war es mir in dem einfachen, gastlichen Hause besser vergönnt, gemüthlich in das Wesen der zwei berühmten Freunde einzudringen als in der Einsamkeit bei Strauß oder in der Post in Tübingen, wo ich Vischer in der Gesellschaft zahlreicher, berühmter Häupter antraf und auch Hugo Mohl kennen lernte.

Inzwischen war schon ein halbes Jahr angestrengter Fachstudien an mir vorbeigezogen. Vor Allem hatten mich die Knochen- und Bänderlehre, Kräuterkunde, Physik und Chemie beschäftigt. Ecker, der die Knochenlehre vortrug,

war sinnig und eindringlich, Gottlieb Wilhelm Bischoff, der Botaniker, ernst und freigebig, auf unseren Ausflügen nach Pflanzen unermüdlich und leider harthörig, Philipp Jolly, der Physiker, im Vortrage mehr glatt als klar, mit vortrefflichen Werkzeugen ausgerüstet, Wilhelm Delffs, der Chemiker, das Urbild eines Lehrers.

Seines Gleichen ist in der Welt so selten, — in Heidelberg gab es keinen, der ihm als Lehrer verglichen werden konnte, — daß mir's die angenehmste Pflicht einer nie versiegenden Dankbarkeit gebeut, etwas länger bei ihm zu verweilen. Delffs ist das leuchtendste Beispiel der Wahrheit, daß die Gaben des Forschers und des Lehrers nicht immer, vielleicht wäre es richtiger zu sagen, nicht oft in einer Person vereinigt sind. Er verstand es so ganz, daß die Aufgabe auch des Hochschullehrers darin besteht, den Schüler in die Wissenschaft einzuführen, und nicht das Gesammtgebiet derselben zu umspannen oder gar zu erschöpfen. Mit der Beschränkung, an der man nach Goethe's Ausdruck den Meister erkennt, lehrte er die grundlegenden Thatsachen kennen, machte dazu die nöthigen Versuche, aber auch nur die nöthigen, und flößte dem Schüler für das behandelte Kapitel ein so lebhaftes Interesse ein, daß ich mit Nutzen und Erbauung das Betreffende im großen Handbuch von Berzelius nachlesen konnte. Delffs verstand die große Kunst, welche Rahel so trefflich bezeichnet hat, dem Zuhörer nichts mitzutheilen, ohne vorher das Verlangen nach dieser Mittheilung zu erregen. Was er sprach, war die Antwort auf eine, dem Schüler in den Mund gelegte Frage.

So war man immer gespannt auf das, was kommen sollte, mehr noch begierig als aufmerksam, und da der Vortrag auch in der Form immer klar und faßlich war, der Versuch einfach und leicht zu übersehen, so verließ man keine Stunde ohne das Gefühl, etwas Ordentliches gelernt zu haben.

Vergleicht man damit die Vorträge, in denen der Lehrer mehr für sich selbst zu glänzen als den Schüler zu befriedigen sucht, in denen ein Schwall von Thatsachen den Hörer überfluthet, die Versuche einander drängen, so daß der Zuschauer den Faden, der sie verbindet, aus den Augen verliert, so kann man sich's vorstellen, daß man den Lehrvorträgen von Delffs mit der Befriedigung folgte, die nachträglich Bewunderung gebiert, nicht mit dem Anstaunen, dem so häufig Unzufriedenheit auf dem Fuße folgt. Delffs lehrte um der Schüler, nicht um seiner selbst willen, und erreichte das Beste, was dem Lehrer zu Theil werden kann, daß der Schüler über dem Lernen die Person des Lehrers vergaß. Sein Ehrgeiz galt der Sache, nicht dem Erfolg.

Gmelin, der als Forscher so Bedeutendes geleistet hat, den man nach Liebig's eigenem Urtheil als den wesentlichsten Begründer der physiologischen Chemie betrachten kann, war als Lehrer, von der Sucht zu glänzen, so frei wie es irgend jemand sein konnte. Aber der Mann, der in seinem großen chemischen Handbuch viele tausend Versuche beschreibt, die er alle, wenn nicht zuerst gemacht, doch durch eigene Ausführung bestätigt hatte, machte in einem academischen Vortrag, der in Deutschland bekanntlich

nur dreiviertel Stunden dauert, fünfzig und mehr Versuche in seinen Probekelchen, die er dann zu genauer Betrachtung von Hand zu Hand herumgehen ließ. Da kam denn der zwölfte oder dreizehnte an Einen, wenn bereits der fünfundzwanzigste oder dreißigste Versuch gemacht ward, und man kann sich's vorstellen, wie unter solchen Umständen auch die bestgelungenen Vorweisungen mehr verwirren als erleuchten müssen. Ich wenigstens besuchte Gmelin's Vorträge aus Achtung und Liebe für den Lehrer, die bei jedem sonstigen Zusammentreffen oder beim Studium seines Buchs nur wachsen konnten, aber ich besuchte sie nicht, weil ich mich darin lernen fühlte.

In Tiedemann, meinem ehrwürdigen Meister der Kenntniß vom Bau des menschlichen Körpers, trennte sich in ganz anderer Weise der Lehrer vom Forscher. Von ihm lernte ich eine Uebung, die in unserer an Thatsachen so reichen Wissenschaft ungemein förderlich ist, und die, wenn sie auch anfangs zeitraubend und anstrengend sein mag, doch wenn sie einmal gehörig im Gange ist, sehr viel Zeit und Mühe spart. Sie besteht in folgendem. Jede Thatsache, die einem neu ist, verzeichnet man, mit Angabe der Quelle, so kurz als möglich auf einen einzelnen Zettel und zwar immer nur das streng Zusammengehörige, auf Einen Gegenstand, nach Einer Richtung Bezügliche.

So gehört zum Beispiel dem Kochsalz ein Zettel für seine Zusammensetzung, ein anderer für seine Krystallform, ein dritter für seine Löslichkeitsverhältnisse, ein vierter für seine Eigenschwere, ein anderer wieder für sein Verhalten

zur Wärme, ein sechster für sein Verhalten zum Licht und so weiter. Auf diese Weise sammeln sich bald viele Zettel, die man nach einem oder auch nach mehr als einem Gesichtspunkt ordnen kann. Hat man einmal kleinere und größere Sammlungen entsprechend überschrieben und selbst wieder geordnet, so besitzt man das Gelesene sicher und kann es jederzeit mit Leichtigkeit benützen, in den meisten Fällen ohne zur Quelle zurückkehren zu müssen. Man macht dabei eigenthümliche Erfahrungen über das Wesen der Sprachen und die Ausdrucksweise ihrer Schriftsteller. Wenn man solche Angaben, wie ich sie oben bezeichnet, aus deutschen oder italienischen Schriftstellern entnehmen will, so ist man genöthigt, Auszüge zu machen; bei Franzosen und Engländern kann man häufig nichts Besseres thun, als den bündigen Bericht mit ihren eigenen Worten abzuschreiben, wobei man sich auch wesentlich in der betreffenden Sprache gefördert fühlt.

Tiedemann selbst sammelte das Wissenswerthe mit Bienenfleiß, aber bisweilen mit peinlicher Gewissenhaftigkeit. So begegnete es ihm, daß er eine ihm neue Angabe zunächst einer englischen Zeitschrift entlehnte, sie dann zum zweiten Mal aus einer französischen Zeitschrift schöpfte, um sie dann vielleicht noch ein drittes Mal aus einem amerikanischen Werke niederzuschreiben. Er machte mit dem neuen Funde die Runde der Welt. Die betreffenden Zettel brachte er geordnet in seine Vorlesung — Vorlesung ist hier das rechte Wort — und er las sie uns nach der Reihe, auch in ihrer zufälligen und ganz nutzlosen Wiederholung vor. Auf diese

Weise hat der berühmte und verdiente Mann uns einmal etwa vierzehn Tage lang über die Haare belehrt. Ich konnte es nicht aushalten und blieb nach drei oder vier Stunden, sehr gegen meine Gewohnheit, aus der Vorlesung weg. Tiedemann pflegte in einem langen schwarzen Sammtrock, der bis oben zugeknöpft war und ihn sehr feierlich kleidete, in einer Art Vorhof des Hörsaales, bevor er seine Vorlesung begann, auf und ab zu gehen, sich selbst zu sammeln und gleichsam die Zuhörer zur Sammlung vorzubereiten. In diese Vorhalle des Heiligthums entbot er mich, und beinahe mit Thränen in den Augen, machte er mir seine Ermahnung mit den Worten: „wenn das am grünen Holz geschieht, was soll dann am dürren geschehen?" Und ich gab dem ehrfurchtgebietenden Manne die Antwort, daß ich bekennen müßte, noch nicht reif genug zu sein, um den Haaren so viel Interesse entgegen zu tragen.

Es ist leicht einzusehen, daß bei dieser Art des Vorlesens eine Uebersicht nicht leicht zu erreichen war. Alexander von Frantzius, ein reichbegabter sinniger Mensch, der sich später als Kenner der Gregarinen und des Aristoteles bekannt gemacht, hatte mit mir fleißig und aufmerksam Tiedemann's Vorlesungen über den Bau des Hirnes besucht. Wenn Jemand für die damalige Zeit das Hirn kannte, so war es Friedrich Tiedemann, der sowohl die Entwickelung des Hirnes, als das Gehirn des Negers untersucht hatte. Dennoch, nach dreißig und mehr Vorlesungen, schauten Frantzius und ich einander an und ich fragte den Freund: „Hast du den Bau des Hirnes begriffen?" „Ich nicht." „Ich

auch nicht. Bitten wir Tiedemann, er möge die Güte haben, uns einmal in einem Zuge den Bau des Hirnes vorzuweisen." Und so geschah's. Und in einer Stunde ging uns durch die Liebenswürdigkeit des kundigen Lehrers ein Licht auf, nach dem wir in einem halbjährigen Lehrgang umsonst ausgesehen hatten.

Man muß den Muth haben, es auszusprechen: der Forscher verschlang den Lehrer, wie er ihn so häufig verschlingt.

Und es muß so kommen, und es wäre das größte Unglück, wenn man danach streben wollte, den Forscher vom Lehrer zu trennen. Der Fortschritt der Wissenschaft kann ja nur vom Forscher kommen, und von wem soll ihn der Jünger, der selbst wieder ein Forscher werden soll, erlernen als von dem, der ihn gemacht hat, und Mittel und Wege überliefern kann, auf dem ihm dies gelang?

Zudem sind ja die Meister, „die was ersonnen", nicht bloß Lehrer, sondern Vorbild.

Theodor Bischoff war Beides. Als Lehrer der vergleichenden Anatomie hatte er Gelegenheit, sich als außergewöhnlicher Vorzeiger auszuweisen. Er zeigte, daß man's sah, und wie viele berühmte Lehrer giebt es, die das Bauverhältniß sich selber, aber nicht den Schülern zeigen?

Seine Hauptvorlesungen waren aber die über Entwickelungsgeschichte, wie diese den Hauptgegenstand seiner Forschungen bildete. In der Entwickelungsgeschichte der Säugethiere ist Bischoff der Zeit und dem Range nach der erste Forscher gewesen, der nach den bahnbrechenden Untersuchungen

Wolff's und Karl von Baer's den höchst entwickelten Thieren gerecht wurde. Seine Funde sind ein Leuchtthurm, dem alle späteren Bearbeiter der Entwickelungsgeschichte, die grundlegenden und die krönenden, zusteuern, seines Lichtes sich freuend und bedienend.

Eines war in jenen Vorlesungen über Entwickelungsgeschichte eigenthümlich und es bezeichnet die Jahre, in welchen Dauerstücke zur Vorweisung noch nicht angefertigt wurden. Man bekam sehr wenig zu sehen. Nur ein oder zwei Mal machte sich Bischoff mit großen Vorbereitungen und feierlicher Würde daran, ein Paar bebrütete Hühnereier zu öffnen, so zwar, daß, als ich mich später mit Ernst, durch Lernbegierde und Lehrpflicht getrieben, an diese Studien machte, durchaus durch mich selber lernen mußte, obgleich ich dankbar der Anregungen gedachte, die ich von einem der ausgezeichnetsten Meister empfangen hatte.

In der eigentlichen Naturlehre des Menschen war Bischoff weniger förderlich. Zur Erläuterung der Verrichtungen der Nerven wurden keine Versuche angestellt, und wenn Bischoff den Stoffwechsel behandelte, merkte man zu sehr die Unsicherheit eines Mannes, der das zu Lehrende eben erst gelernt hatte. Später hat Bischoff, durch den Verkehr mit Liebig und Voit gefördert, auch auf diesem Gebiete den Rang eines Meisters erworben.

Auf jeden Fall war es ein empfindlicher Verlust für Heidelberg, als Bischoff nach Gießen berufen ward. Durch seinen Abgang fiel das mikroskopische Studium beinahe ganz fort. Allerdings nur auf dem Felde der Medicin. Denn

Gottlieb Bischoff leistete durch mikroskopische Vorweisungen der Pflanzengewebe und der niedersten Pflanzen geradezu Unglaubliches.

Was nun beginnen? Für die praktischen Fächer, die mich jetzt am dringendsten beschäftigen sollten, war durch Männer wie Benjamin Puchelt, Maximilian Chelius und Franz Karl Nägele vortrefflich gesorgt. Wer sie würdigen und ihr Beispiel verwerthen wollte, mußte sie in der Klinik sehen. Auf dem Lehrstuhl war Puchelt nicht besonders anregend. Chelius las sein Handbuch vor, wobei er allerdings die Werkzeuge aus der Ferne vorzeigte, oder ohne genügenden Aufschluß von Hand zu Hand gehen ließ; Nägele endlich war zu geistreich, so daß man oft über die Witze, mit denen er seinen freien Vortrag würzte, die eigentliche Belehrung aus den Augen verlor.

Aber wie man den Kranken oder die Hilfsbedürftigen untersuchen und behandeln mußte, das konnte man von jedem dieser Meister lernen. Die Kunsthilfe war ihnen geläufig und war zum Theil von ihnen selber angebahnt. Was aber den Umgang mit dem kranken Menschen betrifft, so war Jeder in seiner Weise ein Vorbild, Puchelt durch Gutmüthigkeit, Chelius durch Würde, Nägele durch zuthunliche Theilnahme, die aus einer anderen Welt zu kommen schien.

Hatte ich zu allen diesen Lehrern, die sich ihrer Schüler so treu annahmen wie der Hilfesuchenden, ein wohlthuendes Verhältniß, so bekam ich eine ganz persönliche Beziehung zu

Nägele. Dieser war durch meine Freude an mikroskopischen Studien aufmerksam auf mich geworden. Eines Tages forderte er mich mitten in der Vorlesung zur Lösung einer Aufgabe auf, die sich auf seine berühmte Arbeit über das schräg verengte Becken bezog und die sich nur durch eine mikroskopische Untersuchung lösen ließ. Um mich daran zu machen — und man begreift, wie begierig ich sie aufnahm — mußte ich vor allen Dingen Nägele's Buch lesen, das für meine Mittel nicht leicht erschwinglich war. Ich ging also zu dem verehrten Lehrer, um mir's zu erleihen. Ich dachte mir heimlich, er würde mir's schenken. Freilich hatte man mir gesagt, schenken sei gerade seine Sache nicht. Und in der That, es entstand ein Kampf. Nach kurzem Besinnen erklärte er mir, er könne mir das Buch nicht leihen, da er auch nicht einen Abdruck davon besäße. Ich ging unvertröstet ab, darüber nachsinnend, wie ich mir die Schrift anderweitig verschaffen könnte. Kaum war ich aber einige Schritte von seiner Wohnung entfernt, da höre ich mir oben aus seinem Fenster nachrufen: „Jakob, lieber Jakob! Kommen Sie doch noch einmal herauf!" Und als ich wieder bei ihm war, hatte er einen schönen Abdruck der Schrift mit ihren Tafeln gefunden, und sie ward mir verehrt. Daß ich ihn aber zufrieden stellte, hat mir der würdige Mann auf anmuthig freundliche Weise zu erkennen gegeben. Als ich das erste Mal zu den Uebungen in das Gebärhaus kam — meinen Ehrensold hatte ich beim Zahlmeister der Hochschule bereits entrichtet — ging er auf dem Heimweg mit mir die Treppe hinunter und auf einmal fühle ich, daß er mir etwas

in meine Westentasche steckte mit den Worten: Clericus clericum non decimat.

Ich ward praktisch gefördert. Ich lernte Kranke sehen, mit ihnen umgehen, sie untersuchen und behandeln. Der Aufenthalt während der Ferien in Herzogenbusch trug dazu fruchtbar bei, da ich mit meinem Vater Kranke sah, und von ihm die feinen Winke bekam, zu denen in einem öffentlichen Krankenhause unter vielen Schülern selten Gelegenheit ist.

Aber nach der Versetzung Theodor Bischoff's fehlte in Heidelberg mit der Physiologie der Kern des medicinischen Unterrichtes, das, was die anderen Fächer alle belebt, was allein die Medicin zu einer Wissenschaft zu stempeln vermag. Das ist heutzutage und schon seit vielen Jahren so anerkannt, daß nunmehr alle echten Lehrer der Medicin Physiologen geworden sind, alle sich in das Studium und die Ergründung der Naturlehre des Menschen theilen, so zwar, daß oft nicht derjenige, der sie als Fach vertritt, am besten über die Einzelheiten unterrichtet ist, die sich auf's Auge, das Hirn, die Wirkung gewisser Gifte beziehen mögen, sondern der Augenarzt, der Irrenarzt, der Arzneimittellehrer, und so weiter. In mir war, dank meinem Vater, sehr früh die Ueberzeugung erwacht, daß der Arzt, dem nur die äußeren Krankheitszeichen und die hergebrachten Mittel, um sie zu bekämpfen, geläufig sind, nur als ein Krankenwärter, im besten Falle als ein Heilkünstler, nicht als ein Heilkundiger zu betrachten ist. Und es dürstete mich danach, ein Heilkundiger zu werden.

Auf einer Ferienreise in die Schweiz hatte ich in Bern Valentin, in Zürich Henle kennen lernen. Valentin's Handbuch der Physiologie erschloß uns eine Welt, und ich habe seiner Zeit dafür gewühlt, daß Valentin nach Heidelberg berufen werden möchte. Die Hoffnung schlug fehl: Zürich und Henle lockten mich. Wir wußten, wie Henle die allgemeine Anatomie seinem Mikroskope, die Pathologie seinem scharfsichtigen Urtheil Unterthan machte. Während ich zweifelhaft gegen einander die Vorzüge Heidelberg's und die von Zürich abwog — ich hatte auch Herzensgründe, die mich an Heidelberg fesselten — ward Henle auf Tiedemann's Veranlassung nach Heidelberg gerufen. Damit war mein Bleiben entschieden, was Jahre nachher einen Engländer zu der nicht üblen Erfindung veranlaßte, ich sei so fleißig gewesen, daß man, nachdem ich einige Zeit in Heidelberg verweilt, neue Professoren hätte berufen müssen, um meinem Streben genügende Nahrung zu bieten.

Ich darf die Gelegenheit nicht versäumen, um von Tiedemann das Ehrende zu berichten, daß er, der einstmals wohlbestallter Lehrer der vergleichenden und pathologischen Anatomie, der Physiologie und menschlichen Zergliederungskunde gewesen, nach einander, aus eigenem Antrieb diesen Fächern entsagt und zuletzt selber darauf angetragen hatte, daß Henle die Anatomie übergeben würde.

Mit und durch Henle brach nun in der That ein neuer Zeitraum für Heidelberg an, eigentlich ein neuer Zeitraum für die Wissenschaft. Wir fielen dem Zauber seines Wortes, seiner Gedanken und seiner That anheim.

Wenn Schwann das Gebiet der Zelle zur Taufe gehoben hatte, ließ es Henle alle die anderen Gnadenmittel durchmachen, namentlich die Firmelung und die Ehe. Durch Henle's Untersuchungen ging ein Geist der Einzelforschung, die sein Werk nur deshalb als ein allgemeines erscheinen ließ, weil die Beobachtung der Formbestandtheile auf dasjenige, was überall dasselbe Gewebe, die Muskeln, Nerven, Knochen u. s. w. zusammensetzt, mit Nothwendigkeit führte. Aber die Zergliederung überwog die Zusammenfassung. Als Henle seine gewaltige Arbeit unternahm, war die nächste Aufgabe darauf gerichtet, nicht sowohl die Elemente der Gewebe und Werkzeuge des Körpers zu sondern, als auch sie in ihrem Zusammenhang darzustellen. Um ein ganz einfaches Beispiel zu nennen, ward die Verbindung der Nervenzellen mit Nervenfasern erst später entdeckt. Aber Henle bemühte sich, die einzelnen Zellen und Fasern sauber, aus ihrem Zusammenhang gelöst, und dennoch unverletzt darzustellen. Er machte sie frei, um sie von allen Seiten zu betrachten. Er beschrieb die Zellen nicht nach der Form, welche ihre zufällige Lage darbot, sondern er ließ sie rollen und suchte Aufriß, Umriß, Grundriß und Durchschnitt in ihrer gegenseitigen Bedingtheit zu erkennen. Dies veranlaßte ihn dann freilich schon früh, auch Durchschnitte von Geweben und Werkzeugen anfertigen zu lassen. Allein diese Arbeit, so deutlich ihm ihr Nutzen, ja ihre Unabweisbarkeit vorschwebte, ward erst später planmäßig von Anderen durchgeführt. Henle's Werk mußte vorangehen und es hat ihm der Entdeckungen so viele zugeführt, daß er uns wie ein

Seher erscheinen konnte, der uns mit derjenigen Spannung zu seinen Schätzen rief, die der fruchtbare Anfang allen Lernens ist.

Aber er war nicht bloß ein Seher, er war auch ein Denker. Zu der damaligen Krankheitslehre schien alles drüber und drunter zu liegen, nicht weil es an Baustoff gefehlt hätte, sondern weil es einem Jeden darüber zu denken beliebte, wie es ihm gerade sein zufälliges Wissen gestattete. Die Pathologen machten es wie die Philosophen, die, mit einem beschränkten Maße von Wissen zufrieden, nicht über ihren Schatten sprangen, hinter dem Schatten das Licht nicht suchten, um die Ursache des Schattens zu erforschen. Je seltsamer eine Annahme war, je geistreicher, wie man zu sagen beliebte, desto begieriger wurde sie aufgegriffen, desto weniger wurde nach ihrem Beweise gefragt. Henle nannte das Kind beim rechten Namen, verwarf alles, was ihm nicht bewiesen schien, verfolgte die Märchen, die für Begriffe gelten sollten, ebenso unerbittlich mit der Schärfe seines Verstandes, als mit dem beißenden Spotte seines attischen Witzes, kurz er vollzog auf medicinischem Gebiete, was Ferdinand Baur, David Strauß, Ludwig Feuerbach auf theologischem in's Werk setzten. Es ist nicht dieses Ortes, darzuthun, daß Henle einiges über Bord warf, was eine neugereifte Beobachtung wieder gerettet hat. Aber ihm gebührt's, wenn es vielen seiner Nachfolger gelungen ist zu bethätigen, daß auch in der Medicin keine Behauptung gelten darf, die sich nicht beweisen läßt, und daß die geistreichste Annahme erst dann wesentlich wird, wenn sie all-

seitig an den Thatsachen geprüft und mit diesen im Einklang befunden worden.

Die Wirkung, welche Henle auf uns hervorbrachte, war um so tiefer, je weniger er sie zu suchen schien. Er las das Colleg über rationelle Pathologie, als wenn er für sich selber dächte, urtheilte, spottete, gar nicht wie ein feuriger Apostel, der zu überreden trachtet. Indem man gespannt Acht geben mußte, um seinem Gedankengang zu folgen, lernte man selbst denken, und wenn man nicht mit Ergebnissen beladen, aus der Vorlesung nach Hause kam, so hatte man eingesehen, wie viel es zu denken giebt. Und diese Anregung bleibt doch das Beste, was der Hochschullehrer seinen Jüngern geben kann.

Unmöglich wäre es gewesen, bei einem solchen Vortrag, der halb und halb ein in sich gekehrtes Vorlesen war, nachzuschreiben. Und auch das möchte ich zu seinen besten Wirkungen zählen, daß man sehr bald das Nachschreiben aufgab, oder sich doch auf das Verzeichnen irgend eines geflügelten Worts beschränkte. Denn es giebt keine zieltreffendere Verhöhnung als das Wort des Schülers, das Mephisto ihm neckisch eingiebt:

Was man schwarz auf weiß besitzt,
Kann man getrost nach Hause tragen.

Man besitzt es eben nicht, wenn man auch noch so genau und richtig nachgeschrieben hat. Ueber dem Nachschreiben vergißt man das Denken, man versäumt die Aufmerksamkeit; der Versuch, bisweilen sogar die Vorweisung entgeht dem Hörer, der sich in einen Schreiber verwandelt.

Und wer schreibt den Ton, das bezeichnende Auslassen eines Wortes, das plötzliche Innehalten, die Gebärde, die bald mildern, bald einen besonderen Nachdruck auf eine Wendung des Redners legen soll? Ich für meinen Theil bekenne, daß ich gewöhnlich beim Anhören einer Vorlesung mit dem Nachschreiben begann, sehr bald aber den Versuch aufgab, weil ich ihn als zweck- und sinnlos erkannte, und als ich selbst Lehrer geworden war, habe ich die Schüler, die am eifrigsten nachschrieben, am tiefsten bemitleidet.

Inzwischen war Moritz Carriere nach Gießen gezogen. Außer der Verbindung mit Berg, der mich in Hegel's Phänomenologie des Geistes einführte, hatte er mir als Vermächtniß die persönliche Bekanntschaft mit Heinrich Bernhard Oppenheim, dem bekannten Staatsmann, gelassen. Oppenheim war Privatdocent der Rechtswissenschaft, war mir natürlich an Entwicklung weit voraus, und ausgezeichnet durch seine allgemeine Bildung, wie ganz besonders durch die Schärfe und Schneide seines Verstandes. Er ist in förderlicher Weise mein Mephisto gewesen, ließ keinen gewöhnlichen Gedanken, keine alltägliche Wendung aufkommen. Wir waren fest vereint im Streben nach der allgemeinen Wissenschaft, welche die einzelnen Ziele in sich aufnimmt, weil diese ihre saftigste Wurzel verlieren, wenn sie sich vom Mutterboden ablösen.

Mit Oppenheim machte ich im Herbste 1843 eine Reise in die Schweiz. Wir fingen schon von Basel an, zu Fuß zu gehen und die Wanderung wurde planmäßig dazu benutzt, einander zu belehren. Ich mußte ihm in zusammen-

hängendem Vortrage erzählen, was ich damals vom Blute wußte, und die Uebung, zu Gehör eines jungen Meisters, war mir, der ich nach dem Lehren trachtete, hochwillkommen.

Auf jener Reise lernte ich in Bern Valentin kennen, der uns beiden die Schönheiten Berns, mir die Wunder seiner anatomisch-physiologischen Sammlungen zeigte. Wir waren an ihn durch den berühmten Mathematiker Adolph Stern aus Göttingen empfohlen. Durch Valentin's Vermittlung wurden wir auch im Hause Wilhelm Snell's bekannt, des freisinnigen Staatsmanns, der nacheinander an allen drei damals bestehenden Schweizer Hochschulen gelehrt hat, und auf den man den Schiller'schen Vers aus Graf Rudolf von Habsburg anwenden konnte:

Euch blühen sechs liebliche Töchter!

Valentin hat mir von jener Zeit an sein Wohlwollen erhalten, und ich verdanke ihm nicht bloß die eindringlichste und vielseitigste Belehrung, sondern auch ein unablässiges Interesse für die Gestaltung meiner wissenschaftlichen Laufbahn.

Von Bern ging es nach Zürich. Henle und Oken waren hier die Männer, die mich am mächtigsten anzogen. Aber außer ihnen lernte ich schon damals Adolph Kölliker kennen, dessen unermüdliche Forschung durch beinahe zwei Menschenalter alle diejenigen, die den Schleier vom Leben lüpfen möchten, wie durch eine nährende Wurzel an sich gebunden hat.

Oken erschien mir wie ein Hohepriester. Denn obgleich ich unter Lernenden und Lehrenden beinahe nur Strafpredigten auf die Naturphilosophen zu hören bekam, obgleich

auch ich durch die Träumereien und den Wortkram vieler derselben in eine nüchterne Anschauung zurückgeschreckt wurde, war mir's doch niemals abhanden gekommen, daß die denkende Naturbetrachtung nur dann verdient, das Einzelne zu erschöpfen, wenn sie sich mit Hilfe der sicher ermittelten Thatsachen zum allgemeinen Begriff zu erheben sucht. In Oken war auf naturwissenschaftlichem Gebiete der Schelling-Hegel'sche Begriff der Entwicklung zum Durchbruch gekommen. Der mächtige Ausbau der Entwicklungsgeschichte durch die ganze Thierreihe, die unser Jahrhundert von Pander bis Häckel, Kowalesky und Van Beneden auszeichnet, die Lehren Darwin's selbst sind Früchte vom Baum der Erkenntniß, den Oken mit voller Hingebung trotz der Ungunst der Umstände gepflegt hat.

Auf der Schweizerreise waren wir überall dem Historiker Friedrich Christoph Schlosser auf der Spur gewesen. In allen Gasthöfen fanden wir seinen Namen im Fremdenbuch, überall war er kurz vor unserer Ankunft, abgereist. So vereitelte sich in jenen Tagen der Wunsch den gefeierten Geschichtsschreiber kennen zu lernen. Als ich Gelegenheit fand, dies Carriere zu klagen, war er so freundlich, mich in Heidelberg dem edlen Manne vorzustellen, der mir niemals seinen tröstenden Rath, seine erhebende Weisheit entzogen, ja mich sogar mit herablassender Vertraulichkeit an seinem Schaffensdrange Theil nehmen ließ. Es gehört zu den erbaulichsten Erfahrungen meines Lebens, daß, wenn man einmal an einem solchen Edlen einen Halt gewonnen, man seiner nicht mehr verlustig werden kann.

Oppenheim's Umgang vermehrte sich in jenen Tagen durch den von Ludwig Bamberger, der als Student nach Heidelberg gekommen war. Der durchdringende Verstand, der praktische Scharfblick und die Weltklugheit des kenntnißreichen Mannes, der aus diesem Jüngling gereift ist, sind seitdem weltbekannt geworden. Er ward auch mir befreundet, und ich habe alle Ursache, stolz darauf zu sein Aber durch Studium und Lebensziel stand Bamberger dem gemeinsamen Freund und Lehrer Oppenheim näher als mir, und nach einiger Zeit ward mein Verhältniß zu beiden für eine Weile gelockert.

Ich scheue mich nicht zu bekennen, daß hierzu von meiner Seite auch eine unberechtigte Empfindlichkeit beitrug. Ich hatte davon eine Ader aus dem Wesen meines Vaters geerbt, in dessen zartfühlendem Herzen Aufmerksamkeit und Rücksicht um die Wette lebten, der aber Aufmerksamkeit und Rücksicht auf Seiten Anderer sehr leicht vermißte. Was bei meinem Vater sich in gebührlichen Schranken hielt, ist bei mir nicht immer darin verblieben. Ich habe in meiner ersten Jugend eine Zeit lang den Einfluß einer bedeutenden Frau erlitten, die auf jedes unbewachte Wort eines übermüthigen und zutraulichen Knaben in peinlicher Weise Acht gab, und dadurch eine krankhafte Rückströmung der Gefühle veranlaßte, welche mich lange Zeit inmitten der harmlosesten Beziehungen gequält und unsicher gemacht hat. Wer mich später davon geheilt hat, soweit ich davon geheilt bin, ist mein Schwiegervater, der durch sein frisches, liebevolles Wesen, an den Spuren solcher Empfindlichkeit vorüberzu-

gehen verstand, ohne sie zu verletzen, sie vielmehr tilgte, indem er sich selbst darüber erhaben zeigte.

Heinrich Bernhard Oppenheim ward von mir als Verstandesmensch bezeichnet; aber Gutzkow hat einmal sehr richtig gesagt: „Kein Mensch ist meist herzlicher, als der, der für einen Verstandesmenschen gilt*).“ Und in der That war Oppenheim sogar einer romantischen Gefühlsschwelgerei nicht abhold. Er schwärmte für Bettina von Arnim, mit der er in Berlin befreundet gewesen war. Auf seine Veranlassung las ich die Günderode, den Briefwechsel mit einem Kinde, das Tagebuch.

Meistens gibt Bettina in ihren Schriften keine Zeichnung, und ihr Streben nach Weisheit und Genialität verschwimmt in einer Ueberschwenglichkeit des Gefühls, die, wenn man sie nüchtern beurtheilt, an Ueberspannung und Unklarheit streift. Und dennoch muß man froh sein, daß es auch solche Schriften gibt. Wer sie verstehen will, muß sich in sie versenken. Da überkommt ihn häufig eine Stimmung, wie wenn man den Himmel anschaut, wo die Wolken auch keine feste Gestalt besitzen und ihren Zauber gerade dadurch wirken, daß ihre Bilder immer schwanken und schwebend sich verändern und durch ihre Unfaßbarkeit reizen. Von den leisesten Farbentönen bis zur funkelnden Gluth, vom brennenden Roth bis zu düsteren blauen und violetten Tönen, durchläuft auch der Himmel alle Abstufungen von Licht und Farbe. Das Auge heftet sich nicht auf einen

*) Gutzkow, Ritter vom Geist, VII, 113.

einzelnen Leuchtpunkt, es schwimmt im Himmelsgewölbe. Man genießt mit Gefühlsseligkeit, indem man halb bewußtlos merkt, daß man einfach fühlt, fühlt ohne Schranken. Das Wort Ueberschwenglichkeit ist hier in gutem Sinne anwendbar, und Bettina's Briefe, zumal die an die Günderode, erwecken häufig die oben vergleichsweise angedeutete Stimmung.

Halbe Nächte hat Oppenheim mir von seinen Erinnerungen, von seinem dichterischen Treiben vorerzählt, ja, ich schlief bisweilen Nachts in seiner Wohnung, weil ich mich von der gefühlseligen Unterhaltung nicht trennen konnte. Ich kann es noch heute nicht verschmerzen, daß mir durch ein eigenthümliches Versehen die Gelegenheit geraubt wurde, Bettina persönlich kennen zu lernen. Sie kam zu jener Zeit durch Heidelberg, wünschte den holländischen Studenten, von dem ihr Oppenheim freundlich erzählt, kennen zu lernen, aber Oppenheim, der mich suchen lassen sollte, schickte nach mir in die Kneipe, wo ich nie zu finden war, statt auf mein Zimmer, wo ich sicher zu finden gewesen wäre.

Indes, was weiblichen Umgang und besser noch Familienverkehr betrifft, war ich reichlich geborgen. Schon hier muß ich des Hauses des Philosophen Christian Kapp, des Gegners von Schelling, erwähnen. Der Professor war unerschöpflich in Anregung für alles, was sich auf Weltweisheit und schöne Litteratur bezog, die Frau eine mütterliche Freundin, deren Theilnahme über die geselligen Freuden hinaus sich auf den Erfolg meiner Studien bezog.

Die Freundschaft und Aufmunterung, die ich in Kapp's Hause genoß, verhinderte mich nicht, auch Gervinus zu huldigen, der sich gegen alles, was Philosophie hieß, besonders gegen die Hegel'sche, ablehnend verhielt. Wir sahen in ihm einen Verfolgten, der über seinen Verfolgern stand, dessen Gesinnung und Studien uns das höchste Interesse einflößten, und dessen bedeutsames Stillschweigen etwas Ehrfurchtgebietendes hatte.

Auch meine unmittelbaren Lehrer ließen es an geselligen Freuden nicht fehlen. Tiedemann und Bischoff luden zu Mittagessen, Chelius und Puchelt zu Bällen ein, in die ich mich einen Winter hindurch leidenschaftlich stürzte, nicht ohne bewußtes Verlangen, gesellschaftlichen Schliff zu bekommen. Jolly, Blum, Delffs und Henle widmeten uns vertrauliche Abende. Wenn man zu Henle geladen ward, kam man sich wie ein Geweihter vor, bei Delffs war es Einem vergönnt, das eigene wissenschaftliche Streben zu prüfen und sein volles Herz auszusprechen. Bei Eduard Röth, dem Pythagoriker, dem Kenner des Sanskrit und Aegyptens, zog sich dieser innere Geistes- und Herzensverkehr innerhalb seiner vier Wände im Zwiegespräche zurück, aber sein geistiger Einfluß war so gediegen, der herzliche so herzlich, daß ich mein ganzes Leben daran zu zehren habe. Heinrich Georg Bronn war der einzige, der Studirende zu wissenschaftlicher Beschäftigung in seine Behausung einlud, wo man sich unter der Obhut seines reichen Wissens im Vortrag über einen selbst gewählten Gegenstand bethätigen mußte.

Hanno übte mich im Arabischen weiter und knüpfte daran vertrauliche Theeabende, an welchen sich auch Oppenheim betheiligte. Aber er traute meiner geistigen Kraft, jedenfalls meiner Zeit, zu viel zu; denn noch ehe ich meinen Fortschritt im Arabischen recht gewahr ward, wollte er auch Persisch mit mir treiben. Ich verlor den Muth und gab, wenn auch ungern, diese Studien auf.

Die wärmsten und wohlthuendsten Beziehungen hatte ich in holländischen Familien. Da war zunächst eine achtzigjährige Dame, die Wittwe des Generalgouverneurs von Anting. Von ihr sagte man, sie habe alles Traurige erlitten, was das Leben bringen kann; die vornehme Frau war jedoch in der Auffassung ihrer bescheiden gewordenen Lage und aller Lebensverhältnisse nur immer milder, sanfter und duldsamer geworden, sie war weise und gelassen, sie kannte Italien und die beste Gesellschaft, war mit Schlosser befreundet, und hatte ein lebhaftes, durchdringendes Interesse für Kunst und Wissenschaft. Sie durfte ich oft besuchen, ihr machte ich meine Bekenntnisse wie einer erfahrenen, theilnehmenden Großmutter; meine Jugendfehler stießen sie nicht ab, mein Streben zog sie an.

Fand ich in dem heimischen Häuschen über dem Neckar, das Frau von Anting mit ihrer Tochter bewohnte, die Unterhaltung, welche die Reife des Lebens gewähren kann, so bot sich mir in der Familie Luden aus Amsterdam, die ich durch meinen Bruder Fritz kennen lernte, der Jubelverkehr der Jugend, still aber innig. Eine noch sehr jugendlich gestimmte Mutter war von fünf Töchtern umgeben,

deren älteste noch nicht zwanzig, die jüngste kaum sechs Jahre alt war. Die vierte, nur elfjährig, war von allen die begabteste und hat dies später dichterisch bewährt. Die zweite zog mich besonders an durch ihren Ernst und ihre Anmuth, durch ihre aufrichtige Frömmigkeit. Wir trieben gerne Musik und Litteratur, und machten viel trauliche kleine Spaziergänge, da die Mutter ihrer Gesundheit wegen größere Ausflüge nicht unternehmen konnte. Und als wenn es mit allem diesem Leben nicht genug gewesen wäre, genoß ich noch in der Familie Reitz, vom Kap der guten Hoffnung, eine Gastfreundschaft, wie man sie selten auch bei den nächsten Verwandten erfahren kann. Ein Vorfall, mit dessen Erzählung ich allerdings der Zukunft weit vorgreife, mag die Stimmung bezeichnen, die mich im Schoße jener liebenswürdigen Familie erwärmte. Kurz ehe die Familie Reitz Heidelberg wieder verließ, um nach dem Kap zurückzukehren, war darin ein kleines Mädchen, das ich hauptsächlich in seinem fünften und sechsten Lebensjahre gekannt habe. Die kleine Mary hatte zu mir eine von den lebhaften Kinderfreundschaften gefaßt, der ein Kinderfreund nicht widerstehen kann. Sie liebkoste mich und gab mir den Schmeichelnamen „Kooseli", der in späteren Jahren von meiner Frau übernommen wurde. Das Kind verlor mich, den Wandervogel, aus den Augen, wie ich ihre Familie. Nach vierzig Jahren bekam ich in Rom von meiner kleinen Mary, die inzwischen Mutter und Großmutter geworden, einen innigen Brief mit der Anrede „Dear Kooseli", und der Wärme nach geschrieben, als wenn wir

einander vor wenigen Tagen zum letzten Male gesehen hätten. Man kann sich denken, wie die Treue eines zur würdigen Großmutter herangereiften Kindes mich rührte. Unser Briefwechsel ist seitdem im Gang geblieben.

Wenn ich bedenke, daß ich außer drei oder vier Studenten, mit denen ich in Cleve auf der Schulbank gesessen hatte, in Heidelberg durchaus Niemand kannte, als ich hinzog, dann muß ich rühmen, dort im Verkehr so viel Liebenswürdigkeit, Anregung und Gastfreiheit gefunden zu haben, daß ich mich selber darüber wundern könnte, daß mich der Umgang von der Arbeit nicht abgezogen, sondern eher dazu gestärkt und angetrieben hat. Nur einmal brachte ich vier bis sechs Wochen in so zu sagen völliger Unthätigkeit zu. Ich hatte Liebeskummer, überließ mich einem stillen Brüten, las mißmuthig eine französische Uebersetzung von Manzoni's Promessi Sposi, versäumte die Vorlesungen, kurz ich litt an einer tiefen Abspannung. Mein Freund Ernst Heinrich Sonntag, nachmals einer der tüchtigsten Aerzte Hamburg's, entriß mich dieser Verstimmung, erst, indem er geduldig meine Klagen anhörte, dann durch Heranlocken zur Arbeit, die ja eigentlich meine erste Liebe war, zuletzt, indem er mich geradezu zu gemeinsamem Studium einlud, als wenn er sich von meiner Betheiligung einen Vortheil für sich selbst verspräche. Sein Bild prangt unter denen, die ich aus Dankbarkeit für mittelbar und unmittelbar erwiesenen Einfluß immer unter den Augen halte. Da ist Goethe und Beethoven, Spinoza und Georg Forster, Moritz Fleischer, Ludwig Feuerbach, Schlosser, Hermann Hett-

ner, Nikolaas Beets und Donders, Semper und Tecchio, und ihre Bilder rufen viele andere wach, die in meinem Herzen schlummern und, so lange es klopft, mit mir leben werden.

Wie dankbar schreibe ich's nieder, daß ich sie nicht alle nach Gebühr erwähnen kann, die mir wohlgethan! Wie gern erinnere ich mich der lustigen Ausflüge, die ich in meinem ersten Sommer in Heidelberg mit dem Advokaten Nebel und seiner anmuthig liebenswürdigen Frau in zahlreicher Gesellschaft in die Weite, in der zauberischen Umgegend gemacht, Neckar auf, Neckar ab, und oft von seinen Wellen getragen.

Daß die Politik nicht vergessen ward, dafür sorgten Quitzmann und Oppenheim, Bamberger und Guido Weiß, Max Wirth und Mördes, der Sohn des bekannten Mannheimer Advokaten. Wir waren alle durchaus freisinnig, aber keine Verschwörer. Eine Zeit lang hatten wir im Winter wöchentlich eine abendliche Zusammenkunft, im heimlichen Gewölbe des Heidelberger Schloßkellers. Wir eroberten uns mit einem Spaziergange über krachenden Schnee, mit oder ohne Vollmond, ein paar Stunden guter Unterhaltung, in der Niemand unsere Begeisterung für Weltverbesserungspläne und eigenes Streben stören konnte.

Quitzmann war auch mein Lehrer in innerer Heilkunde und Geschichte der Medicin. Und da wir eine gemeinschaftliche philosophische Wurzel hatten, so verstanden wir uns mit halbem Wort.

Die Zeit blieb nicht aus, in der ich meine Arbeitskraft auch nach Außen erproben sollte. Von der Teyler'schen Gesellschaft in Haarlem war zur Preisbewerbung eine kritische Betrachtung von Liebig's Theorie der Pflanzenernährung ausgeschrieben. Die Aufgabe lockte mich, aber ich hätte mich schwerlich entschlossen, mich daran zu wagen, wenn nicht mein verehrter Lehrer Delffs, dem ich über meine Kräfte und das hier zu Leistende ein besseres Urtheil zutraute als mir selber, mir dazu Muth gemacht hätte. Es wurden, wie der Wortlaut der Aufgabe besagt, größere Ansprüche an das Urtheil als an neue Versuche gemacht. Es galt zu studiren und zu urtheilen, und ich entschloß mich, meine Kräfte zu versuchen.

Nichts hat mir in meinem Leben eine mächtigere wissenschaftliche Anregung bereitet, als das Lesen der Schriften von Justus Liebig. Allerdings stützt er sich auf Vorgänger und Vorarbeiten. Aber alles Thatsächliche, was Liebig vorgefunden und durch eigene Untersuchungen bereichert hatte, wurde von ihm auf solche Weise verwerthet und durchgeistigt, daß man auf Flügeln des Genius von Gedanken zu Gedanken zu eilen schien. Und dennoch war es leicht, inmitten dieser Anregung bei Liebig Denkfehler zu entdecken, die den Leser vor der Verführung schützen mußten.

Im Hauptgang seiner Erörterung begegnet man wiederholt einer Beweisform, die vor dem Gerichtshofe oder dem Gottesgelehrten einen gewissen Werth haben mag, vor dem Richterstuhle der Naturwissenschaft aber niemals entscheidende

Geltung beanspruchen kann. Um es ganz kurz und schlagend zu bezeichnen, **Liebig** schließt so: dieses oder jenes Verhalten ist im natürlichen Hergang möglich, folglich ist es wirklich. In einen einzigen Fall übersetzt, er erörterte, daß der Kohlensäuregehalt der Luftschale unseres Erdballes hinreichend sei, um den gesammten Kohlenstoffgehalt der Pflanzendecke unseres Erdballs zu liefern: folglich nehmen die Pflanzen keine kohlenstoffhaltigen organischen Stoffe aus dem Erdboden auf. Die Wissenschaft hat über die Behauptung Recht gesprochen. Ich bemächtigte mich damals der Aufgabe, den logischen Irrweg aufzudecken. Dies bezieht sich auf den allgemeinen Gang der Beweisführung. Im Einzelnen ward ich auf ein Verfahren **Liebig's** aufmerksam, mit dem er sich selber und befangene Leser täuschen mußte. Wenn er zu Gunsten eines zu erweisenden Ergebnisses große Zahlen brauchte, berief er sich auf den höchsten Werth, den irgend ein Forscher gefunden hatte, brauchte er kleine Werthe, so leisteten ihm die kleinsten Zahlen denselben gefälligen Dienst. Mittelzahlen wurden nicht herangezogen. Man sieht, es wurde kein ungewöhnlicher Scharfsinn erfordert, um hier sein Urtheil zu wetzen.

Als die Arbeit in einer sauberen, von fremder Hand besorgten Abschrift bereits nach Haarlem gewandert war, brachte ich einige Wochen in Holland zu und machte eine Reise nach Amsterdam in der Hoffnung, die oben erwähnte holländische Uebersetzung kleiner Schriften von **Strauß** und **Vischer** bei einem Verleger anzubringen. Bei der Gelegenheit besuchte ich in Leyden Professor **Reinwardt**, der

sich um die Flora Java's so verdient gemacht. Es war im Jahre 1844. Das Gespräch über Liebig's Anschauungen vom Pflanzenleben lag damals so in der Luft, wie fünfzehn Jahre später die Lehren Darwin's. Es währte denn auch nicht lange, daß Reinwardt davon zu reden anhub. Er erzählte mir, daß er als Mitglied der Teyler'schen Gesellschaft eine Beurtheilung von Liebig's Theorie der Pflanzenernährung zur Preisbewerbung hervorgerufen, und es sei eine Arbeit eingegangen, die ihm aller Beachtung werth zu sein schien. Und nun kam eine kurze Darlegung des Inhaltes jener Schrift, nach der ich mir's nicht verbergen konnte, daß der ehrwürdige Mann, ohne es zu ahnen, meine Arbeit vor mir zusammenfaßte und seiner Anerkennung werth fand. Man denke sich, welche Mühe ich hatte, mich auf meinem Stuhle ruhig zu halten und meine Zunge zu verbeißen, da ich ja auf die Gefahr hin, bei der Preisvertheilung gar nicht berücksichtigt werden zu können, unerkannt bleiben mußte! Und es gelang mir, die nöthige Ruhe zu bewahren.

Indes mein Zagen war in Hoffnung, meine Hoffnung beinahe in Zuversicht verwandelt. Nun wünschte ich, bevor die Entscheidung fiel, die ja Liebig's Unwillen hätte erregen können, den großen Forscher und genialen Denker persönlich kennen zu lernen, ehe etwa auf seiner Seite eine Spannung entstanden wäre. Ich reiste also von Heidelberg nach Gießen. In Frankfurt wurde ich in einen Stellwagen geladen, in den man nicht so viel Personen pfropfte, als er Plätze enthielt, sondern einfach so viele als sich überhaupt

darein drängen ließen. In einer kalten Oktobernacht saß ich, verschnupft, zwischen zwei Nachbarn, mit denen ich immer einige Rippenstöße wechseln mußte, wenn ich meines Taschentuches bedürftig war. Nach einer solch' unbequemen Reise kamen wir in Gießen an, als die Nacht noch graute. Sowie ich ausgestiegen war, fragte ich nach dem „Rappen", dem Wirthshause, in welchem damals alle Naturforscher, die nach Gießen kamen, einkehrten. Dieselbe Stimme, die mir auf der Fahrt so nahe gewesen, gab mir sofort freundlich Bescheid. Ich schlief ein mit dem Vorsatze, mich gütlich zu thun und mich am folgenden Morgen behaglich auszuschlafen. Aber ich war schon früh bei der Hand, zu früh, um so große Häupter wie Liebig und Bischoff, meinen ehemaligen Lehrer der Physiologie aus Heidelberg, besuchen zu können. Ich wagte es bei einem Jüngeren, und hatte mir als solchen Hermann Kopp ersehen. Ich schelle an seiner Thür, die Magd sagt mir, der Herr Professor sei da, aber er liege noch zu Bett, er sei sehr spät von der Reise nach Hause gekommen. Natürlich wollte ich mich sogleich bescheiden zurückziehen; das Dienstmädchen beschwörte mich, es nicht zu thun, sie werde immer gezankt, wenn sie einen Fremden unangemeldet abziehen lasse. Während ich noch mit ihr unterhandle, höre ich dieselbe Stimme vom Stellwagen und vom „Rappen" mir freundlich zurufen, ich möge doch hereinkommen, und eine halbe Minute darauf saß der nachmals so berühmte Hermann Kopp in einem unbeschreiblichen Morgengewande mir gegenüber, indem er mir auf die lebhafteste Weise seinen Streit mit Schrötter

in Mannheim über die Volumentheorie auseinandersetzte. Ich habe im späteren Leben öfters das Glück gehabt, Hermann Kopp wieder zu begegnen. Und wir haben uns immer an der Erinnerung dieser ersten Zusammenkunft ergötzt.

Zu mehr bürgerlicher Stunde besuchte ich Liebig und Bischoff und wurde von Beiden freundlich aufgenommen. Liebig zeigte mir sein Laboratorium, und Bischoff lud mich zu einer Gesellschaft auf den Gleiberg, wo ich mehr Gießener Lustbarkeit als Gießener Wissenschaft zu schauen bekam.

Im Dezember erhielt ich die Nachricht, daß mir der Preis zugesprochen worden. Der erste Eindruck war eine mächtige Freude, für meinen Vater, für die Familie Luden, für meinen Lehrer Delffs. Aber auch die Nachfreuden wurden mir nicht verkürzt. An Liebig konnte ich meine Arbeit erst im Herbste 1845 übersenden. Ich schrieb ihm dazu, daß ich hoffte, er würde nicht verkennen, wie ich, trotzdem ich es wagte, seine Ansichten zu bekämpfen, für ihn die wärmste Verehrung und Begeisterung hegte, was freilich mehr mir als ihm zur Ehre gereichte. Im November 1845 antwortete mir Liebig mit folgenden Worten:

„Werthester Herr Doktor!

„Ich bin Ihnen vielen Dank schuldig für die „gütige Uebersendung Ihrer Preisschrift. Weit entfernt, „daß ich durch Widerspruch verletzt werden konnte, ist „mir derselbe erwünscht, indem er dazu beiträgt, um „das Korn von der Spreu zu sichten, und wenn dies,

„wie bei Ihnen, mit Geist und gentlemanlike geschieht,
„so habe ich Ursache genug, um so zufriedener zu sein.

„. . . . .

„Mit dem Ausdruck der freundschaftlichsten Hoch-
„achtung

„ganz der

„Ihrige

„Dr. Justus Liebig."

Viel später schrieb mir Alexander von Humboldt, daß Berzelius sich anerkennend über meine Preisschrift ausgesprochen; Schimper erzählte mir in Gesellschaft Eduard Desor's, daß Alexander Braun mir lebhaften Beifall zugesprochen, und beide Erklärungen verschafften mir die innige Genugthuung, die es immer gewährt, wenn man sich mit den Meistern der vorangehenden Geschlechter in wurzeltreibender Verbindung fühlt.

Das Süßeste blieb mir noch vorbehalten. Denn oft und gerne hat meine Frau daran erinnert, daß sie, als mir der Haarlemer Preis zugewiesen wurde, meinen Namen zum ersten Male nennen hörte.

Und wie so oft, verband sich auch hier das Nützliche mit dem Süßen. Die Teyler'sche Gesellschaft ließ die Wahl frei, ob man die goldene Denkmünze oder einen Ehrenpfennig von 400 holländischen Gulden in Empfang nehmen wollte. Die Denkmünze sollte auf jeden Fall die Preisschrift in einer Abbildung zieren. Ich wählte also die Geldsumme, und für sie verschaffte ich mir mein erstes

Mikroskop, an welches so viel dankbare Erinnerungen geknüpft sind und geknüpft bleiben.

In der Verfassung meiner Preisschrift begriffen, habe ich mehrere Wochen in strengster Abgeschlossenheit gelebt, beinahe wie man von Bilderdyk in Holland erzählt, daß er, wenn er eine neue Sprache erlernen wollte, sich mit Kaffee und Butterbrod in sein Studirzimmer einschloß, bis er die Grundlinien der betreffenden Sprachlehre bemeistert hatte. Glücklicher Weise dauerte dies nicht allzulang. Denn für einen strebsamen Jüngling liegt etwas unberechenbar Förderndes in dem Verkehr mit strebender Jugend. Die Begeisterung für die gleichen Zielfragen hat etwas unmittelbar Zündendes, die Verschiedenheit der Gesinnung mäßigt das absprechend Schlagfertige der ersten Jugend, die Eigenart der Begabung weckt zum Nacheifer, zur Ergänzung. Und wenn man eine allgemeine Bildung anstrebt, die sich zunächst innerhalb eines bestimmten Gebietes der Wissenschaft zu erweitern trachtet, dabei aber immerfort über die Grenzen getrieben wird, um sich nicht dem Aesculap, der Themis, der Clio, sondern der Minerva in die Arme zu werfen, der hat nur zu oft Gelegenheit zu den Einzelforschern als Vorbild hinaufzublicken. So ist es mir mit Alexander Williamson, dem Chemiker, Georg Mettenius, dem Botaniker, Adolph Kußmaul, dem Kliniker, Heinrich Müller, dem Erforscher der Netzhaut des Auges, ergangen. Aber ich hatte freundliche und anregende Genossen auch unter solchen die durch ihren Wissensdrang auf verschiedene Gebiete geführt wurden, wie Alexander von Frantzius,

die Gebrüder Hexamer, Theodor von Dusch, Koch aus Rheinbayern, Alefeld, Grobbeck, und so viele andere, die ich alle nennen möchte, wenn mir's möglich wäre, sie nach so vielen Jahren in ihrer Eigenart gebührend zu schildern. Unter den eigentlichen Aerzten darf ich Ernst Heinrich Sonntag, meinen rettenden Freund, Gustav Bueck, Arlt, Franz Chelius, van de Moer, Wybeling, nicht vergessen. Van de Moer und Wybeling, verband mit mir, außer dem gemeinsamen Vaterlande und dem gleichen Studium, die Freundschaft mit Friedrich Reitz, dem ältesten Bruder der obenerwähnten Mary, der Theologie studirte. Den drei letzt erwähnten habe ich auf ihren besonderen Wunsch eine Zeit lang Vorträge über Hegel'sche Philosophie gehalten, wie ich es auch, mit Oppenheim wetteifernd, Fräulein Valeria Vogler gethan habe, einer jungen Dame, die mit ihrer Mutter in Heidelberg lebte, und von der ich nicht zu sagen wüßte, ob ihre Schönheit, ihr Verstand, ihre musikalische Begabung, ihr geselliger Takt oder ihre Liebenswürdigkeit uns am mächtigsten anzog. Leider ist mir die vortreffliche Jungfrau ganz aus dem Gesicht gekommen, in der Erinnerung lebt sie mit der kleinen Schaar von auserwählten Wesen, die uns nicht ferne rücken können ohne eine reine, veredelnde Sehnsucht zu hinterlassen.

Zu den ersten geliebtesten Freunden in Heidelberg gehörte ein hochbegabter Mediciner, ein idealisch strebsamer Hamburger, Namens Kröger, der leider sehr jung an den Folgen einer unglücklichen Liebe zu Grunde ging, und einen Schatz der schönsten Hoffnung mit sich in's Grab nahm.

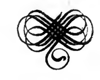
Auf einmal befiel mich ein fieberhaftes Verlangen mit der Hochschule abzuschließen, theils weil es mich aus Herzensgründen drängte, mir eine unabhängige Berufsstellung zu erwerben, theils weil ich von dem Wunsche erfüllt war, dem inneren Trieb des Studirens und Forschens zu folgen, unbekümmert um die Anforderungen, denen ich bei jeder Prüfung, die mich zur Ausübung des ärztlichen Berufes berechtigte, würde genügen müssen. Ich rüstete mich also zur Abfassung einer Probeschrift, entschlossen, behufs derselben eine eigene Untersuchung zu unternehmen. Henle, der mein geborener, natürlicher und bereitwilliger Rathgeber war, ließ mir die Wahl zwischen einer mikroskopischen Untersuchung der Leber oder der Lungen. Nachdem ich etwas im Studium der Leber herumgetastet, entschied ich mich für die Lunge, und schrieb meine Dissertation mit Abbildungen, nachdem ich den Bau derselben unter dem Mikroskop und die Geschichte unserer Kenntnisse jenes Organes nach besten Kräften studirt hatte. Meine Arbeit wurde bald von Adriani und besonders von Rossignol überholt, hat sich aber in der Litteratur, wie erst ganz neuerdings die Mittheilungen Miller's bezeugen, einen Platz erhalten. Ich schrieb der Wand der Lungenbläschen glatte Muskelfasern zu, die ich trotz vielem Widerspruch noch heute vertheidige, und es gelang mir wenig später (1846) die elastischen Fasern in derselben nachzuweisen, die in der Folge allgemein anerkannt worden sind.

Die Beförderung zur Doktorwürde erhielt ich am 22. Januar 1845, nach einer Prüfung, in der ich zwar

durch das Wohlwollen meiner Lehrer den ersten Grad davon trug, aber einen Fehler beging, den ich zum Trost meiner Studiengefährten, und weil mir's sehr am Herzen liegt, mich in diesen Aufzeichnungen nicht für besser zu geben als ich war, erzählen will. Ich beging nämlich — ich, der ich den mikroskopischen Bau der Lungen selbständig untersucht hatte — den unglaublichen Irrthum, daß ich dem Herzen glatte Muskelfasern zuschrieb. Ich habe mir es nie verziehen, habe aber vielleicht diesem Unglück zu danken, daß ich mich in den Vorlesungen mit besonderer Freude über die quergestreiften Fasern des Herzens und deren Bedeutung für seine rhythmischen, schnell verlaufenden Zusammenziehungen verbreite.

Was mich an meiner neuen Würde am meisten erfreute, war die Ueberraschung, die ich meinem Vater bereitete. Er ahnte nicht, daß ich mich zur Schlußprüfung entschlossen hatte, und konnte es um so weniger ahnen als ich ihn, wegen des Ertrags, den mir die Uebersetzung von Mulder's physiologischer Chemie eingebracht hatte, nicht um Hilfsmittel anzugehen brauchte. Ich konnte die Kosten der Promotion selber bestreiten. Ich sehnte mich also vor Allem nach Haus, aber der Rhein war zugefroren, und Eisenbahnverbindung zwischen Heidelberg und Herzogenbusch bestand noch nicht. Ich begab mich wiederholt vergeblich nach Mannheim, um mich nach der Wiederaufnahme der Dampfschiffahrt zu erkundigen. Endlich brach der ersehnte Tag heran. Das erste Schiff, das rheinabwärts fuhr, trug mich, vielleicht nicht ohne alle Gefahr, nach Holland. An Mainz

fuhr ich vorbei, ohne zu ahnen, welchen Schatz die alte Rheinstadt für mich aufhob. In Köln fuhr ich mit einem Nachen in meinen Gasthof, so hoch trieb der Rhein seine für mich lustigen Wellen. Jedoch die Reise ging glücklich von statten, und nach wenigen Tagen betrat ich das elterliche Haus, glückselig über das Wiedersehen und meiner Eltern strahlende Zufriedenheit. Meine Schwester war zur blühenden Jungfrau herangereift. Ich ward gefeiert, und wo ließe man sich lieber feiern, als im Schooße der eigenen Familie, selbst wenn man fühlt, daß die wohlwollende Freude unserer Lieben unser bescheidnes Verdienst überstrahlt?





V.

Utrecht.



Es war keine so vollkommene Mußezeit, die ich in Herzogenbusch vor dem Antritt des Berufslebens zubrachte, wie diejenige, die dem Besuch der Hochschule unmittelbar vorausging. Ich erhielt sogleich die Druckbogen meiner Preisschrift zu verbessern, eine Arbeit, in der ich noch keine große Uebung hatte. Ferner galt es, mich zu einer neuen Prüfung zu rüsten. Um das Recht zur ausübenden Heilkunde zu erhalten, mußte ich an einer holländischen Hochschule ein sogenanntes Colloquium doctum bestehen, in welchem man besonders von den in Holland einheimischen Krankheiten Kenntniß aufzuweisen hatte. Ich hatte mich für Leyden gemeldet, wo meine Großmutter wohnte, und mein Gesuch war günstig aufgenommen worden.

Nun wollte ich mich vor allen Dingen mit den Anschauungen meiner Prüfer etwas vertraut machen, und las daher in ihren Schriften, namentlich in der Ars Medica von Pruys van der Hoeven, fleißig herum. Dieses letztere ist und bleibt ein merkwürdiges Buch. Es werden darin in gutem Latein die Bilder der verschiedenen Krankheiten in scharfer Zeichnung und lebendiger Farbe geschildert, unter steter Benützung, ja vielfach mit den eigenen Worten der

klassischen Schriftsteller aller Zeiten. Man kann das Buch als eine reiche Blumenlese bezeichnen, und ich habe aus seinem Studium eben so viel Anregung als unmittelbaren Nutzen geschöpft.

Ich will es nicht verhehlen, daß ich mir einige Sorge darüber gemacht hatte, es könnte mir übel angerechnet werden, daß ich ganz im Ausland studirt hatte, allein die Professoren Broers, Pruys van der Hoeven und Suringar, die, weil der alte Sandifort krank war, die Facultät aus machten, waren überaus wohlwollend und die Prüfung glich einer behaglichen Unterhaltung

Als Wohnort hatte ich mir Utrecht auserſehen. Diese Wahl hatte mir lange vorgeschwebt und war zum Entschluß gereift, als ich im Jahr vorher daselbst Mulder und Donders besucht hatte. Ich lernte damals den Chemiker Gerhard Johann Mulder in seiner Blüthe kennen. Er faßte seine Studien und Untersuchungen in seine physiologische Chemie zusammen, deren erste Lieferungen ich in's Deutsche übersetzte; vielleicht hat von diesem Wissenszweige Niemandem, weder vor noch nach Mulder, ein so klares und vollständiges Bild vorgeschwebt. Das Buch war ebensoviel Physiologie als Chemie. Mulder hatte begriffen, daß man, um im physiologisch-chemischen Sinne von den Geweben und Werkzeugen des Körpers reden zu können, es sich nicht darum handelte, deren Zusammensetzung in Bausch und Bogen zu kennen, sondern daß es unerläßlich sei, Zellen und Fasern zu sondern und auf ihr chemisches Verhalten zu verschiedenen, zum Theil sehr eingreifenden Stoffen zu

prüfen. Er umfaßte Pflanzen und Thiere und sicherte sich für die ersteren der Beihilfe eines so ausgezeichneten Mikroskopikers wie Peter Harting war, für die letzteren der Mitarbeit von Donders, der über diesen Studien ein ausgezeichneter Mikroskopiker ward. Der bahnbrechende Gedanke gehörte Mulder, aber er hätte nicht leicht Mitarbeiter finden können, die ihn so fruchtbar in's Leben setzten, wie Donders und Harting. Die Untersuchung schritt planmäßig und deshalb sicher und mit ungeahnter Schnelligkeit ihrem Ziele entgegen. Durch Mulder's Werk ward die Chemie der Gewebe und ihrer Formbestandtheile, die sogenannte Histochemie, in's Leben gerufen.

Mulder glich Liebig darin, daß man auch nicht das flüchtigste Gespräch mit ihm führen konnte, ohne von dem geistigen Gepräge des Mannes ergriffen und angefeuert zu werden. Aus den gewöhnlichsten Gesprächsgegenständen schlug er Gedankenfunken. Er nahm alles wichtig, eine Blume wie die Nahrung, ein Kind wie den weisesten Mann. Unter seinen Schülern war er anregend durch seine eigene Sammlung. Wo der Fortschritt angebahnt wurde, ward er sogleich die Seele davon. Er hatte keine andere Grenze, als die Reizbarkeit seines Gemüthes und die Leidenschaftlichkeit seiner Neigungen für und wider Grundsätze und Menschen.

Donders war ihm vor Allem an's Herz gewachsen und hat die längste Zeit einen treuen und überaus fruchtbaren Verkehr mit ihm erhalten. Es ist nicht Mulder's kleinstes Verdienst, Donders vollauf erkannt zu haben, be-

vor er sich der wissenschaftlichen Welt durch seine eigenen Leistungen offenbart hatte.

In meinem Verhältniß zu Donders war ich glücklicher als in dem zu Mulder. War auch Donders ein paar Jahre älter als ich, wir waren beide jung, und überließen uns vertraulich und ohne Schranken der Anziehungskraft, die wir auf einander ausübten. Mulder war nicht gerade alt, aber doch so weit im Leben voran, daß er gerne ein wenig zugewartet hätte, bevor er mir mit dem Vertrauen entgegen kam, das ich um ihn zu verdienen glaubte.

In den ersten Monaten meines Aufenthaltes in Utrecht arbeitete ich, so viel es meine Kranken zuließen, regelmäßig in Mulder's Werkstatt, und es war ein großes Glück für mich. Hier lernte ich wägen und messen, fand die nöthigen Hilfsmittel, um versuchsmäßige Antwort zu erhalten auf die Fragen, die ich mir selber stellte. Ich war unter denen, die der Einweihung des neuen Laboratoriums anwohnten, und habe so der freudigsten Anregung Mulder's genießen können, die er in seinen Vorlesungen klar und freigebig zum Besten gab. Man sah darin die Wissenschaft werden, während man Gelegenheit hatte, die weise Mäßigung im Anstellen der Versuche zu bewundern.

Leider hat mein Verkehr mit Mulder nicht so lange gedauert, wie es meinem wissenschaftlichen Streben förderlich gewesen wäre.

Zwischen Liebig und Mulder entbrannte der Streit über die Zusammensetzung der eiweißartigen Körper, die sogenannte Proteinfrage. Liebig hatte Mulder

in einer Form angegriffen, wie sie unter Männern der Wissenschaft niemals statthaft ist, geschweige denn unter Ebenbürtigen. Es war natürlich, daß Mulder gereizt war und eine schneidige Antwort vorbereiten wollte. In der ersten Wallung und ehe ich die Form der Schrift kannte — sie war noch gar nicht geschrieben — hatte ich Mulder zugesagt sie in's Deutsche zu übersetzen. Aber Mulder schlug einen so leidenschaftlichen Ton an, daß ich mich veranlaßt sah, mein Wort, das natürlich nicht ohne allen Vorbehalt gelten konnte, zurückzunehmen. Dies genügte, um mein persönliches Verhältniß zu Mulder zu lösen; das Wissenschaftliche habe ich meinerseits immer in dankbarer Verehrung aufrecht erhalten, und habe mich mit Bezug darauf auch über Mulder nicht wesentlich zu beklagen. Für sein persönliches Verhältniß bleibt es bezeichnend, daß er mich in der von ihm selbst verfaßten Skizze seines Lebens niemals nennt, ebenso, wie er seinen eifrigen und langjährigen Gehilfen, Eduard von Baumhauer, darin nur ganz flüchtig und gelegentlich erwähnt.

Den Brennpunkt meiner Utrechter Jahre fand ich in Donders. Begegnet es einem doch nicht oft im Leben, daß man mit einem hochbegabten, schöpferisch angelegten Manne, in dem es gährt und braut, zusammentrifft, und die Mittheilung ohne Schleusen Herz und Sinn erschließt, so daß aus dem Genuß des beiderseitigen Strebens ohne weiteres Freundschaft erwächst. Ich erfuhr das gleich in der ersten Nacht unseres Zusammenseins. Bei jenem Besuch, den ich noch als Student in Utrecht machte, hatte mich

Mulder mit Donders zu Tisch geladen, und nachher begleitete ich Donders auf sein Zimmer. Wie viel wir und was wir alles in jener für mich denkwürdigen Nacht miteinander durchgesprochen, ist schwer zu sagen. Aber wir waren beide von Liebe zur Lebenslehre entbrannt, und um diese Liebe drehte sich die hingebende Unterhaltung. Ich fühlte, wie werthvoll der Umgang mit einem solchen Manne werden mußte, der, als ich mich in Utrecht niedergelassen, für mich wie ein älterer Bruder ward.

Wir mikroskopirten fleißig zusammen und versuchten für das Blut ähnliche Aufgaben zu lösen, wie sie sich Mulder und Donders für die Gewebe gestellt hatten. Eine Frucht jener Studien war die Erkenntniß, daß nach jeder Nahrungszufuhr das Blut sich an weißen Körperchen bereichert; diese Thatsache ist seitdem durch viele Arbeiten bestätigt worden und der Wissenschaft eingebürgert, ist aber hier einer kurzen Erwähnung werth, weil viele Handbücher es lieben, dem letzten Forscher, der sein Scherflein der Bestätigung abgegeben, den geschichtlichen Ursprung einer Erkenntniß zu opfern. Und diese mag groß oder klein sein, wenn sie ernst ist, hat sie immer Anstrengung gekostet und es ist eine bescheidene Belohnung, wenn dies mit Nennung des Namens anerkannt wird. Entweder keine Geschichte, wie sie ja im Strom des Handelns nur zu leicht überfluthet wird, oder man ist von ihrem Werth durchdrungen, und wäre es nur, weil sie uns davor bewahrt, etwas schon Erkanntes zum zweiten oder dritten Mal zu entdecken, und dann gehe man wirklich bis zur Quelle des Stromes, in dem man sich badet, zurück.

Freilich hatte Henle recht, als er sagte, die beste Anerkennung, die einem für einen gemachten Fund zu Theil werden könne, bestehe darin, daß dieser Gemeingut der Wissenschaft wird, ohne der Stütze eines Gewährsmannes zu bedürfen.

Genußreicher konnte kein Zusammenarbeiten sein. Wir waren beide frei von dem ernennungssüchtigen Fieber, das nach dem Abschluß einer Arbeit drängt und jeden Zweifel, jede neue Frage, die sich aufwirft, als ein lästiges Hinderniß betrachtet, das die Veröffentlichung der Arbeit verzögert, statt sich darüber zu freuen, daß sich das Feld der Untersuchung ausweitet, und zu begreifen, daß die beste Frucht des Forschens darin besteht, daß jede Frage Fragen gebiert. Das eigentliche Geheimniß der wissenschaftlichen Forschung besteht nicht darin, daß sie abschließt, vielmehr darin, daß sie aufschließt.

Wir betrachteten die Arbeit, die uns fast täglich für einige Stunden zusammenhielt, als genußreich in sich selber. Es war uns ein Behagen, uns zu üben, aber dazu fügte sich ein anderes, das bei jeder gemeinsamen Arbeit, die auch die Hände in Anspruch nimmt und Geduldsruhen mit sich bringt, sich ergiebt, daß manche Gelegenheit zu eingehender Unterhaltung geboten wird. Und diese Unterhaltung galt nicht bloß der unmittelbar gewählten Aufgabe, sie war doppelt ersprießlich, weil wir uns beide gleich gerne einem allgemeinen Gedankenfluge überließen. Spinoza, Feuerbach, die Willensfrage beschäftigten uns lebhaft, und wenn ich von Donders dankbar lernte, was er vor mir an Kunstfertigkeit und Kunde voraushatte, so hörte er mir gerne zu,

wenn ich von deutschem Leben und meiner Befriedigung in deutscher Weltweisheit und deutscher Litteratur erzählte. Es erfolgte bei der unscheinbaren, oft mühsamen und tüftelnden Arbeit, jener Gedankenaustausch, der George Sand sagen ließ: „On dit qu'on s'épanche et se livre en mangeant ensemble, mais c'est bien plutôt en travaillant ensemble qu'on sent et laisse venir la bienveillante intimité*).“

Unser geselliger und freundschaftlicher Verkehr war aber nicht auf jene Arbeitsstunden beschränkt. Es dauerte nicht lang, daß Donders seine geliebte Braut, Ernestina Zimmermann, heimführte, der er schon als Student nach dem Zeugniß unseres gemeinsamen Freundes Joseph van der Does de Willebois manches Guitarrenständchen gebracht hatte. Meine Stellung als brüderlicher Hausfreund ward auch von ihr sofort anerkannt, und ich durfte beiden ohne Schranken meine Herzensgeheimnisse ausplaudern. Mit Frau Donders ließ sich über alles reden, und sie gehörte durchaus nicht zu den Frauen, die der wissenschaftlichen Unterhaltung ihres Mannes und seiner Freunde Fesseln anlegen. Sie war gewöhnlich ohne weiteres im Gegenstande drin, und wenn er ihr fremd sein mochte, war es ein Leichtes sie einzuführen, wozu sie uns manchmal eine artige Uebung verschaffte. Sie besaß keines der gewöhnlichen weiblichen Vorurtheile, und wenn sie auch im Grunde christlich dachte, war sie doch jeder Fragestellung hold und

*) George Sand, le péché de Monsieur Antoine.

jeder Erörterung gewachsen. Sie pflegte sich scharf und rückhaltslos auszudrücken, ohne daß sie der gute Geschmack oder der weibliche Sinn dabei verließ. Sie hatte es nicht hehl, daß sie viel lieber mit Männern als mit Frauen verkehrte. Mir war sie in besonderer Weise förderlich, weil sie in den holländischen Prosaikern belesener war als ich. Ich hatte zwar, als Knabe noch, Sara Burgerhardt, Susanna Bronkhorst und Willem Levend gelesen, aber van Lennep's Romane lernte ich erst durch Frau Donders kennen.

Wenn nun Frau Donders über alles zu reden verstand und oft in ihrer weiblichen Unmittelbarkeit den weitesten Blick bekundete, so verstand sie auch über alles zu singen. Sie hatte eine angenehme, und mehr noch eine geschulte Stimme, musikalische Sicherheit und dichterisches Verständniß. Sie las alles vom Blatt und traf, vermöge jener Anlagen, auch bei der ersten Auffassung sehr oft den richtigen Ausdruck. Ihre Lieblinge waren damals die Löwe-schen Balladen, besonders „Gregor am Stein". Sie gönnte mir das Vorrecht, sie auf dem Klaviere zu begleiten, und, während ich für mich meinen Beethoven pflegte, der beinahe so viel Einfluß auf mich geübt hat wie Dichter und Weise, ward mir ein solcher Genuß öfters zu Theil. Willem Verhellow, der in Clève mit meinem Bruder Fritz und mir dieselben Zimmer bewohnt hatte, studirte damals in Utrecht die Rechte; er hatte eine wundervolle Tenorstimme und stürmte manchmal morgens in aller Frühe auf mein Zimmer, um sich von mir begleiten zu lassen. Eine wonnige

Erinnerung bewahre ich der Arie: „Gönne mir ein Wort der Liebe“ aus Marschner's Hans Heiling. Diese musikalischen Genüsse führten uns öfters mit dem Musikdirektor Craywanger zusammen, mit welchem Verhellow Duette sang, zum Beispiel das wundervolle „O Matilde“ aus Rossini's Wilhelm Tell, und sie hielten das Andenken an Karel van Heerdt warm.

Sofern es wahr ist, daß man sich in einer neuen Stadt heimisch zu fühlen anfängt, in dem Maße, als es einem dort vergönnt ist zu wirken, hätte ich mich in Utrecht rasch zu Hause fühlen müssen. Ich sah mir bald eine hübsche Anzahl von Kranken anvertraut, und zwar aus den besten Kreisen. Mit diesen besten Kreisen meine ich nicht sowohl die reichen Leute, als vielmehr diejenigen, die sich durch Bildung und Einsicht auszeichnen. Ich ward Hausarzt in mehreren Professorenfamilien.

Als ein besonders ehrendes Zeugniß erschien mir's, daß ich junger, unverheiratheter Mann, eines Tages in eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen gerufen ward. Nachdem ich dort für eine Schülerin meinen Rath ertheilt hatte, ward dieser auch für die Untervorsteherin der Anstalt begehrt. Diese, eine junge Dame von noch nicht dreißig Jahren, war von einem der angesehensten Aerzte der Stadt, der zugleich Hochschullehrer war, für schwindsüchtig erklärt worden, und in dieses Urtheil hatte der eigene Bruder der Kranken, der in Amsterdam die Heilkunde mit Erfolg ausübte, eingestimmt. Auf den ersten Blick hegte ich Zweifel gegen diesen Ausspruch, aber Angesichts der Gewähr eines

hocherfahrenen Mannes und der Verwandtenliebe hielt ich zunächst mit meiner Ansicht zurück. Ich untersuchte aufmerksam und wiederholt, und als ich meiner Sache sicher war, erklärte ich bestimmt, die junge Dame sei nicht schwindsüchtig, sondern habe einfach die Bleichsucht, und wenn sie meinen Rath befolgen wollte, würde sie in drei Monaten völlig hergestellt sein. Und so geschah es. Vor wenig Jahren, also mehr als vierzig Jahre nachher, war die Dame noch am Leben und bewahrte mir die dankbarste Gesinnung. Ich entblödete mich aber nicht zu glauben, daß ich meine Sache besser verstände als jener viel erprobte Gewährsmann, nur mußte ich annehmen, daß dieser übermäßig beschäftigte Arzt die Kranke nicht sorgfältig genug untersucht hätte. Eine ähnliche Verwechslung ist mir später wiederholt vorgekommen, weil man häufig zu sehr geneigt ist, dem schlechten Aussehen, etwas Athemnoth und Husten, mit mehr oder weniger Abmagerung verbunden, sofort die schlimmste Bedeutung beizulegen.

Meiner ersten Kranken hatte mich ein lieber Schulkamerad der Boxteler Zeit, Marinus Destombe, zugeführt. Leider war dies eine Schwindsüchtige, die ich bald als rettungslos verloren betrachten mußte. Hier begegnete mir etwas Sonderbares, das ich, um genaue Rechenschaft von meiner Nervenverfassung zu geben, nicht verschweigen darf. Ich hatte die Brust der armen Frau mehr als gebührlich lange beklopft und behorcht, und steckte unmuthig mein Hörrohr ein, weil ich, trotz der Uebung, die ich in Heidelberg erworben, mich nicht befriedigen konnte. In dem

Augenblick schleicht eine gewaltige Katze unter dem Bett hervor, ich lasse sie entfernen, ich untersuche die Kranke auf's Neue, und in wenig Minuten war ich mit mir selbst im Reinen. Später hat mir ein italienischer Senator anvertraut, daß er vorübergehend taub wird, sowie er Orangenblüthen riecht. Ich habe mich von jener Abneigung gegen Katzen niemals befreien können. Sie mochte ihren ersten Ursprung in einer Kratzwunde haben, die mir als ganz kleinem Kinde eine Katze zugefügt, ward verschlimmert durch den Vergleich einer Katze mit einem Tiger, und ganz besonders durch die thörichten Neckereien, welche übermüthige Kinder an einer solchen Schwäche auslassen. Einmal setzte ein reizendes Mädchen während meiner englischen Stunde ganz plötzlich eine große Katze auf mein Buch, und es gelang ihr, mich so zu erschrecken, daß ich mich mit meinem Stuhle rücklings hinwarf. Jede unerwartete Berührung erweckt mir den Verdacht der Zudringlichkeit einer Katze.

Schenkte mir das Publikum Vertrauen, so fehlte es mir nicht an nützlichen und wohlwollenden Rathgebern. Vor allem war ich in reger Verbindung mit meinem Vater, dem ich über jeden wichtigen Fall Bericht erstattete, der mir immer gute Winke eintrug. In chirurgischen Fällen hatte ich mich der Berathung von Kerst, dem durch und durch tüchtigen Vorstand der Schule für Militärärzte, und dem Vater Tilanus in Amsterdam zu erfreuen, dessen beide talentvolle Söhne ich in Mulder's Laboratorium kennen gelernt hatte. Unter den Aerzten Utrechts erinnere ich mich besonders gern der Herren Wolterbeek, Blom, van der

Lith, Dompeling, Schot. Unter meinen Gönnern nahm Donders als Freund und Gefährte den ersten Platz ein. Das Ansehen, das er schon damals genoß, hat mir manchen Kranken zugeführt, und noch werthvoller als dieser Schutz war die lebendige und einsichtsvolle Teilnahme, die er mir erzeigte, wenn ich um schwierige Fälle in Sorge war.

Aber es gab auch Gönner anderer Art. Wie so Vielen, ward auch mir nahegelegt, mich unter die Freimaurer aufnehmen zu lassen, damit sich der Kreis meiner Kranken rascher erweitern sollte. Ohne den geringsten Zweifel an den redlichen Absichten jenes noch so viel verbreiteten Ordens zu hegen, fühlte ich mich von seinem geheimnißvollen Wesen und Wirken eher abgestoßen als angezogen. Es war von jeher mein Ehrgeiz, mich selbständig zu bewegen, und die Fortschritte in meiner Stellung nur meinem eigenen Streben zu verdanken. War dies doch einer der Gründe gewesen, warum ich mich nicht in Herzogenbusch niederließ, wo ich nicht gewußt hätte, ob ich das Vertrauen der Leute meinem Vater schuldig wäre oder mir selber.

Ein Gönner eigener Art war ein protestantischer Geistlicher. Eines Morgens erhielt ich von ihm einen freundlichen Besuch. Er mochte wohl eine Stunde mit mir gesprochen haben, ohne daß ich seine Absicht durchschaute. Dann aber ward er deutlich. Er sagte mir viel Freundliches über meine Studien und über die günstige Meinung, die er von mir als Arzt hege; es würde ihm eine Befriedigung sein, mich bei den Familien, die gerne seinen Rath hörten, zu empfehlen; aber man sehe mich in keiner

Kirche, in der katholischen nicht, und in der protestantischen auch nicht, — er mochte erfahren haben, daß ich mich dem protestantischen Glaubensbekenntniß angeschlossen hatte, weil dieses meinen Anschauungen, obwohl es sie nicht befriedigen konnte, immerhin viel näher stand als das katholische. Ich hörte den wohlwollenden Mann geduldig an, ohne ihn je zu unterbrechen. Als er sich aber gründlich ausgesprochen zu haben schien, dankte ich ihm für die mir erwiesene Aufmerksamkeit, erklärte ihm aber ruhig, daß, wenn er mir habe bedeuten wollen, ich möchte in die Kirche gehen, um rascher eine größere Zahl von Kranken zu bekommen, ich lieber geduldig zuwarten wollte. Ein einziges Mal ward ich verführt, aus Neugierde einen Kanzelredner anzuhören, von dessen Beredtsamkeit man viel Rühmens machte. Es war am Himmelfahrtstag. Der Prediger — ich glaube er hieß Nieuwenhuis — schilderte in lebhaften Ausdrücken das Aufsteigen des Heilandes gen Himmel, und als er ihn zu einer gewissen Höhe gebracht hatte, fügte er gleichsam entschuldigend hinzu, daß Jesus natürlich anständig bekleidet war!

Ueberaus werthvoll war die Anregung, die mir von außen kam. In ärztlicher Beziehung muß ich hier zuerst Schneevoogt erwähnen, jenen Vorstand des Amsterdamer „Buitengasthuis“, bei dem der Arzt im Menschen, der Mensch im Arzte aufging. Er war einer von den seelenvollen Menschen, die man entweder nicht verstehen mußte, oder sogleich in sein Herz einschloß. Er war älter als ich, und mehr noch reifer und weltklüger. Da er eine Feuerseele war, die sich Ruhe und Besonnenheit in der Schmiede

des Lebens erkämpft hatte, so machten seine Ermahnungen einen doppelt tiefen Eindruck. Gerne führte er mir die Worte Schiller's aus dem Gedichte: „Licht und Wärme" zu Gemüth:

Drum paart zu eurem schönsten Glück
Mit Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick.

Goethe erzählt, daß, wenn er auf jener berühmten Koblenzer Reise, die auch Basedow mitmachte, übermüthig ward, ihm Lavater mit einem treuherzigen „Bisch goet!" auf die Achsel klopfte.

Schneevoogt gehörte mit dem Dichterarzt Heije zu dem jungen Amsterdamer Kreise, der, Tüchtigkeit und Menschenliebe im Mittelpunkt bergend, mit regstem Eifer für den Fortschritt der Gesellschaft arbeitete; dieser Kreis hatte ihn mit Mulder und Donders in Berührung gebracht, und in der Verbindung mit solchen Männern durfte man wähnen, der Weltverbesserung zuzuschauen.

Diesem Kreise nicht fremd, aber in sinniger Sammlung, lebte Schroeder van der Kolk im Schoße seiner liebenswürdigen Familie, von welcher seine Frau die Seele war. Vielleicht muß man nach Holland gehen, um einer solchen Natur zu begegnen, die trotz der gelassensten Eingezogenheit und unermüdlicher Arbeit, ja, mit Amtspflichten überladen, immer ausspinnend, dennoch Zeit und Herz hat, um sich anderen mitzutheilen, seine Schätze zu zeigen, und Lieblingsgedanken zu entwickeln, die, wenn sie auch nie in's Ganze gingen, dennoch anzuregen nicht verfehlten. Schroeder van der Kolk hatte die früher erwähnte Arbeit Adriani's

über die Lungen, die von **Bakker** über die Leber, und so manche andere veranlaßt und geleitet, ja, man darf sagen, daß er immer mit einer solchen Aufgabe schwanger ging. Dabei hat er sowohl in der pathologischen Anatomie wie in der Irrenheilkunde Spuren gelassen, die ihn damals zum Träger des medicinischen Ruhmes der Utrechter Hochschule machten.

Nun kam **van Deen**. Wenn es der Mühe werth gewesen wäre, auf mich das veni, vidi, vici anzuwenden, er hätte sich's völlig zueignen dürfen. Ich kannte ihn bis dahin persönlich nicht. Zum ersten Male hörte ich seinen Namen aus dem Munde Theodor **Bischoff's**, wie ich als Student von Mainz nach Heidelberg fuhr. Auf dem Dampfschiff ward mir gesagt, daß ein berühmter Physiolog aus Bonn mit uns reise. Mein Wunsch gab mir den Wahn ein, es könne Johannes **Müller** sein. Es war aber **Bischoff**, der mir eine Unterhaltung gewährte, die wie ein Vorgeschmack war von den Studien, die mich erwarteten. Als **Bischoff** hörte, daß ich ein Holländer sei, der sich auf seine Vorlesungen freute, rühmte er mir **van Deen** als einen ausgezeichneten Physiologen, als den Träger der Hoffnungen dieses Wissenszweiges in den Niederlanden. Später erfuhr ich, daß **van Deen** durch seine Untersuchungen über das Rückenmark sich einen Namen gemacht. Seine Geschicklichkeit in solchen Versuchen war so berühmt, daß sie mich, als ich sein Freund geworden, zu einer Reise nach Zwolle verlockte, um mich darin anleiten zu lassen. Meine Erwartung ward in jeder Weise übertroffen. Nicht nur, daß **van Deen**, der in jener Stadt als Arzt über die Maßen in Anspruch genommen

war und mir seine Kranken zeigte, sich die Mühe gab, mich im Anstellen jener zarten Versuche ebenso geduldig als kundig anzuleiten, sondern ich fand auch bei ihm ein Familienleben, wie sich's liebenswürdiger nicht denken läßt. Seine Frau sorgte für seine Kranken, als wäre sie die Vorsteherin eines Krankenhauses gewesen. Van Deen bestellte, wenn er von seinen Besuchen heimkehrte, für die Kranken, die es am meisten benöthigt waren, Kraftbrühen, Fleischgerichte und Erfrischungen, als hätte er sich in einem Wirthshause befunden und wäre für Freunde besorgt gewesen. Dennoch fühlte sich die vortreffliche Frau, eine geborene Dänin, in Holland nie recht heimisch, ich glaube, hauptsächlich weil sie nicht holländisch sprach. Denn Ansehen und dankbare Liebe gebrachen ihr nicht. Drei Töchterchen, damals alle drei noch Kinder, schmückten und belebten das Haus; Galathea, die älteste, die Gescheidte, die jetzige Frau van Herwerden, Charlotte, die zweite, die geborene Anmuth, Hanna, die jüngste, das Urbild der Unbefangenheit und sehr schön. Diese bewunderte sich im Spiegel wie eine Blume, ohne Anhauch von selbstgefälliger Eitelkeit. Das reizende Judenkind war eines Tages in eine Christenfamilie zu Tisch geladen. Als es heimkehrte, ward es gefragt, wie es sich unterhalten habe. „Sehr gut“, war die Antwort, „nur haben sie zu Anfang alle eine kurze Weile geschlafen, und eins hat laut geträumt.“ Von van Deen's Mädchen bewahre ich aus damaliger Zeit eine Mappe hübscher Zeichnungen, die sie mir zu Liebe gefertigt.

Van Deen war ein wissenschaftlicher Arzt, das heißt

er lebte der Wissenschaft, mochte er bei seinen Kranken, mit seinen Büchern oder unter seinen Fröschen sein. Er hatte, wie jeder Begeisterte, den lebhaften Trieb, seine Versuchsergebnisse anderen vorzuzeigen. So reiste er öfters im Postwagen, mit einer blechernen Effektenschachtel auf den Knieen, in Holland herum. Man mochte ihn für einen Banknotenhändler halten. Aber morgens wurden die Banknoten wach und verriethen mit ihrem Quack, Quack, das eigentliche Interesse ihres Besitzers. Schon als er seinen Besuch in Utrecht abstattete, war van Deen ein Freund von Donders. Es sind unvergeßliche Stunden, die wir drei damals mit einander verlebten. Ein wahrer Dreimännerbund ward zwischen uns geschlossen. Wir planten die Herausgabe der „Holländischen Untersuchungen zu den anatomischen und physiologischen Wissenschaften", in welchen Donders und van Deen einige ihrer merkwürdigsten Untersuchungen veröffentlichten, zu denen Mulder, Harting, Jansen, van den Broek, Verloren beisteuerten, in denen ich die elastischen Fasern der Lungenbläschen zum ersten Male beschrieb und den Wassergehalt der ausgeathmeten Luft des Menschen bestimmte.

Wer den damaligen Zustand der Wissenschaft vom Leben in Holland kannte und in Bezug auf ihre Träger Bescheid wußte, wer überdies bedenkt, was später aus van Deen, welcher der ältere und berühmteste war, und Donders geworden, wird es vielleicht nicht allzu sonderbar finden, daß wir drei damals die Zuversicht hegten, auf den bald durch Sandifort's Jubelfest in Leyden zu verwaisenden

Lehrstuhl für Anatomie und Physiologie müsse einer von uns dreien berufen werden. Van Deen hatte die ältesten Ansprüche, für Donders ließ sich geltend machen, daß er nicht bloß als Forscher, sondern auch als Lehrer bereits die Sporen verdient, mich trieb — um mit Goethe's Worten zu reden — der Wunsch „zu den glücklichen Menschen zu gehören, deren äußerer Beruf mit dem innern vollkommen übereinstimmt, und deren früheste Bildung stetig zusammenhängend mit der spätern, ihre Fähigkeiten naturgemäß entwickelt".

Keiner von uns dreien ward erwählt.

Dies veranlaßte mich im Freiheitsjubel des Jahres 1848 einen Aufsatz in Roser's und Wunderlich's Archiv für physiologische Heilkunde zu schreiben, in dem ich die Art der Ernennung der Professoren in Holland tadelte, wie ich sie, das damals gegebene zum Ausgang nehmend, noch heute tadeln würde.

Um eine gerechte Beurtheilung des Zustandes der medicinischen Fakultäten in Niederland möglich zu machen, so schrieb ich damals, müssen wir die allgemeine Bemerkung voranschicken, daß Niederland das Institut der Privatdozenten nicht kennt und daß ein außerordentlicher Professor in den letzten Jahren nur ein verlarvter und schlecht bezahlter ordentlicher war. Man theilte nämlich manchmal Fächer, die für einen ordentlichen Professor bestimmt waren, einem außerordentlichen zu, weil man dadurch Geld sparte, vielleicht auch, weil man sich oft nicht getraute, das ge-

wählte Individuum den Anforderungen auszusetzen, welche das Publikum an „ordentliche" Professoren zu machen berechtigt ist. Allein ein solcher außerordentlicher Professor hat ebenso das Monopol seines Faches wie jeder ordentliche.

Die Ernennung macht der Minister des Inneren aus zwei oder drei Kandidaten, die ihm von den fünf Kuratoren der betreffenden Universität vorgeschlagen werden. Diese Kuratoren sind gewöhnlich adelige Juristen — oft nicht einmal fähig, für ihr eigenes Fach die rechten Männer zu finden — jedenfalls aber für die Besetzung der nicht juristischen Lehrstellen, ganz auf das Urtheil anderer angewiesen.

Wer sind nun diese anderen? in den meisten Fällen die Professoren der medicinischen Fakultät, in welchen eine Vakanz vorhanden ist. Gesetzlich nun besteht die medicinische Fakultät in Leyden aus vier, die Utrechter und die Gröninger aus drei Professoren, folglich wird das Urtheil über den zu wählenden Nachfolger gewöhnlich dort von drei und hier von zwei Männern abgegeben, die oft nicht zum besten wissen, welche Kräfte sich dem erledigten Lehrfach, welches ja nicht speziell das ihrige ist, vorzugsweise und mit Erfolg gewidmet haben.

Das bestimmte Lehrfach ist aber nicht Sorge der Kuratoren; es wird einer zum Professor der Medicin ernannt, und nun kann ihm von den Kuratoren die Geburtshülfe so gut wie die Physiologie, die Anatomie so gut wie die innere Heilkunde, die gerichtliche Medizin so gut wie die Arzneimittellehre oder die Chirurgie überwiesen werden.

So weit erörterte ich grundsätzlich die Art, wie an den holländischen Hochschulen die Lehrstühle besetzt wurden. Es liegt auf der Hand, wie unter so bewandten Verhältnissen der mächtige Einfluß der Vetter-, Bas- und Freundschaften, in so kleinem, geschlossenem Kreise sich geltend machen mußte.

Ich suchte nun diese allgemeinen Sätze, die ich, wie gesagt, an die damaligen Zustände denkend, auch jetzt vertrete, in ihren Folgen an einzelnen Beispielen zu erläutern. Wenn ich heute schriebe, würde ich mit den Personen höflicher und glimpflicher umgehen, als ich es damals gethan. Ich gehöre zu denjenigen, die, im Leben fortschreitend, danach streben, das Leisten der Menschen anerkennend aufzufassen, sie von der besten Seite anzusehen, sie nicht schlecht zu machen. In diesem Falle und jung wie ich war, hatte ich mir die Aufgabe gestellt, die schwache Seite der Professoren herauszukehren, die, wenn auch sonst sehr tüchtige Männer, ihrer besonderen Bestimmung nicht genügten. Dabei war ich bemüht, nach bester Einsicht und Gerechtigkeit zu unterscheiden, und auch in denen, deren Unzulänglichkeit ich rügte, das Verdienstliche unparteiisch hervorzuheben. Ich bekämpfte nachdrücklich die Berufung unbekannter Personen, wo man berühmte und ausgezeichnete Männer zur Verfügung hatte, welche die Hochschulen geschmückt haben würden und von dem Wirkungskreise, der ihnen gebührte, beglückt worden wären. Natürlich konnte mir das Judenthum van Deen's nicht als ein Hinderniß erscheinen, wie es auch nicht als ein solches angesehen wurde, als ihn später Thorbecke in Gröningen ernannte. Van Deen's Verhalten in dieser

Angelegenheit war musterhaft. Als einmal die Frage besprochen ward, ob er, für den das Glaubensbekenntniß unwesentlich war, nicht klug daran thun würde, zum Christenthum überzutreten, wie es so manche Ehrenmänner gethan, um ihre Laufbahn von einem unnöthigen Hindernisse zu befreien, fragte er gelassen und stolz, was aus den Rückbleibenden werden sollte, wenn die Begabteren und Befähigteren ihre Reihen lichteten?

Sollte ich nun aber in jenem Aufsatz gegen Einzelne härter gewesen sein als billig war, so stehe ich nicht an, deshalb demüthig um Verzeihung zu bitten. Ja, ich gehe noch weiter, ich spreche es ohne Mühe selber aus, daß jene Anklagen in einem übermüthigen und beinahe frechen Tone in die Welt geschleudert wurden, was mich nicht hindert, heute noch zu glauben, daß ich in meiner Charakteristik im Guten wie im Bösen thatsächlich das Richtige getroffen habe. Könnte ich die kleine Abhandlung noch einmal schreiben, so würde ich gerne das Gute noch heller beleuchten, das wenig entsprechende nicht verschweigen, aber mehr in den Schatten stellen.

Ich eile der Zeit voran, aber ich kann den Augenblick nicht erwarten, einen Fehler wieder gut zu machen, den ich in der mehr erwähnten Schrift begangen habe. Es war das Jahr 1848. Ich träumte von deutscher Freiheit und deutscher Macht. Ich wünschte Holland daran Theil nehmen zu sehen, indem es sich selbst um einen Mutterboden der Wissenschaft bereicherte, und dem Mutterlande die Herrlichkeit der See und großer überseeischer Besitzungen angedeihen



ließ. Ich ahnte nicht, daß Deutschland's Machtansprüche mit einer Verleugnung der Freiheit und männlicher Unabhängigkeit, mit einem ganz persönlichen Regimente Hand in Hand gehen würden. Als ich mich nicht entblödete, zu schreiben: „Kein Preußen, kein Oesterreich, kein Schleswig, kein Holland, sondern Deutschland! — Das ist die einzige Losung, von welcher Niederland sein Heil zu erwarten hat" — so war dies ein politischer Irrthum, ein Frevel, den ich schon einmal, als ich über meinen Freund Hettner schrieb, widerrufen habe und hier nochmals feierlich widerrufe. Harting, der mich wegen jener Jugendsünde am härtesten angeklagt, hat mir ob jenem Widerruf versöhnt die Hand gereicht, und ich drücke sie ihm im Geiste in der Hoffnung, daß mir alle meine Landsleute, wie er, verzeihen mögen. Nein, das Land der De Wit und der Oranien, der Grotius und Oldenbarneveld, der Spinoza und de Ruyter, der Rembrandt und der Huygens, der Boerhave und Peter Camper, soll seine Unabhängigkeit und sein unbestochenes Rechtsgefühl bewahren, es nicht dem Götzen der Macht opfern, die vor dem Gotte des Rechts und der Göttin der Freiheit gehen soll.

Utrecht gewährte mir außer dem oben bereits Mitgetheilten mancherlei Belehrung. Eduard von Baumhauer war mir ein treuer und nützlicher Berather in allem was sich auf praktische Chemie bezog. Der Baumeister Roose, den ich in der besten Gesellschaft kennen lernte, steuerte meiner Schwärmerei für die dichterische Auffassung gothischer Baukunst, indem er sie auf Maß und Regel zu-

rückführte. Kees Verloren, der Mitarbeiter der Untersuchungen, erweiterte meinen Gesichtskreis für vergleichende Anatomie, van den Broek für physiologische Chemie, Heinrich Broers für das Studium der Frau in gesundem und krankem Zustande.

Hier und da kam erfreulicher Besuch von außen. Der erste wissenschaftliche Besuch, mit dem mich keine andere Vermittelung als die der Wissenschaft beehrte, war der von Moritz Schiff, der ähnlich wie ich in Gießen Hermann Kopp, mich in aller Frühe morgens besuchte, weil er an die Thüre der Großen wie Schröder van der Kolk und Mulder so zeitig nicht anzuklopfen sich getraute. Wir hatten von Anfang an viel Fühlung und haben sie zeitlebens behalten.

Eine erbauliche, überaus wohlthätige Ueberraschung machte mir der Besuch von Moritz Fleischer. Es liegt ein verfeinerter und selbsterhebender Genuß darin, wenn man einem Meister, dem wir nicht etwa durch geistige Entwicklung, sondern durch eine neue Studienrichtung entwachsen sind, in unsere neue Welt blicken lassen, zumal wenn wir uns nicht einbilden, daß wir diese neue Welt erobert haben, sondern es recht lebhaft fühlen, daß wir um ihre Eroberung kämpfen. Fleischer ließ sich sehr gern in diese neue Welt hereinziehen Fühlte er sich doch durch Ludwig Feuerbach lebhaft und dringend auf Menschenkunde hingewiesen. Er empfahl mir sehr nachdrücklich Feuerbach's Wesen des Christenthums, und der Verkehr mit ihm war eine fruchtbare Fortsetzung der besten Stunden, die er mir in Cleve

geschenkt hatte. Nichts schmiedet einen mehr zum Manne, als wenn man sich von einem hochverehrten Lehrer als ebenbürtig, als vollbürtig behandelt fühlt und dem zu entsprechen strebt. Fleischer setzte die erhebende Rolle, die er als einsichtsvoller Erzieher in Cleve mir gegenüber erfüllte, edel und wacker fort.

Feuerbach's Wesen des Christenthums studirte um jene Zeit auch mein Vater, der mich gleichfalls in Utrecht, das ihm allzeit eine Lieblingsstadt gewesen, besuchte. Er erschien bei mir als Vater, als Freund und Gesinnungsgenosse und als Arzt. Er fing damit an, mich selbst zu heilen, half und rieth mir bei der Behandlung meiner Kranken. Und jede Unterhaltung mit ihm vertiefte mich, wenn sie nicht Funken schlug.

Er muthete mir damals eine eigenthümliche Erziehungsaufgabe zu, die mich anfangs schier erschreckte, sich aber über Erwarten leicht lösen ließ. Mein jüngster Bruder Franz, der gleichfalls in Cleve die Mittelschule besucht hatte und zum Theil mit mir dort gelebt, war im Begriff, eine holländische Hochschule zu besuchen, um die Rechte zu studiren. Es war damals in Holland eine Neuerung getroffen, die darin bestand, die Zulassung zur Hochschule von einer Staatsprüfung abhängig zu machen, die meinem Bruder eben der Neuheit wegen, wie ein Schreckgespenst vor Augen stand. Mein Vater dachte sich's nöthig, daß ich die Lücke in seinen Kenntnissen ausfüllen sollte, ich merkte aber gar bald, daß ich nichts weiter zu thun hatte als Franz zu überzeugen, daß er genug wisse, um den Anforderungen

der bevorstehenden Prüfung zu genügen. Wir gingen also zusammen spazieren, in der schönen Maliebaan und sonst in Utrecht's anmuthiger Umgebung, und da überraschte ich meinen Scheinschüler mit einer Frage aus der Größenlehre oder der Geschichte, wir lasen gelegentlich etwas Latein oder Griechisch, und Dank seiner Begabung und seinen Kenntnissen gelang es mir bei ihm so viel Selbstvertrauen zu erwecken, daß er sich beruhigt zur Prüfung nach dem Haag begab und als einer der Ersten unter den zur Hochschule Zugelassenen zurückkehrte.

Während mein Bruder bei mir wohnte, besuchte mich auch mein väterlicher Freund Reitz aus Heidelberg. Er half mir Franz aufmuntern und sorgte hingebend auch für meine Unterhaltung. Es war gerade Utrechter Kirmeß. Auf dem großen Platze des Vreeburg gab es Seiltänzer, Kunstreiter, Gaukler, Thierbuden und andere Ergötzlichkeiten für die Schaulustigen. Mein würdiger Freund, der sich als protestantischer Prediger fühlte, obgleich er meines Wissens niemals die Kanzel bestiegen, drang in mich, jene Lustbarkeiten zu besichtigen, er wolle mich einem Vergnügen, das meinem Alter ziemte, nicht entziehen, wir sollten zusammen hingehen. Ich, der ich ohnehin an jenen Spielen kein sonderlich Vergnügen mehr hatte, war vielmehr gestimmt, die welterfahrene Unterhaltung meines Freundes zu genießen, dessen Ruhe sich mir wohlthätig mitzutheilen pflegte, aber der Zweifel beschlich mich, daß der alte Herr nicht ungerne einen kleinen Riß in sein gewohntes Stillleben machen möchte, und so ließ ich mich auf den Platz bringen,

wo es wühlte und tobte, mich dankbar in das Vergnügen ergebend, das mir gewährt wurde. So wahr ist es, daß der Bogen nicht immer gespannt sein darf.

An Kunstgenüssen bot mir die stattliche, ehrwürdige Bischofsstadt nicht viel, obschon ich die musikalischen Abende im Hause des Doktor Kist, eines Studiengenossen meines Vaters, der mir auch freundlich seinen schönen Erard'schen Flügel zur Verfügung stellte, nicht vergessen darf. Aber in meiner Unterhaltung war die wohlthätige Abwechslung, die immer anregend vor Ermüdung bewahrt.

Viele gute Stunden brachte ich im Hause Wenckebach's zu, des Mathematikers und Physikers, der mit Mulder ein „Natuur- en Scheikunde-Archief" herausgegeben hatte. Zur Größenlehre hatte ich mehr oder weniger die Sehnsucht, wie zu einer zu früh entrissenen, unerreichbaren Geliebten, und ich verstand mich mit Wenckebach besonders gut in den Ansichten über die Art und Weise, wie der Unterricht in jenem Wissenszweige ertheilt werden muß, der mit Bezug auf alles Wissen bald Grundlage und bald Krone ist. Mehr als einmal hörte ich Wenckebach äußern, daß er, der vermöge seiner Stellung oft über angehende Mathematiklehrer zu urtheilen hatte, diejenigen besonders gerne beachtete, die mit Vorliebe die Anfangsgründe unterweisen wollten. Er erinnerte mich an meinen Lehrer Heinen in Cleve, der uns Knaben für die Begriffsbestimmung der graden Linie zu begeistern wußte. Wenckebach war aber überhaupt für das Erziehungsmäßige im Unterricht erwärmt und unser Gedankenaustausch schwärmte auf

diesem Gebiet, in welches der Mensch seine besten Wurzeln treibt, und dessen Pflege doch so häufig vernachlässigt wird.

An Georg Vreede band mich seine freundliche Gesinnung für meinen Vater, der in Tilburg seine besondere Begabung entdeckt und für deren Verwerthung guten Rath ertheilt hatte, außerdem aber seine deutsche Bildung, sein aufgeregtes Streben, das mit einer liebenswürdigen Zerstreutheit Hand in Hand ging. Er gehörte zu den gemachten Männern, die einen Jüngeren, ohne Absicht zu verrathen, als vollberechtigt in seinen Anschauungen behandeln, das heißt mit anderen Worten, er verstand nicht bloß zu reden, sondern auch zu hören. Dabei war er, abgesehen von seiner politischen Parteistellung durchaus freisinnig und duldsam. Einer seiner liebsten Freunde und Gönner war der geistreiche Cornelis van Marle, der auch ein Hausfreund meines Vaters war.

Ackersdyk eröffnete mir Lichtblicke auf das Feld der öffentlichen Verwaltung, und es war genußreich, mit ihm über Geschichte, mit seiner feingebildeten Frau und liebenswürdigen Tochter, der späteren Frau Opzoomer, über deutsche Litteratur zu plaudern. Durch diese Damen lernte ich Gottfried Kinkel kennen.

Das von Baumhauer'sche vierblättrige Kleeblatt war in sich ein Schatz von Abwechslung. Maria als Statistiker, Eduard der Chemiker, Emil der Arzt, Theodor der Theologe, sie waren alle vier tüchtig und in ausgezeichneter Weise strebsam, und während sie mich vieles lehrten, vertrugen sie duldsam meine übermüthigen Neckereien.

Wir brachten auf meinem Zimmer gemüthliche, im besten Sinne akademische Abende zu, welche durch die Strenge und frühe Polizeistunde im von Baumhauer'schen Hause oftmals unzeitig abgebrochen werden mußten.

Dazu gab es viel Gastmähler, bei welchen die köstlichste Bewirthung mit der Liebenswürdigkeit der Gesellschaft wetteiferte. Daß in dieser anmuthige und verständnißvolle Damen die reizendste Würze waren, versteht sich von selbst. Gertrude Pasteur und Jeane Rose, die Tochter des obenerwähnten Baumeister und nachmalige Frau Molewater, verschafften mir immer eine ansprechende und wohlthuende Unterhaltung. Aber im Ganzen wurden für die geselligen Zusammenkünfte gar viele Stunden in Anspruch genommen, und wenn ich sie damals gekannt hätte, wären mir vielleicht die Worte in den Sinn gekommen, die Goethe am 10. März 1781 an Frau von Stein schrieb: „Wenn es nicht immer nützlich wäre, Menschen zu sehen, so würde mich die schöne Zeit dauern.“ Nur daß in der Erinnerung sich die Stunden verkürzen, und das Holde, das man erfahren, kann man unmöglich auf Rechnung verlorener Zeit schreiben.

Donders blieb immer meine Zuflucht. Ich habe auch später keinem Manne nahe gestanden, der in so reichem Sinne ein Forscher war. Wenn sich ein Gegenstand seines prüfenden Sinnes bemächtigt hatte, so konnte er ihn nicht los lassen, bis er ihn von allen Seiten betrachtet, bis ihn sein Sinnen in die Tiefe und Weite geführt. Es war ihm niemals darum zu thun, eine Arbeit abzuschließen, sondern vielmehr sie weiter zu führen. Sein schneller Gedankenblick

ließ ihn mit seltener Leichtigkeit Denkbilder finden, die Schärfe und Klarheit, mit der er sie erfaßte, zwang ihn, sie zu zeichnen, und da er mit dem Pinsel zeichnete, den ihm sein malerisches Bedürfniß in die Hand legte, so ergaben sich Farbe und Licht und Schatten von selbst.

Und dennoch, es ward mir in Utrecht nicht ganz wohl. Was fehlte mir? Ich hatte zu leben: Wenn die Kranken nicht genug eintrugen, so halfen die Uebersetzungen aus. Ich übersetzte an Jan van der Hoeven's Zoologie und Mulder's physiologischer Chemie in's Deutsche, Rokitansky und Henle's rationelle Pathologie ins Holländische. Ich hatte zu thun: ich lebte für meine Kranken, stellte Untersuchungen an, schrieb für Donders, Jansen und Ellerman's Nederlandsch Lancet, besorgte die Herausgabe der holländischen Beiträge und lieh auch meine Feder für die Uebertragung gelehrter Abhandlungen aus dem Holländischen in's Deutsche, z. B. dem berühmten Physiker Van Rees. Ich hatte zu lieben und zu verehren: es fehlte mir nicht an Freunden und Freundinnen, unter denen mir Frau Coenen, eine geborene Martini, damals im Anfang ihrer dreißiger Jahre, zu Goethe's Wort:

„Willst Du genau erfahren was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.“

(Tasso)

zu Modell gesessen haben konnte. Ich hatte nicht bloß Freunde und Mitarbeiter, ich hatte Berather, Lehrer, Gönner, Vorbilder.

Und dennoch, es war mir nicht wohl. Ich hatte mich

zu sehr an den Flügelschlag des Deutschen Geistes gewöhnt, ich hatte mich zu gern in Strömungen Deutscher Litteratur und Deutscher Weltweisheit gebadet, als daß mir bei aller Vorzüglichkeit der Menschen, die mich mit ihrem Wohlwollen oder ihrer Bekämpfung beehrten, nicht etwas gefehlt hätte.

Es wurde mir auf eigene Weise zu Gemüth geführt. An einem Sonntagmorgen ward mir's gar zu bange. Ich hatte keinen Goethe in meinem Besitze. Auf einmal überfiel mich ein solches Bedürfniß nach seiner Labung, daß ich nicht an mich halten konnte. Was machen? Die Läden waren geschlossen, beinahe so strenge wie am Sonntag in England. Aber ich wollte und konnte. Ich packe meine Baarschaft zusammen, eile zu Donnenfelser's Buchhandlung, klopfe und lärme bis mir geöffnet wird, und kehre mit einer vollständigen Ausgabe von Goethe's Werken in fünf großen Bänden heim. Ich tröstete, ich erbaute, ich beseligte mich, und diese fünf Bände sind die Sonne gewesen, die alle Ereignisse meines Lebens, die heiteren und die finsteren Loose, beschienen hat, aus denen ich, wie aus einer unerschöpflichen Quelle, täglich Freude, Erquickung und Begeisterung geschöpft. Und so sehr ich früher meinen Goethe genossen und bewundert hatte, durch die Verknüpfung sinnlicher Zeichen, die unser Leben beherrscht, ist mir öfters gewesen, als hätte Utrecht, als hätte ein Sonntagsmorgen mir meinen Goethe geschenkt.

Diesmal trug mir das Heimweh nach der großen deutschen Heimath ein Geschenk ein, an einem anderen Tage

verlief die Sache anders. Eines schönen Morgens sitze ich in meinem Empfangszimmer, der Dinge harrend, die da kommen sollen. Es wird mir ein deutscher Herr unter einem schönen Schriftstellernamen angekündigt, der mir einen sehr einnehmenden Eindruck machte — nur daß er schäbige Handschuhe trug, und ich war mit Bezug auf Handschuhe immer der Meinung: gute, anständige — oder keine. Der Herr setzt sich zuthunlich zu mir. Er wußte alles von mir, wer meine Verwandten waren, auch solche, deren Namen ihn nicht auf die Spur leiten konnte; wer in Heidelberg meine Lieblingslehrer gewesen, und in welchem Grade. Er wußte um mein Heimweh nach Deutschland. Er begriff's, da man in Holland zehnmal frage, wie viel einer besitze, ehe man einmal fragte, wie viel er werth sei. Er wußte sehr geschickt und einsichtsvoll meiner Stimmung zu begegnen, indem er alles was Holland an Feierlichkeit, Strenge und ruhesüchtiger Gelassenheit besitzen mag, zur Schau stellte. Ich hatte eine sehr günstige Beurtheilung seines letzten Romans in Wigand's Epigonen gelesen; ich zeigte sie ihm und er war dankbar entzückt, „daß er im fernen Holland — es war noch nicht die Zeit der vielverbreiteten Eisenbahnen — so Freundliches zu lesen bekam.“ Ich erinnerte ihn an eine von ihm verfaßte Erzählung, die ich vor wenigen Jahren mit Vergnügen gelesen hatte, ohne daß ich im Stande gewesen wäre, sie wieder zu erzählen. Sogleich faßt er den Inhalt derselben in treffenden und farbigen Zügen, in einem Lichtbild zusammen, das mir den früheren Genuß auf's Treueste vergegenwärtigte. Er spricht



mit mir über Philosophie und Litteratur, über den eigensten Kern des deutschen Lebens, wie nicht etwa ein bloß Gebildeter, sondern wie nur ein Eingeweihter darüber sprechen konnte. Die lebhafte, anregende Unterhaltung mochte ein paar Stunden gedauert haben, als er sich anschickt Abschied von mir zu nehmen. Ich bat ihn doch mit mir zu speisen. Er konnte nicht; er mußte auf die Post gehen, um ungeduldig erwartete Briefe in Empfang zu nehmen; wenn irgend möglich, käme er noch auf ein Viertelstündchen wieder, um sich bei mir zu verabschieden. Er eile nach dem Haag, weil er einen neuen Roman unter den Händen habe, der dort spiele, und er wolle sich Ortskenntnisse erwerben um getreu, mit Ortsfarbe, beschreiben und schildern zu können. Ich ergab mich ungern in die jähe Abbrechung eines Verhältnisses, das auf so einladende Weise mich in Fesseln geschlagen. Nach einer Stunde etwa erscheint mein Gast wieder, äußerst mißmuthig, weil der Geldbrief, den er in Utrecht erwartet, geradewegs nach dem Haag geschickt worden. Er sei in der mißlichsten Lage, er könne seine Rechnung im Wirthshause nicht berichtigen — er war im Hof der Niederlande, dem ersten Gasthof Utrecht's abgestiegen — und ich kenne ja Holland genau genug, um einzusehen, wie er um jede Geltung kommen müßte, wenn er im Gasthof erklären würde, er könne seine Zeche nicht bezahlen.

Seine Verlegenheit steckte mich an. Ich beichtete ihm, ich hätte kein Vermögen, aber die Hälfte meiner bescheidenen Baarschaft stände ihm zur Verfügung. Damit könne er sich nach Amsterdam, nach dem Haag begeben — von Utrecht

führte schon die Eisenbahn nach den bezeichneten Städten. Das falle ja täglich vor wie ein natürlicher Ausflug aus dem Wirthshaus, das man bewohnte, ohne daß dies irgend eine Erklärung erforderte. Wenn sein Koffer da blieb, könne ja gar kein Verdacht entstehen. Der Verlegene zerfloß in Dank, er nahm meinen Rath ohne alle Erörterung an, und versprach mir, binnen wenig Tagen mein Geld — es war meine halbe Habe — und den Roman Paul, dessen vortheilhafte Besprechung ich ihm gezeigt hatte, aus dem Haag zu schicken. Ich litt noch mehr um seine peinliche Lage als er selber darunter zu leiden schien. Der verheißene Tag kam herbei, und nach acht Tagen sein Namensbruder und noch einer. Weder Buch noch Geld. Erst als mehr denn vierzehn Tage vergangen waren, kam ich zufällig in den Hof der Niederlande. Wie ich meinen Auftrag besorgt, fragte ich schüchtern, wie gelegentlich, ob nicht vor zwei bis drei Wochen ein Herr so und so dagewesen, der einen Koffer hinterlassen hätte und habe wiederkommen wollen. „Ach! wenn der Herr einen Koffer gelassen hätte! aber er ist auf und davon geflogen, ohne Pfand und Tand.“ Kurz darauf erfuhr ich von Moritz Fleischer, daß es sich um einen bekannten Gauner handle, vor dem die deutschen Zeitungen öffentlich gewarnt hatten. Und ein so dichterisch begabter, feingebildeter, gewandter Mann hatte mich bescheidenen Jüngling trotz meiner unscheinbaren Lage studirt und ausgeforscht und schlug Kapital aus meinem Heimweh nach seinem Vaterlande und aus den Leistungen eines vielgelesenen und geschmackvollen Schriftstellers, dessen Namen



er sich unrechtmäßig beilegte. Bildung und Begabung konnte er doch nicht heucheln, und wie viel mehr hätten sie ihm eintragen können, als mein armseliges Heimweh, dem ich freilich das größte Glück meines Lebens verdanken sollte. Aber jene Erfahrung hat mir viel geschadet, denn sie hat für mehrere Jahre mein Vertrauen gelähmt, auch gegenüber solchen, die es würdig gewesen wären. Andererseits hat sie mich über meine eigene Lage zu freierem Bewußtsein gebracht.

Ich fühlte mich beengt. Meine ärztlichen Pflichten drohten die Oberhand zu nehmen, und jeder Arzt, zumal jeder angehende, weiß es, daß keine übergroße Zahl von Kranken dazu gehört, um einen zu binden und zu fesseln. Mitunter befiel mich eine Bangigkeit, wenn ich mir vorstellte, die Zahl meiner Kranken könne so wachsen, daß ich mich in Utrecht, wie ein Gefangener, auf immer einzuspinnen hätte. Um mich zu überzeugen, daß ich dennoch abkommen könne, fuhr ich eines Abends auf der Eisenbahn nach Zeist, um dort zu übernachten und kehrte den folgenden Morgen nach Utrecht zurück. Es war wie wenn ich die Flügel ein wenig geregt hätte. Ich sann auf Aenderung um jeden Preis. Ich verfiel darauf, mich um die Stelle eines Irrenarztes in Deventer zu bewerben. Glücklicherweise machte ich es als einen Vorzug geltend, daß ich bei vorkommenden Todesfällen mich sehr eifrig der Leichenöffnung angenommen haben würde. Es empfahl mich nicht. Emil von Baumhauer aus dem Amsterdamer „Buitengasthuis“ wurde gerufen, derselbe, der kurz darauf, gleichsam zur Bestätigung

des oben über die damalige Ernennung der Professoren in Holland Gesagten, auf den Lehrstuhl der Chirurgie nach Utrecht berufen wurde. Ich muß es dankbar erkennen, das Schicksal meinte es gut mit mir.

Wie es häufiger zu geschehen pflegt, das Natürlichste und einzig Folgerichtige kam mir zuletzt in den Sinn. Ich beschloß, mich dem Studium und dem Unterricht der Lehre vom Leben geflissentlich und ausdrücklich zu widmen, und da ich in Holland keine Bahn zu finden wußte, die mich rasch und sicher ans Ziel führen könnte, faßte ich den Entschluß, mich als Privatdozent an der Hochschule in Heidelberg niederzulassen. Wie gedacht, so gethan. Meine Eltern willigten ein. Ich meldete mich und durch die freundliche Vermittlung von Henle ward mein Gesuch günstig aufgenommen.

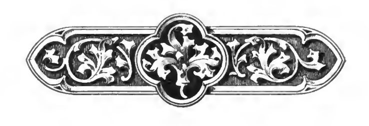
Als mein Plan ruchbar ward, hat man sich in Utrecht freundlich bemüht, mir an der dortigen Hochschule einen Wirkungskreis zu schaffen. Man bot mir die Stelle eines Lektors für gerichtliche Medizin an. Dieses Fach hätte mich nicht verlocken können, selbst wenn ich besonders gern in Utrecht geblieben wäre. Es nöthigt seine Vertreter sich aus dem Gesichtspunkt des richterlichen Bedarfs gleichmäßig mit fast allen Fächern der Heilkunde zu befassen, ohne sich irgend einer Erforschung ohne Nebenabsichten zu widmen. Ich erklärte dies Herrn Craayvanger, dem beliebten Sekretär des Kuratoren-Kollegiums, der ein angesehener Mann war und sich eifrig um das Wohl der seiner Sorge anvertrauten Anstalt bemühte. Ich mußte ihm auf alle Fälle

für sein Wohlwollen dankbar sein, obgleich mir etwas anderes zugetraut ward als meine Schultern zu tragen vermochten. Die Berührung mit Herrn Craayvanger ist mir in angenehmer Erinnerung geblieben.

Es war nunmehr entschieden, daß ich meinen Wirkungskreis außerhalb meines Geburtslandes finden sollte. Ich kam nicht auf den Gedanken, daß man sein Vaterland da habe, wo es einem wohl ergeht, sondern da wo es einem gestattet ist, gedeihlich zu arbeiten, wo der äußere Beruf mit dem inneren übereinstimmt, wo es einem am breitesten gewährt ist, sein Bächlein in den allgemeinen Bildungsstrom hinüberzuleiten.

Man sieht, daß es ein Irrthum ist, wenn hier und da behauptet wurde, daß ich wegen meiner Ansichten aus Holland vertrieben worden. Es war nur zur rechten Zeit nicht der rechte Platz für mich da, und ich muß es dankbar anerkennen, daß man, als ich folgerichtig diesen Platz anderswo suchte, mich vertrauensvoll im Vaterlande halten wollte. Meine Entwicklung, mein Sinn, mein Streben — alles trieb mich in die weite Welt.





VI.

Heidelberg.



Als ich Utrecht im Rücken hatte, überfiel mich ein eigenthümliches Rettungsgefühl. In den letzten Monaten meines dortigen Aufenthaltes, herrschte ein gefährlicher und sehr ansteckender Unterleibstyphus, dem in kurzer Zeit mehrere Aerzte und Krankenwärter erlagen. So lang ich mich im Feuer befand, ist mir nie eine Sorge um mich selbst aufgestiegen. Als ich mich aber geborgen fühlte, da kam mir das Bewußtsein der überstandenen Gefahr, welches uns oft mit dem Grausen erfüllt, das Gustav Schwab in seinem berühmten Gedicht: „Der Reiter und der Bodensee" so übermächtig geschildert hat.

In Heidelberg angekommen, litt ich einige Tage an einer physisch-geistigen Verstimmung, die mir's sehr unbehaglich hätte machen können, wenn ich mir nicht gesagt hätte, daß dies bald vorübergehen würde. Alle Gegenstände erschienen mir so klein, daß meine Erinnerungsbilder sie wohl um das doppelte übertrafen. Der Gasthof zum Ritter mit seiner ansprechenden Vorderseite, die den Bewohner Heidelbergs wie ein Juwel im Stirnband fesselt, war ganz unheimlich zusammengeschrumpft. Diese Kleinsichtigkeit war in der That in ein paar Tagen gänzlich verschwunden. Sie

ist mir aber unerklärlich geblieben. Ich hatte keine Tollkirsche genommen, ich kam nicht von Rom oder Florenz, wo mich der Anblick der mächtigen Paläste hätte verwöhnen können, ich kam aus einer mittleren Umgebung, und wenn auch nicht die Heidelberger Straßen mit den Utrechter Grachten zu vergleichen waren, die Häuser hier und dort ließen sich ganz gut mit einander messen.

Meine nächste Sorge richtete sich auf die Förmlichkeiten, die ich bestehen mußte, um als Lehrer an der Hochschule auftreten zu können. Dazu gehörte zunächst die Probevorlesung. Henle hatte eine Reihe von Gegenständen, mit denen sie sich befassen könnte, zusammengestellt, um seine Amtsbrüder daraus wählen zu lassen. Darunter waren die Zusammensetzung der eiweißartigen Körper und der Chemismus des Athmens. Um die eiweißartigen Körper war damals der leidenschaftliche Streit zwischen Mulder und Liebig entbrannt, und Henle hätte gern gesehen, daß ich, der ich unmittelbar vom Kampfplatz kam, darüber den Mitgliedern der Fakultät einen Vortrag hielt. Aber Gmelin, der zunächst seine Stimme abzugeben hatte und die Wahl entschied, bezeichnete die Bedeutung des Athmens im Stoffwechsel als meine Aufgabe; Gmelin hatte sich wenige Tage zuvor in freundschaftlichem Gespräch über den Stand der Eiweißfrage von mir berichten lassen, und so war seine persönliche Neugierde befriedigt.

Ich hatte mich für physiologische Chemie gemeldet, weil ich mir's nicht zutraute, das Gesammtgebiet der Physiologie

zu beherrschen, auf die ich eigentlich sofort lossteuerte. Ich zeigte also physiologische Chemie als erste Vorlesung an, die ich im Sommer 1847 hielt. Mein Nebenbuhler um diese Vorlesung war Julius Schiel, der, während ich sehr gespannt nach Zuhörern aussah, sich zum Spaß als ersten Zuhörer in meine Liste eintrug. Es war der Schiel, der vor Dumas die fetten Säuren in Reihe und Glied gestellt hatte; ihn zum Zuhörer zu haben, wäre der Ehre zu viel gewesen. Ich brachte die Vorlesung zu Stande mit einer kleinen Schaar, zu der Aubert, der spätere Rostocker Physiologe, Berlin, der Amsterdamer Anatom, Krohn, schon damals berühmt als Kenner der wirbellosen Thiere, gehörten, ferner Ballot und Zürcher, die treffliche Aerzte geworden, jener in Nizza, dieser in Rotterdam.

So klein die Zahl der Zuhörer sein mochte und so bescheiden meine Mittel waren, — eine sehr kleine Küche war mein Laboratorium, ein kaum größeres Zimmerchen mein Hörsaal — ich denke gern an jenen Anfang zurück. Darf er doch als die Feuerprobe für's ganze weitere Leben gelten!

Es hatte mich eine lange und ernsthafte Ueberlegung gekostet, ob ich meinen Vortrag ganz frei halten oder Zettelchen mit mir führen sollte, die mir beim Vortrag als Leitfaden hätten dienen können. Ich beschloß mich davon ganz unabhängig zu halten und damit waren die Würfel für meine Zukunft geworfen.

Bei alledem waren die ersten Jahre meiner Lehrthätigkeit eine Zeit des Ringens und Kämpfens. Die Studiren-

den, welche Vorlesungen über besondere Unterrichtszweige aufsuchten, waren nicht zahlreich. Ich hatte es deshalb als ein besonderes Glück anzusehen, daß mir neben dem Lehramt eine gedeihliche schriftstellerische Thätigkeit vorbehalten blieb. Denn obgleich ich auch in Heidelberg immerfort Kranke sah, und sogar einzelne Holländer, meinen Rath begehrend, dorthin reisten, war meine Praxis daselbst unbedeutend und jedenfalls nicht mit der in Utrecht zu vergleichen.

Mein ehrwürdiger Lehrer, Friedrich Tiedemann, forderte mich auf, den Band seines weit angelegten, aber leider unvollendet gebliebenen Handbuches der Physiologie, der von den Nahrungsmitteln handelt, völlig neu zu bearbeiten. Ich ergriff die Aufgabe mit Eifer und voll Dankbarkeit für das mich ehrende Vertrauen. Tiedemann, der wiederholt den Beweis geliefert hatte, daß er den Fortschritt der Wissenschaft nicht verkannte, auch wenn er selber ihm nicht mehr ganz zu folgen vermochte, sah ein, daß die physiologische Chemie, zu welcher er, laut Liebig's früher erwähntem Zeugniß, mit Gmelin selber den Grund gelegt, so große Fortschritte machte, daß er, um sein Buch zeitgemäß zu halten, eine jüngere Kraft in Anspruch nehmen mußte. Er ließ sich die ersten Seiten, die ich mit völliger Freiheit verfaßt hatte, von mir vorlesen, wobei es natürlich manche Erörterung gab. Der Schluß dieser Proben war indes, daß mich der Altmeister in voller Unabhängigkeit gewähren ließ.

Es war mir sehr wohlthätig, wenn auch natürlich nicht zufällig, daß der Inhalt meines ersteren größeren Buches

mit den Gegenständen, die ich in der Vorlesung zu behandeln hatte, zusammenfiel, so daß meine Studien während der ersten beiden Jahre in Heidelberg, was ihre wissenschaftliche Aufgabe betrifft, durchaus einheitlich und gesammelt waren. Daß sie nicht einseitig wurden, dafür sorgten Hermann Hettner und Ludwig Feuerbach.

Im Namen Feuerbach's hatte ich Hettner kennen gelernt. Während er dem Studium der Kunst und ich der Naturwissenschaft ergeben war, fühlten wir uns sogleich als Schößlinge einer gemeinsamen Wurzel, als welche wir die allgemeine Wissenschaft, die Weltweisheit erkannten. Dies ging von Anfang an so weit, daß wir tief davon durchdrungen waren, daß wir uns eben so sehr durch den Gegenstand unseres Hauptstudiums ergänzten, wie wir uns in der Richtung unseres Denkens begegneten.

Obgleich ich inzwischen ein paar Jahre in Holland verlebt hatte, war ich der bildenden Kunst gegenüber ein Kind der unkünstlerischen Zeit. Ich hatte nicht nur nicht gelernt, künstlerisch zu sehen, sondern kaum die Gelegenheit dazu aufgesucht. Hettner, der aus Italien mit Kunstanschauung gesättigt zurückgekehrt war, führte mich nach Mannheim und es war ihm ein Leichtes, mir in der dortigen Antikensammlung die Augen zu öffnen und wer einmal an der Quelle getrunken, dem bleibt der Durst unlöschbar, wie die Begeisterung an der Begeisterung wächst. Und da uns die Anschauung nicht täglich umgab, sorgte mein Freund auch dafür, daß ich im Lesen die erhaltenen Eindrücke ver-

tiefste. Heinse, der Vatikanische Apoll von Anselm Feuerbach, Adolph Stahr's „Ein Jahr in Italien“ wurden mir Lieblingsbücher. Und aus der Liebe zur Kunst keimte von da an eine Sehnsucht nach Italien, welche mir später die schönsten Ideale verwirklicht hat.

Hettner's Freundschaft, die sehr bald einen so innigen Charakter annahm, daß wir einander unentbehrlich wurden, verschaffte mir einen überaus angenehmen künstlerischen und politischen Verkehr. Ich hatte meinen Freund bei Gervinus eingeführt, der noch keine so abgeschlossene politische Stellung eingenommen hatte. Durch ihn wurde ich mit August von Rochau, dem Realpolitiker und Julius Klaczkow, dem Verfasser der berühmten und bezaubernden Polenbriefe, bekannt. Zu diesen gesellten sich Alfred Meißner, Berthold Auerbach, den ich schon, als ich noch Student war, gekannt hatte, Gottfried Keller, der Maler Bernhard Fries und die Brüder Morel. Mit Meißner und Rochau bildeten Hettner und ich längere Zeit im „Prinzen Max“ eine behagliche Tischgesellschaft, bei der die lebhafte und vielseitige Unterhaltung die guten Speisen würzte.

Schon das erste Jahr unseres Zusammenseins brachte das großartige Ereigniß der französischen Umwälzung. Auf die ersten Nachrichten hin hieß es, man wisse nicht, ob die Republik in irgend einem Winkel von Paris oder in der That für Frankreich erklärt worden. Sehr bald zeigte sich's aber, daß es sich um ein Weltereigniß handelte, bei dem Frank-

reich als feuerspeiender Vulkan die Rolle der Sicherheitsklappe erfüllte, aber die ganze politische Welt in ihren Grundfesten erbebte. Unser Jubel kannte keine Grenzen und als das deutsche Volk sein eigenes Parlament schuf, hofften wir, es werde auf dem Wege der Freiheit seine Machtstellung in's Reine bringen. Wir verfielen mit so vielen in der Täuschung, die von einer berathenden Versammlung ohne Ausführungsgewalt, besser gesagt von einer berathenden Versammlung, der sich alle Machthaber offen oder verrätherisch entgegenstemmten, das Heil des Volkes der Denker erwarteten. Die Entwickelung der Ereignisse hat gelehrt, daß Deutschland in seinen Grundfesten zwar erbebte, aber nicht wirklich aufgewühlt ward, so zwar, daß es die Umwälzung, welche Frankreich auf's Neue an die Spitze der werkthätigen Völker gestellt, noch zu erwarten hat.

Die Zerstreuung, welche diese Weltbewegung hervorrief, war eine übermächtige. Es gehörte alle Anstrengung dazu, wissenschaftlich gesammelt zu bleiben. Ich konnte längere Zeit meinen Goethe nicht genießen; nur bei Georg Forster fand ich Trost und Erbauung und ich kann es Gervinus nicht Dank genug wissen, daß er dem deutschen Volke die Augen für diesen Weltgesandten der Bildung und Freiheit geöffnet hat. Mir persönlich ist Forster ein Schatz geworden, den ich der Februarumwälzung verdanke, denn sehr bald wurde er mir nicht bloß ein Hort der Erbauung, sondern ein Gegenstand des Studiums, das ihm seine Stellung anwies inmitten der einflußreichsten Klassiker der deutschen Litteratur.

Unter den lebenden Schriftstellern konnte für mein Bedürfniß nur Ludwig Feuerbach mit Forster wetteifern.

Ludwig Feuerbach hatte mich, wie oben erwähnt, zwar schon erheblich früher beschäftigt, aber das Studium seines „Wesen des Christenthums“ kam erst jetzt in mir zur Vergährung. Ja, wie mir jetzt klar wird, da ich das Buch eifrig auf's Neue durchlese, habe ich seine mächtige Wirkung auf mich erst viel später ausgelebt, d. h. mir zu vollem Bewußtsein gebracht. Ich nannte „das Wesen des Christenthums“, weil Feuerbach Ludwig Feuerbach ist, gerade weil er dieses Buch geschrieben hat.

Es wäre gewiß keine undankbare Aufgabe, wenn man es versuchte, die großen weltbewegenden Schriftsteller oder Wortführer mit einem einzigen von ihnen ausgesprochenen Satze der Welt zu bezeichnen. Von Feuerbach ließe sich sagen, er habe gelehrt, nicht Gott erschuf den Menschen, sondern der Mensch hat sich seinen Gott erschaffen. „Was für den Menschen wesentlichen Werth hat, was ihm für das Vollkommene, das Treffliche gilt, woran er wahres Wohlgefallen hat, das allein ist ihm Gott.“ „Gott ist der Spiegel des Menschen.“ Feuerbach führt mit sichtlichem Behagen die Worte des Origenes an: „„was Einer nur immer über Alles Andere setzt, das ist sein Gott.““ — Er selber aber sagt: „Gott ist nicht um seinetwillen, sondern um der Welt willen da, um als die erste Ursache die Weltmaschine zu erklären.“

So gelangt er geradewegs dazu, in Gott das Wesen des Menschen zu erkennen. „Homo homini Deus est" ist das berühmt gewordene Schlagwort, das wiederum als Feuerbach's Bildniß gelten könnte.

Diese Anschauung vertieft sich in dem Gedanken, daß alle vermeintliche Gottesgelahrtheit auf Menschenkunde zurückzuführen ist. Das Maß unseres Gottes ist das Maß unseres Verstandes. Daher entwickelt sich die Religion mit der Entwickelung der Menschheit, denn „die Religion ist die mit dem Wesen des Menschen identische Anschauung vom Wesen der Welt und des Menschen." „So lange dem Menschen das Prädikat eines bloßen Naturmenschen zukommt, so lange ist auch sein Gott ein bloßer Naturgott. Wo sich der Mensch in Häuser, da schließt er auch seine Götter in Tempel ein." Dem Volke Israels war sein Gott ein Gott des Zornes, dem Christen ist Gott der Gott der Liebe. Und da sich das Gottesbewußtsein im Menschen entwickelt, so ist sein Gott nicht ewig im Sinne der Unveränderlichkeit, wie ihn Israel sich dachte. „Habe ich", sagt Feuerbach, „in den gegenwärtigen Prädikaten nicht die zukünftigen, in dem gegenwärtigen Gott nicht den zukünftigen, so habe ich auch in dem zukünftigen Gott nicht den gegenwärtigen, sondern zwei verschiedene Wesen."

Es liegt aber im Geiste der Entwickelung, daß der Mensch, wenn sein Wesen eine höhere Stufe erstiegen, sich überhebt. „Jeder Fortschritt in der Religion ist eine tiefere Selbsterkenntniß, aber jede bestimmte Religion, die ihre



älteren Schwestern als Götzendienerinnen bezeichnet, nimmt sich selbst — und zwar nothwendig, sonst wäre sie nicht mehr Religion — von dem Schicksal des allgemeinen Wesens der Religion aus. Sie schiebt nur auf die andern Religionen, was doch — wenn anders Schuld — die Schuld der Religion überhaupt ist. Weil sie einen andern Gegenstand, einen andern Inhalt hat, weil sie über den Inhalt der früheren sich erhoben, wähnt sie sich erhaben über die nothwendigen und ewigen Gesetze, die das Wesen der Religion begründen, wähnt sie, daß ihr Gegenstand, ihr Inhalt ein übermenschlicher sei." Und es ist ganz im Sinne dieser Entwickelung gedacht, wenn Feuerbach den Christen, im Vergleich zum Israeliten, einen Freigeist nennt.

Eben die Stetigkeit der Entwickelung, die Feuerbach im Wesen des Menschen erkennt, findet er wieder im Wesen der Natur. Darum räumt er auf mit jedem Begriff des Erschaffens. Erschaffen setzt das Zustandekommen eines Dinges voraus, das den Grund seines Daseins nicht in sich hat, was nicht nothwendig ist, was die Natur verleugnet. Erschaffen setzt „einen unbeschränkten Willen voraus, welcher die Welt aus nichts in's Dasein rufen könnte, der die Gesetze der Natur aufzuheben vermöchte, den Gang der Nothwendigkeit zu unterbrechen, das eiserne Band, welches unvermeidlich die Folge an die Ursache knüpft, zu lösen im Stande wäre." Gegenüber einer solchen Schöpferkraft gäbe es keine Wahrheit und wo die Wahrheit fehlt, da wird alle Forschung Irrwahn und Selbsttrug.

Die Welt ist nicht durchlöchert, sie ist unerbittlich zu-

sammengewachsen, nicht geflickt, nicht zusammengefügt, sie ist natürlich entwickelt nothwendig geworden. So ist das Wesen des Menschen nicht in das der Einzelwesen aufgelöst. Feuerbach, der sich so angelegentlich einer klaren und einfachen Schreibweise befleißigt, erinnert gern an des Dichters Denkerwort: „„Nur sämmtliche Menschen, sagt Goethe, erkennen die Natur; nur sämmtliche Menschen leben das Menschliche."" Und bei ihm selber herrscht der Gedanke, der seit Hegel unveräußerlich der Menschheit gehört: „unbeschränkt ist die Gattung, beschränkt nur das Individuum". „Beschränkt ist das Wissen des Einzelnen, aber unbeschränkt die Vernunft, unbeschränkt die Wissenschaft, denn sie ist ein gemeinschaftlicher Akt der Menschheit und zwar nicht nur deswegen, weil unzählig Viele an dem Bau der Wissenschaft mitarbeiten, sondern auch in dem innerlichen Sinne, daß das wissenschaftliche Genie einer bestimmten Zeit die Gedankenkräfte des vorangegangenen Genies in sich vereinigt." Nur daß Feuerbach in der Gesammtkraft, die unbeschränkter Entwickelung fähig ist, die Einzelkraft nicht verliert. „Eine unendliche Fülle oder Menge von Prädikaten, die wirklich verschieden sind, ... verwirklicht und bewährt sich nur in der unendlichen Fülle oder Menge verschiedener Wesen oder Individuen. So ist das menschliche Wesen ein unendlicher Reichthum von verschiedenen Prädikaten, aber eben deswegen ein unendlicher Reichthum von verschiedenen Individuen. Jeder neue Mensch ist gleichsam ein neues Prädikat, ein neues Talent der Menschheit. So viele Menschen sind, so viel Kräfte, so viel Eigenschaften hat die Menschheit."

Die unabsehbare Fruchtbarkeit der Gattung ergiebt sich daraus, daß sie nicht aus der Summe der Einzelwesen besteht, sondern aus der Vervielfältigung, durch welche die Erkenntniß des Einen die Erfahrung, Erforschung, Erkenntniß des Anderen befruchtet. Die Gattung ist nicht die Summe, sie ist das Produkt der Einzelwesen. Darum konnte schon Protagoras sagen: Der Mensch ist das Maß aller Dinge. Und Feuerbach umschreibt den Gedanken, wenn er sagt: „Das Maß der Gattung ist das absolute Maß, Gesetz und Kriterium des Menschen.“ „Der Mensch, insbesondere der religiöse, ist sich das Maß aller Dinge, aller Wirklichkeit.“

Fragt man näher nach dem Verhältniß des Menschen zur Natur, so ergiebt sich im geistigen, wie im stofflichen Sinne, daß sich der Mensch in immer höherem Grade die Natur zu eigen macht. Wenn er forschend um sich blickt, muß er gewahren, daß er selber ein Naturerzeugniß ist, aber als solches erzeugt er selber die Bildung, und jeder Nachkomme ist, je später er erscheint um desto mehr, zugleich Naturerzeugniß und Kulturprodukt.

Und sehr bald wird die Stufe erreicht, auf welcher der Mensch in den Naturerzeugnissen zugleich die Weite der Bildung verehrt, welche Menschenhand hinzugethan. „Wein und Brot gehören zu den ältesten Erfindungen.“ „Wein und Brot sind ihrer Materie nach Natur-, ihrer Form nach Menschenprodukte. Wenn wir im Wasser erklären: der Mensch vermag nichts ohne Natur; so erklären wir durch

Wein und Brot: die Natur vermag nichts, wenigstens nichts Geistiges, ohne den Menschen; die Natur bedarf des Menschen, wie der Mensch der Natur ..... Wein und Brot sind übernatürliche Produkte — im allein gültigen und wahren, der Vernunft und Natur nicht widersprechenden Sinne. Wenn wir im Wasser die reine Naturkraft anbeten, so beten wir im Weine und Brote die übernatürliche Kraft des Geistes, des Bewußtseins, des Menschen an ..... Aber zugleich feiern wir hier das wahre Verhältniß des Geistes zur Natur: die Natur giebt den Stoff, der Geist die Form. Das Fest der Wassertaufe flößt uns Dankbarkeit gegen die Natur ein, das Fest des Brotes und Weines Dankbarkeit gegen den Menschen ..... Wein und Brot vergegenwärtigen, versinnlichen uns die Wahrheit, daß der Mensch des Menschen Gott und Heiland ist." „Homo homini Deus." „Das Leben ist überhaupt in seinen wesentlichen Verhältnissen durchaus göttlicher Natur." „Das Leben ist Gott, Lebensgenuß, Gottesgenuß, wahre Lebensfreude, wahre Religion. Aber zum Lebensgenuß gehört auch der Genuß von Speise und Trank. Soll daher das Leben überhaupt heilig sein, so muß auch Essen und Trinken heilig sein."

Und man wagt diese Anschauungen im tadelnden Sinne als Materialismus zu bezeichnen, und am eifrigsten schlendern uns diejenigen den Vorwurf ins Gesicht, die jeden Begriffs einer geistigen Bedeutung der natürlichen Dinge ermangeln. „Das Wasser der Taufe ist der Religion das Mittel, durch welches sich der heilige Geist dem Menschen

mittheilt." So erinnert Feuerbach, und er selber setzt dem entgegen: „Die Taufe soll uns darstellen die wunderbare, aber natürliche Wirkung des Wassers auf den Menschen. Das Wasser hat in der That nicht nur physische, sondern eben deswegen auch moralische und intellektuelle Wirkungen auf den Menschen. Das Wasser reinigt den Menschen, nicht nur vom Schmutze des Leibes, sondern im Wasser fallen ihm auch die Schuppen von den Augen: er sieht, er denkt klarer; er fühlt sich freier; das Wasser löscht die Glut der Begierde." Wie natürlich und erhaben erscheint das Abendmahl, das die Jünger zum Gedächtniß des Meisters einnehmen sollten, wie platt und gemein dagegen, wenn wir uns den Zwang anthun sollen, das Brot und den Wein sinnlich für das Fleisch und Blut Christi zu nehmen. Wie menschlich und daher im schönsten Sinne dichterisch, wenn wir uns hineindenken in den jungfräulichen Sinn, den jede reine Mutter bewahrt haben kann, und wie schlüpfrig wirft uns das Märchen von der unbefleckten Empfängniß Mariae zu Boden, das die Kirche auf der Piazza di Spagna auf einer Bildsäule zu versinnlichen sich nicht entblödet hat, in Worten, die ich aus Schamhaftigkeit nicht hierher zu schreiben wage, oder wenn ich es wagte, hierher zu schreiben verschmähen würde.

Den Abschluß findet die Weisheit Feuerbach's in der klaren Einsicht, daß sich das unbeschränkte Wesen des Menschen durchaus nur in Verhältnissen offenbart und bethätigt. „An den Gegenständen wird der Mensch seiner selbst bewußt; das Bewußtsein des Gegenstands ist das

Selbstbewußtsein des Menschen. Aus dem Gegenstande erkennst Du den Menschen; an ihm erscheint Dir Dein Wesen: der Gegenstand ist sein offenbares Wesen, sein wahres, objektives Ich. Und dies gilt keineswegs nur von den geistigen, sondern selbst auch von den sinnlichen Gegenständen. Auch die dem Menschen fernsten Gegenstände sind, weil und wiefern sie ihm Gegenstände sind, Offenbarungen des menschlichen Wesens. „Was für eines Gegenstandes wir uns daher auch nur immer bewußt werden: wir werden stets zugleich unsres eignen Wesens uns bewußt; wir können nichts Anderes bethätigen, ohne uns selbst zu bethätigen." Und alles gipfelt in dem Ausspruch: „Das Bewußtsein Gottes ist das Selbstbewußtsein des Menschen, die Erkenntniß Gottes die Selbsterkenntniß des Menschen."

„Der nothwendige Wendepunkt der Geschichte ist daher das offene Bekenntniß und Eingeständniß, daß das Bewußtsein Gottes nichts anderes ist, als das Bewußtsein der Gattung, daß der Mensch sich nur über die Schranken seiner Individualität oder Persönlichkeit erheben kann und soll, aber nicht über die Gesetze, die Wesenbestimmungen seiner Gattung, daß der Mensch kein anderes Wesen als absolutes, als göttliches Wesen denken, ahnden, vorstellen, fühlen, glauben, wollen, lieben und verehren kann als das menschliche Wesen."

So ist denn durch Feuerbach die Scheidewand gefallen, welche das Ding an sich von dem Ding für uns trennte und beide in Dunkel hüllte. Im Wesen des Christen-

thums, das mir bei dieser Darstellung immer und maßgebend vorschwebt, bezieht Feuerbach die Bekämpfung der Spiegelfechterei vorzugsweise auf den Gegensatz zwischen dem, was Gott an sich ist und dem, was er für den Menschen ist. Aber selten ist ein philosophischer Knoten mit schärferem Schwerte durchgehauen worden, als wenn er sagt: „Ich kann gar nicht wissen, ob Gott etwas Anderes an sich oder für sich ist, als er für mich ist, wie er für mich ist, so ist er alles für mich. Für mich liegt eben in diesen Bestimmungen, unter welchen er für mich ist, sein Ansichselbstsein, sein Wesen selbst, er ist für mich so, wie er für mich nur immer sein kann." Und die Gelegenheit entschlüpft ihm nicht, diesen Gedanken von den göttlichen Dingen auf das Allgemeine zu übertragen. „Den Unterschied nämlich zwischen dem Gegenstand, wie er an sich, und dem Gegenstand, wie er für mich ist, kann ich nur da machen, wo ein Gegenstand mir in der That anders erscheinen kann, als er erscheint, aber nicht wo er mir so erscheint, wie er mir nach meinem absoluten Maße erscheint, wie er mir erscheinen muß." „Fragen, ob Gott an sich so ist, wie er für mich ist, heißt über seinen Gott sich erheben, gegen ihn sich empören." Und was er in diesen Aussprüchen mit der Schärfe und Unentwegtheit des folgerichtigen Denkers aussagt, das kleidet er auch in die von Christus beliebte Form der Parabel. „Wenn Gott dem Vogel Gegenstand wäre, so wäre er ihm nur als ein geflügeltes Wesen Gegenstand: der Vogel kennt nichts Höheres, nichts Seligeres, als das Geflügeltsein. Wie lächerlich wäre es, wenn dieser Vogel

urtheilte: mir erscheint Gott als ein Vogel, aber was er an sich ist, weiß ich nicht. Das höchste Wesen ist dem Vogel eben das Wesen des Vogels. Nimmst Du ihm die Vorstellung vom Wesen des Vogels, so nimmst Du ihm die Vorstellung des höchsten Wesens. Wie könnte er also fragen, ob „Gott an sich geflügelt sei?" „So ist die Pflanze abhängig von Luft und Licht, d. h. sie ist ein Gegenstand für Luft und Licht, nicht für sich". „Freilich ist auch wieder Luft und Licht ein Gegenstand für die Pflanze."

Das Ganze besteht eben aus Beziehungen, und für jede Gattung, heiße sie Mensch oder Vogel, ist die Summe dieser Beziehungen das Absolute. Absolutes und Relatives sind daher eins und dasselbe.

Je mehr ich mich in die Anschauungen Feuerbach's vertiefe, je vollständiger, und meist mit seinen eigenen Worten, ich sie darzustellen suche, um so klarer wird mir es bewußt, daß sie mir in Fleisch und Blut gedrungen, daß ich mich ihrer nicht begeben konnte, auch wenn ich seine Schriften nicht unmittelbar vor Augen hatte. Es ist ein reines Glück, wenn man im Alter die Meister feiert, denen man in der Jugend gehuldigt hat.

Und nun lernte ich ein Mädchen kennen, frisch, blühend und gesund, anmuthig jungfräulich rein, anspruchslos, still selbstbewußt, das ohne Genußsucht mitten im Leben stand, ohne Ehrgeiz ihrer geistigen Bildung lebte, das offen in die

Welt hinausblickte, ohne Schranken für das Denken zu erkennen, aber den Menschenrechten hold war, in jeder Verkürzung der Freiheit eine Unbill erkannte, das Vaterland erst frei, dann groß wollte.

Ich sah sie zuerst in dem Wirrsal der Gesellschaft, wo sie nach Mädchenart es bald entdeckte, daß sie meine Aufmerksamkeit erregte, ohne deshalb schüchtern oder gar verschlossen zu werden. Aber in dem oberflächlichen Treiben der Gesellschaft kam es zu keinem Verhältniß. Wir sahen einander bei Auerbach, bei dem sie wohnte, im Kapp'schen Hause, auf einem Ball bei Pfeufer. Jedoch zu einem Verhältniß kam es nicht. Sie erregte nur eine Sehnsucht, die ich, als unglücklich Verlobter, mir nicht zu bekennen wagte, sie gestand mir später, daß meine Einfachheit ihr gefiel.

Es war im Jubeljahr 1848. Zu den Pfingstferien besuchte ich ganz unbefangen, ohne das geringste Bewußtsein eines Zieles, das Haus des Dr. Georg Strecker, wohin mich dessen feingebildete und unermüdlich nach weiterer Bildung strebende Frau eingeladen hatte. Dieser Dr. Strecker war vielleicht die volksthümlichste Figur von Mainz. Jeder Schiffer, jeder Handwerker betrachtete und behandelte ihn zugleich als seinen Meister und seinen Vetter. Jeder wäre für ihn durch's Feuer gelaufen oder durch den Rhein geschwommen. Aber nicht weniger war er in den besitzenden Kreisen beliebt. Man wußte, daß er sie nicht für „bessere Kreise" hielt, aber seine Frische, sein natür-

licher Anstand, seine Aufrichtigkeit, sein Wohlwollen nahm Jedermann für ihn ein. Ich habe Niemand gekannt, der einen Verstoß auf liebenswürdigere Weise zu rügen wußte, Niemand, dem eine solche Rüge so gutwillig abgenommen ward. Nie empfindlich, ließ er keine Empfindlichkeit aufkommen. Freisinnig in allen Fragen, die sich auf das Staatsleben oder die Rechte der Unbemittelten bezogen, freisinnig bis an die äußerste Grenze, war er um seiner schlichten Offenheit willen, trotz seiner Gesinnung mehr geliebt als gefürchtet. Man hielt ihn vielleicht für ungefährlich, weil er keinen Palast in Brand gesteckt, weil er keinem Arbeiter Steuerfreiheit vorgespiegelt haben würde. Aber er war der Freund von Itzstein und Gagern, von Karl Vogt und Robert Blum, er war der Schwager Jaup's, und war wie ein blumenumrankter Schlußstein im Volksgewölbe.

Sophie Strecker, die damals wenig Monate über achtzehn Jahre zählte, war seine älteste Tochter. Sie fand ich nach den flüchtigen aber anmuthenden Heidelberger Beziehungen wieder. Sie empfing mich im blauen Saale. Ueber einen Tisch hinüber reichte sie mir ihre Hand, die sie für Menschen, denen sie gewogen war, zu erheben pflegte und dann mit herzhafter Anmuth einschlug, so daß dieser Handschlag kein herkömmlicher Gruß, sondern ein bedeutungsvoller Willkomm oder Abschied war. Ihr Blick war tief, sinnig, ausdrucksvoll, gehalten, nicht verheißend, nicht innig.

Aber ihre Unterhaltung war so, daß ich in den eilenden Tagen für keine andere mehr Sinn hatte, und mich so

in stiller Anbetung, die ich sorgfältig verbergen mußte, verlor, daß ich darüber, nur noch eines Strebens mir bewußt, ganz finster und schweigsam ward, und der Vater mich bei Tisch ernst gemüthlich fragte, was ich hätte, ob ein Brief von meinem Schatze ausgeblieben.

Wir plauderten nicht bloß, wir lasen auch zusammen. Die friedlichen Blätter von Strauß, Vischer's kritische Gänge, Anselm Feuerbach's Vatikanischer Apoll mußten vorhalten, kurz was es nur Freiheit beförderndes und Schönsinniges gab, und an diesem Lesen nahm die Mutter warmen, empfänglichen, oft leitenden Antheil. Mir war solch Vorlesen immer ein Labsal, und ich ward oft durch aufmerksame Hörer beglückt.

Solche Hörer oder Hörerinnen habe ich jedoch nicht wieder gefunden. Bald hatte ich heraus, daß Sophie, der alles Nachdenken, besonders aber das über die höchsten Aufgaben der Weltweisheit, Freude machte, und die sehr gerne sich darüber aussprach, mit dem „freien Willen" längst gebrochen hatte, daß es für sie keine Glaubenssätze gab. Sie hatte bei einem freisinnigen Pfarrer vernünftigen Unterricht bekommen, der die Glaubenslehren nur in Form von Kirchengeschichte vortrug. Der Lehrer hielt sich in weiser Mäßigung, die Schülerin war eine von den Wenigen, die es lieben, bis an ihres Denkens letzte Grenze zu gehen.

Sie war das erste Mädchen, das ich kennen lernte, in dem sich freies Denken mit der zartesten Weiblichkeit vertrug, in welcher die Vernunft mit der Anmuth wetteiferte,

in dem die Rücksicht auf das Herkommen dem Drang nach Wahrheit nichts anhaben konnte, noch die Wahrheit dem Zartgefühl. Ich war besiegt.

Aber ich war ein besiegter Gefangener. Ich mußte mich der Fesseln entschlagen, die ich mir aus Liebeskummer arglos und ahnungslos selber geschmiedet. Zum Glück hatte mir Friedrich Vischer klar gemacht, daß es keine schlimmere Untreue giebt, als die, welche aus vermeintlicher Treue, um ein unvorsichtig gegebenes, aber nicht mehr empfundenes Wort zu halten, den Ehebund eingeht.

Ganz bewußt war ich meiner Liebe geworden, als Sophie mein Bild zeichnete. Sie befleißigte sich der Zeichenkunst mit Eifer und Erfolg. Sie klagte, daß, während sie sich so gerne darin versuchte, der Menschen Bildniß zu machen, ihr Niemand sitzen wolle. Ich war dazu gleich erbötig und in den Sitzungen, in denen sie mich als strebende Künstlerin betrachten mußte, sah ich ihr bis in's Herz.

Nun sollte mit einer liebenswürdigen Tochter des Reichstagsabgeordneten Gottlieb Tafel ein Besuch im Mainzer Dom abgelegt werden. Meine Tage in der goldenen Stadt waren gezählt. Jetzt oder niemals. Im Dom wollte ich mich erklären. Um mir Muth zu machen, sagte ich Sophie in der Frühe, ich hätte ihr etwas zu sagen und zeigte ihr dabei Gottfried Keller's Verse:

> Ich will vor Dir ein Myrthenreis verbrennen,
> Ein abgedorrtes aus der Jugendzeit.

Und ein paar Stunden später im Chorgang sagte ich's ihr: Fräulein Sophie, mein Glück liegt in Ihrer Hand.

Sie erschrack nicht übermäßig, war aber betroffen und verwundert, weil sie meine Fesseln kannte. Ich fühlte, daß sie mich wiederliebte. Aus ihren sinnigen, jetzt innigen, tiefen Augen hatte das gegen ihren Willen schon früher gesprochen, als wir im Sauerthal in demselben Bache unsere Hände wuschen. Aber ihr Vater, der damals immer zwischen Mainz und Frankfurt unterwegs war, war abwesend. Zwei Tage mußte ich warten, da war es Sonntag Morgen. Es war der 18. Juni. Wir beide standen allein im blauen Zimmer am ersten Fenster, andächtig in unserer noch gehemmten Liebe. Da trat der Vater ein, der Vater mit dem leutseligen, vertraulichen Gesicht. Er legte segnend seine Hand auf Beide. Wir waren verlobt.

Kaum vermochte ich es zu glauben. Ein Mädchen hold und mild, gedankenstolz und doch voll weiblicher Anmuth, freisinnig in allem, trotz allem voll Lebensfreude und Offenheit und dennoch aller Würde Muster — sie war mein. Und in kurzer Frist hatte ich alle Hindernisse besiegt. Nun war ich frei und gebunden, ich jubelte, war selig.

Und unsere Ehe war glücklich, durchaus glücklich, und so darf ich es ohne Unbescheidenheit verrathen, daß mir die Jungfrau späterhin zugeflüstert, sie habe sich einen Mann gewünscht, der nicht ganz unbekannt wäre, einen Republikaner, einen Freidenker.

Durch das Strecker'sche Haus in Mainz ging ein Geist der Heiterkeit, der sich allen mittheilte, die seine Gastfreundschaft beanspruchten. Und deren Zahl war groß. Es

war die Zeit des Frankfurter Reichstages, in dem mein Schwiegervater unter den Freisinnigsten zahllose Freunde hatte. Völkerfrühling war es. Das Volk der Denker versprach sich die Freiheit, deren es nach seiner geistigen Entwickelung und durch frühere Großthaten so würdig schien und die es dennoch damals noch nicht verdienen mußte, weil es sie bis auf den heutigen Tag nicht zu erringen vermocht hat.

Auf der Hammermühle bei Bieberich hauste der alte Mei, der Schwiegervater von Christian Scholz, auf dessen Hort der alte Ehrenname der Ebernburg: „Herberge der Gerechtigkeit“ angewandt wurde und angewandt zu werden verdiente. Die Strecker'sche Familie war dort innig befreundet; zu ihr, wie zur Hammermühle strömten die freisinnigsten Elemente, Erholung, Sammlung und Verständigung suchend. Man schien nicht in einer Stadt zu wohnen. Der Strom des Lebens riß das ganze Rheingau in seinen Bereich. In seiner schönen Natur, in jener Natur, welche die Geschichte geschmückt und beseelt hat, erging sich unser Liebesleben, unser Freiheitsstreben, unsere Gedankenflucht.

Ich brachte nicht nur die Herbstferien und die Weihnachtstage, sondern alle paar Wochen, eine Sontagsfrist im Strecker'schen Hause zu. Von den beiden Söhnen hatte der ältere, Karl, obwohl zum Kaufmann bestimmt, auf Wunsch des Vaters eine Zeit lang in Heidelberg studirt, wo er Auerbach's Freundschaft genoß und bei Henle aus- und einging. Der jüngere, Wilhelm, war Schüler der poly-

technischen Schule in Karlsruhe. Beide glühten vor Freiheit und haben Thaten für ihre Gesinnung eingesetzt. Ihr Umgang brachte treffliche Jünglinge in's Haus, von nah und ferne. Unter ihnen erwähne ich mit Vorliebe den Musiker Ernst Pauer, der durch seine Lieder, wie durch seine historische Behandlung musikalischer Schöpfungen rühmlich bekannt geworden und uns durch seine fromme Verdolmetschung von Beethoven fast täglich erbaute. Er war der Lehrer meiner Braut, mit der ich fleißig vierhändig spielte, den Ausgang nehmend von dem berühmten Septuor Beethoven's, in der Bearbeitung von Mockwitz, das ich ihr „zu meinem ersten Weihnachtsfeste" geschenkt hatte. Auch gesungen ward viel im Strecker'schen Hause, wo der Gesang der jüngsten Tochter Lina durch Lieblichkeit und Frische, der ihrer Freundin Luise Seyler durch Ausdruck und Wärme sich hervorthat. Ueberall Schmelz und Farbe.

Sophie hatte in der Schule die Würdevolle geheißen. Aber wenn man sie, die blauäugig schwarzhaarige, unter ihren Freundinnen, Susanne Cornelius, der Nichte des großen Malers und der Schwester des Tondichters, Luise Heß und Wally Lindenschmidt, der Schwester des Malers, sich bewegen sah, dann konnte man nur deshalb zweifeln, ob diese Mädchen die Grazien wären, weil sie nicht drei waren, sondern vier.

Es gehört zu den denkwürdigsten Ereignissen in meinem Leben, daß ich von dem ganzen Kreise freundlich, wohl-

wollend, theilnahmsvoll aufgenommen ward. Von der Liebe meiner Schwiegereltern nicht zu reden, Auerbach pries mich und Sophie, die wir beide seine Freunde waren, ob unserer Zusammengehörigkeit glücklich. Karl Andree, der bekannte Geograph und Tagesschriftsteller, freute sich, daß Sophie Strecker sich mit mir versprochen habe: „die geht mit Moleschott durch dick und dünn“, sagte er. Hettner erst und seine junge Frau, Marie von Stockmar, jubelten, als stände der Einzug ihrer nächsten Verwandten in Heidelberg bevor. Und es hat sich wohlthätig herausgestellt, daß wir Geistesverwandte waren.

Der Brautstand währte nicht lang. Am 18. Juni 1848 war die Verlobung, am 14. März 1849 die Hochzeit. Es war keine einfache Vermählung, mir zog die Poesie in's Haus.

„Seit das Gedicht mir ward zum Leben,
Ward mir das Leben zum Gedicht.“

Mit dankbarem Stolze mache ich mir das hehre Wort von Moritz Hartmann zu eigen. Ich lege großen Werth auf die Gedichte, die schon damals ihrem Herzen entblüht waren, auf die Uebersetzungen von Thomas Moore und Shakespeare, von Alfred de Musset und Antonio Fogazzaro, mit denen sie später ihre Muse erquickte; aber das höchste Lob singe ich ihr, weil diese Gedichte, erlebte und erlesene, wie sie waren, nicht Sonntagskinder vorstellten, sondern weil die dichterische Stimmung sie beseelte in allen Mühen und Freuden des Lebens, weil sie in ihrem dichterischen Sinne die Macht fand, gegen das Unglück zu kämpfen.



Ihr ist das Ideal nie, auch nur einen Finger breit, aus ihrem Gesichtskreise gewichen und es reichte ihr aus, um das Dunkle zu verklären, das da waltet in der Halbheit, der Ungerechtigkeit, der Untreue der Schwachen. Mit der Wahrheit und gegenüber der Wahrheit hatte sie immer Muth. Ich habe Niemand gekannt, der sich in die Wahrheit so ruhig, so unbedingt ergeben hätte, wie sie. Sie gemahnte mich in den härtesten Bedrängnissen des Lebens an Sokrates, an Spinoza, an Georg Forster.

Aber so groß wie ihre Wahrheitsliebe, so groß war ihre Treue, und ihr gewohntes Heim zu lassen, war ihr schwer, man möchte sagen bei ihrer großen Verstandesentwickelung über die Gebühr schwer, so daß sie wiederholt an der ganzen Bangigkeit des Heimwehs zu leiden hatte, so das erste Jahr in Turin, wie das erste Jahr in Rom.

Ihre Treue war deutsche Treue. Bei aller Freude, welche ihre Künstler- und Freiheitsseele an Italien hatte, obwohl sie ihren Mann und ihre Kinder ganz Italiener werden sah, ja ihre jüngste Tochter, ihre innigst geliebte Elsa, in Italien gebar, ist sie deutsch geblieben bis an ihren letzten Athemzug. Ihr Bedürfniß, Gedichte, die ihr vorzüglich gefielen, auch Erzählungen in Prosa, die ihren Beifall hatten, mit ihrer kunstgewandten Feder in's Deutsche zu übertragen, entsprang jener deutschen Sinnesart, für die es nicht galt zu verdolmetschen, sondern zu verdeutschen. Es ist ihr wunderbar gelungen.

Daß eine so treue Natur auch Treue erweckte, wird Niemanden Wunder nehmen. Unsere Hochzeitsreise ging zu

meinen Eltern, über Biebrich den schönen Rhein hinab, denselben Weg, der mich in umgekehrter Richtung nach Heidelberg geführt hatte über Mainz, wo ich mir angesichts desselben Domes, in dem ich ihr später meine Liebe gelobte, gelobt hatte, daß ich ein braver Mensch bleiben wollte.

In meinem elterlichen Hause gewann sie alle Herzen, und mein Vater, der dichterisch Gestimmte, ward von ihrer dichterischen Sinnesart und Begabung zu jugendlicher Anerkennung hingerissen. Unser Liebesglück hat den Liebessegen beiderseitiger Elternpaare davongetragen.

Auch die Rückreise war schön. An einem prachtvollen Frühlingstage kamen wir durch Mainz und machten einen Spaziergang in's Gartenfeld, wo wir der kurz zuvor nach meiner Schwägerin „Lina von Mainz" getauften Fuchsia begegneten. Und dann nach Heidelberg, das meine liebende Frau, obwohl sie nicht zu den verblendeten Vaterstadt-Schwärmerinnen gehörte, in den ersten Wochen minder schön fand als Mainz, sie, die gerade als Frau eines Privatdocenten nach der lieblichen Neckarstadt zu kommen gewünscht hatte.

Aber wo ich liebte, galt es zu arbeiten. Henle hatte mich aufgefordert, vergleichende Anatomie zu lesen. Er schien es auf dem Versuchswege erproben zu wollen, was er ein paar Jahre zuvor, allzu wohlwollend, an Mulder geschrieben hatte, daß ich mir in jedem Fache, das man mir anvertrauen wolle, Ehre machen würde. Die Probe war

schwer. Zum Glück war gerade um die Zeit das Werk von Siebold und Stannius erschienen, klassisch, durchaus klassisch, so lange die Fackel Darwin's noch nicht geleuchtet hatte, beziehungsweise klassisch auch nachher für den, der es zu lesen weiß. Ich studirte es mit Macht, und meine arme Frau, gewohnt, mich Goethe und Lessing, Tieck und Anselm Feuerbach vorlesen zu hören, mußte sich bequemen, mich in den Mußestunden Karl Vogt's Schriften, Ocean und Mittelmeer und andere vorlesen zu hören, bis es ihr des Thierlebens zu viel wurde. Kleobus hätte mir zugerufen: Maß halten ist gut.

Natürlich beschränkte sich mein Studium nicht auf's Lesen. Gehörte ich doch zu dem jung aufkeimenden Geschlecht, das nicht in Worten zu kramen beliebte, sondern den Jüngern das Naturleben vorzuzeigen für Pflicht hielt. Bald hatte ich's heraus — ich Aermster, der ich vergleichende Anatomie nicht an einem Seehafen lehren sollte, ja nicht einmal die Wirbellosen des Meeres aus eigener Anschauung kannte, — wo Nais und Piscicola, wo Hydra viridis und Hydra fusca, wo die schönsten Strudelwürmer, Räderthiere und Aufgußthierchen in der Umgebung von Heidelberg aufzutreiben waren, und mehr als je verehrte ich meinen theuren Frosch, in dem ich eine ganze Vorrathskammer von Schmarotzern vor mir hatte.

Beim Suchen fehlte es weder an aufregenden, noch an niederdrückenden Auftritten. Eines kalten und feuchten Abends, es war Ende September oder Anfang Oktober,

ging ich mit meiner Frau und Schwägerin Lina nach Handschuhsheim, um in einem dortigen Graben zu fischen. Die beiden lieben Gefährtinnen befanden sich mir gegenüber auf dem jenseitigen Ufer. Mein Ufer sinkt ein und ich mit ihm in die Schlammfluth. Die lieben Begleiterinnen halten mich für verloren, sie fangen an zu weinen. Aber ich krabble wieder hinauf. Unansehnlich war ich; bis an die Rippen in Koth und Schlamm — mein Bruder Franz würde gesagt haben „in modder en slyk". Wir eilen in ein Wirthshaus, wo man uns auf Spaziergängen nicht selten den Kaffee gespendet — ich erschien aber den Wirthsleuten so unmenschlich verdächtig, daß sie mich nicht aufnehmen wollten. Also in ein zweites. Hier ging's besser. Ich werde in eine große Dachkammer geführt, wo ich nackt mich zwischen Matrazen betten durfte. Kleider zu wechseln gibt es keine. Meine Schwägerin, damals ein vierzehnjähriges Mädchen, eine Nelkenknospe, setzt bei Neuenheim über den Neckar, packt mir zu Hause die nöthigen Kleider zusammen in eine Reisetasche mit einem hübschen Hündchen, das sie mir selbst gestickt. Sie sorgt für alles, sie die unerfahrene Jungfrau, sie vergißt nichts, nein gar nichts — nur vergißt sie die Beinkleider, gerade wie in der berühmten Verkleidungsscene in Manon Lescaut — und in viel zu kurzen, blauen Bauernhosen mußte ich den Rücktritt antreten. Glücklicherweise war es inzwischen Abend geworden.

Beute hatte ich nun. Da sitze ich eines Abends an meinem Vergrößerungsglase, jenem bewußten von Teyler's Gesellschaft, beim Lampenlicht. Ich erspähe Aufguß- und

Räderthierchen, bis mich die Aufregung, in die mich jene bewegliche Welt versetzt, nahe an Mitternacht dazu zwingt, in's Bett zu gehen. Sophie hatte sich schon früher zurückgezogen. Ich lege mich. Vor meinem Auge flimmert's und flackert's. Ich denke an die Nachbilder meiner Jagd auf wirbellose Thierlein. Ich drehe mich im Bette um, kneife die Augen dicht, empfehle mich dem Schlafgott. Der helle Schein wird immer heller, röther. Ich stehe auf. Uns gegenüber, auf der Mannheimer Landstraße, brennt ein großer Holzhof. Ich wecke Sophie. Fünf Minuten später stehen wir am Fenster, mit den Schätzen in der Hand, die wir retten wollten, wenn etwa der Wind auf's Haus schlug. Was hielten wir? Die obenerwähnte hübsche Reisetasche. Was barg sie? Unsere Liebesbriefe.

Brauche ich's zu erzählen, daß sie mir half beim Froschfang, daß sie mir die Gläser putzte, die ich brauchte für chemische Versuche oder mikroskopische Beobachtungen, ja, daß sie, die so selbständig war, daß sie nicht gern Gehülfendienste leistete, mir, wenn es galt, sogar die Frösche hielt?

Es war das Leben und Treiben einer Zweieinigkeit, dessen Triebkraft darin zum Ausbruch kam, daß, als sie im Jahre 1851 eine mäßige Erbschaft machte, sie mir die betreffende Summe ohne Weiteres zur Verfügung stellte, damit ich mir die Mittel verschaffte, meiner geliebten Physiologie als Lehrer und Forscher auf dem Versuchswege leben zu können.

Vorher hatte ich es im Kleinen versucht. Ich las über das Blut. Weder die Hochschule, noch die physiologische

Anstalt konnte mir eine Werkstatt gewähren. Ich trug also in einem Hörsaal der Hochschule das mündlich zu Erörternde vor, und hielt von Zeit zu Zeit in einer Abendstunde zu Hause eine Vorweisung, in welcher die Anschauung ergänzen sollte, was das Wort nicht genügend oder gar nicht beleuchten konnte. Da gab es denn Ueberfluß an Stoff, und um zu sehen, ob sich in einer Stunde Versuche und Vorweisungen bewältigen ließen, hielt ich jedesmal vorher eine Probe, ohne Zuhörer. Aber Zuhörerinnen hatte ich dabei. Meine gute Frau und ihre verständige Schwester Marie, später die Frau von Otto Ule, liehen mir ihre freundliche Aufmerksamkeit, und ich in meinem Feuereifer war so undankbar, ihr Geschlecht zu verkennen, und sie als „meine Herren" anzureden. Einer meiner Zuhörer war Karl Speck, der Dillenburger Arzt, der sich durch seine Arbeiten über das Athmen einen geachteten Namen gemacht hat; er war so freundlich, mir das Heft, das er damals nachgeschrieben hat, vor Kurzem als Andenken zu schicken. „In's Wasser wirf Deine Kuchen! wer weiß, wer sie genießt?"

Was kann es Dankbareres geben als zu erzählen, daß meine Frau mir Wage und Luftpumpe, elektrische Werkzeuge, einen feinen Strommesser und Schlittenapparat mit inbegriffen, neue Mikroskope, Wellenschreiber, Athmungsmesser, Wärmemesser, Luftdruckmesser, eine ganze Heerschaar von chemischem Geräth, und so viel anderes geschenkt hatte, damit ich Experimentalphysiologie lesen, damit ich nach Herzenslust selbständig arbeiten könnte, und daß es mir gleich im ersten Halbjahr, als Mitbewerber Henle's ge-

lang, die Hälfte der Schüler an mich zu ziehen, und was für Schüler!

Nur daß Niemand glaube, ich dächte, ich hätte Henle geschlagen. Henle als Lehrer zu übertreffen — ich habe es nie geträumt. Was mich die Mitbewerbung bestehen ließ, das waren eben die Werkzeuge. Henle stellte keine Versuche an — d. h. er zeigte die Blutbewegung in der Schwimmhaut des Frosches unter dem Vergrößerungsglas, er legte Würfel geronnenen Eiweißes in künstlichen Magensaft, er schüttelte Blut mit Kohlensäure oder mit Sauerstoff. Aber ich, sein Anhänger und Schüler, ich konnte mir's zur Aufgabe machen, in jedem Hauptstück der Lehre vom Leben einen oder einige Grundversuche anzustellen, und die schaulustige Jugend stellte die Anschauung über den Ruhmesglanz des Lehrers, das Handgreifliche über den Geist.

Und die Schüler wollten nicht bloß sehen, sie wollten auch Hand anlegen. Da kam es, daß ich die früher mit Donders begonnene Arbeit über das Verhältniß der weißen zu den rothen Blutkörperchen wieder aufnahm. Sieben Studirende waren mir dabei behülflich. Unter ihnen war der nachher berühmt gewordene Ohrenarzt Moos in Heidelberg. Wir verglichen verschiedene Lebensalter, die beiden Geschlechter und verschiedene Ernährungszustände desselben Einzelwesens. Um letztere in ihrem Einfluß auf die verhältnißmäßige Anzahl weißer und rother Blutkörperchen zu untersuchen, zählten wir sie in nüchternem Zustande vor der Mahlzeit, und dann nach dieser, die bald durch Reichthum, bald durch Armuth an Eiweiß sich auszeichnen

mußte. Das Mahl stellte ich, und, indem ich an die Einladung zur anberaumten Stunde erinnern ließ, versäumte ich nicht, die Empfehlung einzuschärfen, doch ja morgens, bevor wir unsere Arbeit beginnen sollten, nichts zu essen. Die kleine Schaar stellte sich jedesmal pünktlich ein, wohl geschult und pflichtmäßigst hungrig. Mit dem eiweißlichen Mahle, Rostbraten und Erbsen, ging es recht gut. Als aber statt dessen Kartoffeln und Apfelmus gereicht wurden und dennoch fleißig gearbeitet, da stürzten die Tapferen ausgehungert nach Hause und plünderten Küche und Vorrathskammer. Das trug mir dann von den betreffenden Dienstmädchen die bissige Kritik zu: ein sonderbarer Hauswirth dieser Dr. Moleschott, er ladet die Studenten ein, bei ihm zu speisen, läßt ihnen auch noch empfehlen, ja nichts vorher zu essen, und schickt sie heim mit einem Hunger, der sie wie Wehrwölfe über alles herfallen macht.

In jener Zeit gelang es mir, nachzuweisen, daß unter dem Einfluß des Lichtes die Frösche mehr Kohlensäure aushauchen als im Dunklen, daß folglich das Licht den thierischen Stoffwechsel beschleunigt und zwar unabhängig von der Wärme der Umgebung und unabhängig von der Bewegung der Thiere.

Während ich mit Begeisterung in dieser Arbeit begriffen war, besuchten mich in Heidelberg meine brüderlichen Freunde, Donders und Van Deen. Mir war es, als kämen sie, meinem Streben die Weihe zu geben. Hettner hatte schon Heidelberg verlassen, um als Professor nach Jena zu übersiedeln. Die Lücke, die seine Abwesenheit und die seiner



liebenswürdigen Frau in das gesellige Leben für uns riß, war um so empfindlicher, als wir den Fehler begangen hatten, unseren Umgang beinahe ausschließlich auf diese Freunde zu beschränken. Da war denn ein Besuch von Männern, mit welchen ich so lebhafte wissenschaftliche Fühlung hatte und mit denen man über alles reden konnte, was Menschenbrust bewegt, ein wahres Labsal, nicht nur anregend, sondern erfüllend und erhebend.

Donders war von seiner geistvollen Frau begleitet, die in dem reichhaltigsten Sinne zu den denkenden und fühlenden Frauen gehörte, und sie hatten das einzige Töchterchen mit sich, jene geliebte kleine Marie, welche später die Frau des Physiologen Engelmann wurde, und, als Ausnahme von der Regel, das Außerordentliche gehalten hat, was sie als Kind versprach. Auch der berühmte Chemiker Alexander Williamson machte damals in Heidelberg eine flüchtige Erscheinung und wir hatten die Ehre, ihn, der früher mein Studienfreund in Heidelberg gewesen, mit Bunsen, Delffs, Van Deen und Donders an unserem Tische gesellig vereinigt zu sehen.

Der mittheilsamste von allen war Van Deen, der inmitten der anstrengendsten Wirksamkeit sich eine so unbefangene Hingebung an die Sache und Begeisterungsfähigkeit für die Menschen zu erhalten gewußt hatte, daß allein schon diese Eigenschaften dazu genügt hätten, ihn mit offenen Augen durch die Welt zu führen und immer vorwärts. Ueberall gewahrte Van Deen Merkwürdiges.

Beide Freunde, Van Deen und Donders, ließen mir als Gastgeschenk im Sinne der Alten einen Schatz von Rathschlägen zurück, der mir im Leben häufig Zinsen getragen.

Inzwischen hatte ich meine Lehre der Nahrungsmittel für das Volk veröffentlicht. Bevor ich sie dem Druck übergab, hatte sie eine wichtige Probe bestanden, ich hatte sie Abschnitt für Abschnitt dem Volke vorgelesen und zwar dem Volke in seinen edelsten Vertretern. Ich las sie Hermann Hettner vor, der schon früher die Geduld gehabt hatte, den allgemeinen Theil meiner Physiologie der Nahrungsmittel anzuhören, ich las sie seiner Frau und meiner Frau vor. Das war freilich eine Feuerprobe der Liebe und Freundschaft. Aber das Volk konnte mir jene Dreischaar bedeuten, insofern sie naturwissenschaftlichen Studien mehr oder weniger fern stand, also geistig unbefangen, was andererseits das liebevolle Verständniß entgegenbrachte, auf welches man beim Volke immer rechnen kann, wenn man es in seiner Angelegenheit zu packen weiß. Der Prüfstein war mir aber nicht etwa der Beifall oder das Lob dieser Lieben. Es gab für mich eine bessere Probe, auf deren Werth ich seit jenen schönen, schaffensfreudigen Tagen immer mit Bewußtsein geachtet habe. Sehr oft wurde ich mitten im Lesen durch eine Frage unterbrochen. Und dies pflegte keine Unterbrechung zu sein. Denn in dem, was gleich nachher kam, war die unmittelbare Antwort enthalten. Das war



mir also ein Zeichen, daß es mir gelungen war, die Frage wach zu rufen und zur rechten Zeit die Antwort darauf zu ertheilen, das Interesse zu erregen und es auch zu befriedigen. Man kann sich denken, wie ich mich freute, als ich später die Worte Rahel's las, daß sie „nie Antworten in der Art verstehe, wozu sie die Fragen nicht gemacht habe und so ein Meister sagt einem Antworten dutzendweise hinter einander her . . ." ohne zuvor die Frage erweckt zu haben.

Zwei Frauen, wie Marie Hettner und meine Sophie und ein so feiner, geschmackvoller, unbestechlicher, aber wirklich eingehender Richter, wie Hermann Hettner, gaben mir eine Gewähr für die Form, der die Dankbarkeit gleich kommt, mit der ich mir ihre guten Winke zu Nutze machte. Hettner gehört, um nur ein Beispiel zu nennen, das Wort „Fettbildner". Ich hatte „Fettbilder" geschrieben, wie man damals ganz allgemein von „Blutbildern" sprach und wie es hie und da noch heute geschieht. Aber Hettner hatte Recht.

So befriedigend mir auch die Zufriedenheit jener ausgewählten Zuhörer sein mochte, es war mir doch Bedürfniß, Urtheile aus anderen Volkskreisen zu hören, um zu wissen, ob ich den rechten Ton angeschlagen hätte. Eines der ersten Exemplare meines Buches hatte ich dem Dr. Feist in Mainz verehrt, jenem Hausarzt der Strecker'schen Familie, einem Lieblingsschüler des alten berühmten Nägele, von dem Sophie einst hatte erzählen hören, daß ein holländischer Student in Heidelberg für seine „Kritische Betrachtung von Liebig's Theorie der Pflanzenernährung" den Preis davon getragen habe, als ihr der Name Moleschott noch völlig

unbekannt war. Ich war auf das Urtheil des verständigen, erfahrenen, wortgewandten Mannes sehr begierig. Er konnte mir aber noch nichts sagen; das Buch sei ihm abhanden gekommen; es sei beim Buchbinder. Als er diesen gedrängt, es ihm zu schicken, hatte er zur Antwort bekommen, gebunden sei es längst, aber er habe es noch nicht fertig gelesen.

Alexander von Humboldt würde mir es verziehen haben, daß mir das thatsächliche Urtheil dieses Buchbinders in seiner Art ebensoviel galt, wie der Brief, den er selber an mich richtete und der hier eine Stelle finden muß, wenn ich anders meinen Freunden meine Juwele zeigen darf:

„Es ist mir ein wahres Bedürfniß, Ihnen, theuerster Herr Doktor und Privatdocent, wenn auch nur mit wenigen Zeilen, meinen innigen Dank für Ihre mir so freundlichst mitgetheilte „Lehre der Nahrungsmittel" auszudrücken. Diese kleine Schrift hat einen Vorzug, der in Deutschland, wo man glaubt, nur in Breite (Ausdehnung des Lichtes) statt durch Koncentration und Verallgemeinerung populär sein zu können, sehr selten ist, auch den wichtigen Vorzug der Darstellung und zwar einer geistreich aufgefaßten, lebensvollen. Das erste Buch vom Stoffwechsel, das erste Kapitel des zweiten Buches, zeugen von Ihrer schönen Gabe der Darstellung. Seitdem mein verewigter Freund Berzelius (die Annäherung gründete sich auf seine erste Anwesenheit in Arceuil bei Berthollet in seiner glänzenden Zeit) mir oft so wohlwollend über sie geschrieben, habe ich immer viel und gern aus ihren Schriften geschöpft, zuerst aus der Bearbeitung

von Mulder, dann und in sehr eifriger Lektüre aus Ihrer vortrefflichen Physiologie der Nahrungsmittel. Möge Ihnen die Anerkennung eines Urmenschen aus dem Laboratorium von Vauquelin (1799), einem Freunde und ältesten Mitarbeiter von Gay Lussac, erfreulich, eine aus mythischer Vorzeit ertönende Stimme sein."

„Ich bitte Sie, dem von mir hochverehrten Tiedemann die wärmsten Grüße zu bringen. Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ew. Wohlgeboren
gehorsamster
A. v. Humboldt."

Berlin, den 13. April 1850.

Nachschrift. „Als ein halber Amerikaner möchte ich fast mit Ihnen hadern wegen der Ueberstrenge, mit der Sie die Kartoffeln behandeln. Dem Volke (es liest durch unsere Schullehrer) würde ich nicht gern gesagt wissen, was in § 62 steht. Man muß nicht den betrüben, dem man nichts besseres darbieten kann. Sie sehen, ich weiß auch zu tadeln, um dem Lobe mehr Werth zu geben."

Der Brief Alexander von Humboldt's machte Epoche in meinem Leben. Er ist durchhaucht von dem Ideal, das dem Volksschriftsteller vorschweben soll und das Humboldt selber so künstlerisch verwirklicht hat. Und es heißt schon viel, wenn einem das rechte Ideal vor Augen steht, wenn man sich auch nicht einbildet, es erreichen zu können.

Was ist aber die Ursache, daß man die Schriftstellerei für's Volk so oft mit scheelen Augen ansieht, ja öfters geradezu als eine wenig achtbare Arbeit verdächtigt hat? Irre ich nicht, dann gilt auch hier das „Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt.“ Denn es ist erfahrungsgemäß ein Irrthum, daß es leichter sei für's Volk zu schreiben als für den Gelehrten. Nur wer den Stoff ganz beherrscht, besser gesagt: wer über dem Stoffe steht und ihn so zu sagen spielend zu behandeln weiß, kann ihn dem wenig Vorbereiteten mundgerecht mittheilen. Und was ist die Probe, daß man dies wirklich versteht? Man muß es fertig bringen, dem wenig Gebildeten klar und verständlich, dem Höchstgebildeten lesenswerth zu sein, und durch Form und Gedanken Neues zu spenden. Es gehört dazu eine wahre Neigung zum Volk, ein inniges Gelüsten nach der Kunstform, eine unermüdliche Liebe zur Sache, eine unverwelkliche Freude an der wachsenden Klarheit. Denn wer einen durchdachten Gegenstand Anderen deutlich machen will, dem tritt er immer heller und fester umrissen vor den Sinn. Wehe dem, der sich mit Halbwissen oder unsicherem Wissen an die Aufgabe macht! Was ihm selber nicht ganz klar vor der Seele steht, kann er Anderen nur verdunkeln. Irrthum und Geschmacklosigkeit begleiten ihn, und wenn er jenen glücklich vermeidet, fällt er bewußtlos dieser in die Arme. Er sagt das Richtige mit Schwulst, das Unrichtige mit kecker Zuversicht, und statt den Blick in's Weite zu führen, bannt er seinen Leser nur allzu oft in einen Gesichtskreis, über den hinaus es kein Forschen mehr giebt.

Aus solchen Erwägungen begreift's sich, daß Fontenelle und Buffon, Georg Forster und Alexander von Humboldt, Liebig und Schleiden, Hermann Burmeister und Otto Ule, Hermann Helmholtz und Emil du Boys — Reymond, Karl Vogt und Masius und Peter Harting Volksschriftsteller sein konnten, daß Ludwig Feuerbach es war, ohne sich jemals förmlich die Aufgabe gestellt zu haben, für's Volk zu schreiben. „Erinnern muß ich auch noch" — sagt Feuerbach in der Vorrede zur zweiten Ausgabe des „„Wesen des Christenthums"" — „daß meine Schrift ganz wider meine Absicht und Erwartung in das allgemeine Publikum gekommen ist. Zwar habe ich von jeher nicht den Gelehrten, nicht den abstrakten und partikulären Fakultätsphilosophen, sondern den universellen Menschen mir zum Maßstab der wahren Lehr- und Schreibart genommen, überhaupt den Menschen — nicht diesen oder jenen Philosophen — als das Kriterium der Wahrheit betrachtet, von jeher die höchste Virtuosität des Philosophen in die Selbstverläugnung des Philosophen — darein gesetzt, daß er weder als Mensch, noch als Schriftsteller den Philosophen zur Schau trägt, d. h. nur dem Wesen, aber nicht der Form nach nur ein stiller, aber nicht lauter oder gar vorlauter Philosoph ist, und mir daher bei allen meinen Schriften, so auch bei dieser, die höchste Klarheit, Einfachheit und Bestimmtheit, die nur immer der Gegenstand erlaubt, zum Gesetz gemacht, so daß sie eigentlich jeder gebildete und denkende Mensch wenigstens der Hauptsache nach verstehen kann."

Dem Halbwisser kann dies nimmermehr gelingen, und wenn er eine noch so gewandte Feder führt. Er verwechselt in der Regel Prunksucht und Klarheit und verhüllt den Kern in Nebensachen, so daß dem Laien beim Lesen das Bild zu einer tauben Nuß wird. Was aber die hoffärtigen Gelehrten anbelangt, die es verschmähen oder der Gabe ermangeln, unter die Laien zu treten, um sie anzuregen oder zu belehren, und deßhalb von oben herabschauen auf das Bestreben im Dienste des Volkes zu schreiben, so gemahnen sie bisweilen an jene Musiker, welche die Melodie zum Vortheil der Harmonie herabsetzen. „Singe, wem Gesang gegeben," wiederhole ich mit Uhland.

Wenn nun aber meine nächste Absicht war, das Volk über seine Ernährung aufzuklären, der Geist, in dem ich schrieb, mein Dämon, wenn ich so sagen darf, gab mir noch etwas anderes ein, und vielleicht hat es der Verbreitung meines Büchleins wesentlich genützt, daß dies nur Wenige merkten. Aber Feuerbach hat es gemerkt. In seiner Besprechung meiner Lehre der Nahrungsmittel unter dem Titel: „Die Naturwissenschaft und die Revolution" in den Blättern für litterarische Unterhaltung (November 1850) sagt Feuerbach wörtlich:

„Diese Schrift theilt uns mit in volks- oder, was eins ist, menschenfreundlicher Absicht und Sprache, die Resultate der modernen Chemie über die Nahrungsmittel, ihre Bestandtheile, ihre Beschaffenheiten, Wirkungen und Veränderungen in unserem Leibe; sie hat also eigentlich nur einen gastronomischen Zweck und Gegenstand, und doch ist

sie eine, und zwar im höchsten Grade Kopf und Herz aufregende, eine sowohl in philosophischer als ethischer und selbst politischer Beziehung höchst wichtige, ja revolutionäre Schrift*)."

In der That, meine Schrift war materialistisch und socialistisch gemeint.

Für die erste Bezeichnung möge der Schluß der Lehre der Nahrungsmittel sprechen, den ich hier folgen lasse. „Wenn Speise und Trank den Stoff liefern, der in uns sich zersetzt und bewegt, der in uns denkt und fühlt, so erzeugen die Natur und die Menschen einen so stetigen Eindruck auf unsere Sinne, daß der Stoff unseres Körpers keine Sekunde Beharrlichkeit kennt. In ewiger Bewegung drängen sich Empfindungen und Gedanken, Wille und Handlungen. Und wenn sich alles nur am Stoffe bethätigt, wenn alle Wirkung nur vom Stoff dem Stoffe sich mittheilt, so reicht doch der sinnliche Eindruck des Wortes und der Töne, die wir nicht greifen, des Lichtes und der Farben, die wir mit der Hand nicht fühlen können, nicht weniger weit, ja bei vielen Menschen unstreitig weiter als die Veränderungen, welche die Nahrung so unausbleiblich in uns hervorruft. Dem Weisen geziemt es, diese Abhängigkeit zu erkennen und es ist echte Frömmigkeit, das Gefühl des Zusammenhanges mit dem großen Ganzen freudig zu hegen. Mit Recht hat Schleiermacher das Abhängigkeitsgefühl des einzelnen

*) Blätter für litterarische Unterhaltung Nr. 269, Sonnabend 9. November 1850 S. 1074.

Menschen als das wahre Wesen aller Religion bezeichnet*)."

Man sieht, in bescheidener Kürze ist hier das Thema abgehandelt, welches das Hauptthema meines Lebens war und bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Der Mensch ist naturbedingt und kulturbedingt. Der erste Theil dieses Satzes wird zwar aller Orten im Einzelnen gelehrt und erörtert. Man giebt es zu, daß der Mensch ein anderer ist im Gebirge als im Thal, an einer buchtenreichen Küste als in einem unermeßlichen Binnenlande, anders wo der Wein wächst als da, wo die Gerste die Traube verdrängt. Kein hungeriges Heer hat ein gleiches tapferes und wohlgenährtes, das ihm unter ähnlichen Umständen entgegenstand, jemals geschlagen. Aber wenn man auf den allgemeinen Schluß kommt und den allgemeinen Gedanken, den wir seit Robert Mayer so viel deutlicher begreifen, daß nichts aus nichts wird, daß die Nahrungsstoffe die Quelle unserer Muskelarbeit und unserer Gedankenthätigkeit sind, wenn man diesen Gedanken in das kurze Wort zusammenfaßt, daß sich alles nur am Stoffe bethätigt, „oder in das wirksamere — ohne Phosphor kein Gedanke**)" — dann sträuben sich alle Zwillingsdenker, alle Dichter, die es zugeben, daß ein Glas Wein ihre Begeisterung schürt, alle Redner, die ihr Gedankenleben schlagfertiger fühlen, wenn ein Trunk Kaffees die Molekularbewegungen ihrer Hirnzellen angeregt hat, — von denen,

*) Lehre der Nahrungsmittel für das Volk. Erlangen, 1850 S. 247, 248.

**) Lehre der Nahrungsmittel, erste Ausgabe (1850) S. 116.



die mit ihrem eigenen Verstande Verstecken spielen oder von denen vollends, die da glauben, statt zu denken, nicht zu reden.

Feuerbach hat mit seinem Geiste sich vor dem Publikum nicht verborgen. Er hat das seltene, vielleicht unerhörte Beispiel geliefert, daß die Besprechung eines Buches mehr Aufsehen machte als das Buch selber erregte. Er faßte den Inhalt meines Buches in das geflügelte Wort zusammen: „Der Mensch ist, was er ißt.“ *).

Das war nun freilich ein Wort, das ebenso mißverstanden werden konnte, ja vielleicht das Mißverständniß herausforderte, wie die Bezeichnung Materialisten, in der man so gerne und oft, bald aus Unwissenheit, bald und nicht gerade selten mit bewußter Frevelthat, die Materialisten des Lebens mit den Materialisten der Schule verwechselt hat. Es gelingt so leicht, weil ja die Zahl der Schwachen oder Unredlichen so groß ist, die anschwärzen, was sie weder geistig noch sittlich begreifen und beinahe eben so groß die Zahl der Schwindler, die von einer beschränkten Grundlage über luftige Brücken zu unvermittelter Gedankenhöhe fliegen.

„Der Mensch ist, was er ißt.“ Es ist so viel leichter ein solches Wort mißzuverstehen, als seinen Sinn zu ergründen, so viel ergötzlicher mit seinen Lauten muthwillig zu spielen, als darüber nachzudenken, so viel üppiger auf Schlemmerei loszusteuern, als sich darein zu ergeben, unsere Abhängigkeit von der Natur als eine naturnothwendige zu

*) a. a. O. S. 1082.

betrachten, so viel heiterer den unbedingt Genialen zu spielen, als sich für ein kulturbedingtes, immer wechselvolles Naturerzeugniß zu halten, daß man sich nicht darüber zu verwundern braucht, wenn die Menge, die gelehrte und die ungelehrte, mit jenem Feuerbach'schen Schlagworte tändelt, statt danach zu streben, in den Sinn, den es für einen solchen Denker haben mußte, einzudringen, als er sich so knapp und bündig ausdrückte.

„Also Kapaunen und Pasteten müssen wir essen, statt Brod und Rindfleisch, Leckerbissen statt Kraftbrühen", das lasen die Dunkelmänner und Anschwärzer, Austern und Schaumwein verzehrend, aus dem Worte Feuerbach's heraus, ähnlich wie ein bekannter philosophischer Schriftsteller, dessen Name ich aus Hochachtung verschweige, geglaubt hat, meinem Worte: „Ohne Phosphor kein Gedanke," den herbsten Stoß zu versetzen mit der Behauptung, daß da folgerecht die Zündhölzchen großen Verstand besitzen müßten, oder von Pfaffen gelehrt wurde, daß den Materialisten der Schule nichts übrig bliebe, als sich wie die sinnlichsten Materialisten des Lebens, dem Sinnentaumel zu ergeben.

Und doch hatte es Feuerbach so deutlich gesagt: „O Ihr Thoren, die Ihr vor lauter Verwunderung über das Räthsel des Anfangs den Mund aufsperrt und doch nicht seht, daß der offene Mund der Eingang in's Innere der Natur ist, daß die Zähne schon längst die Nüsse geknackt haben, worüber Ihr noch heute Euch vergeblich den Kopf zerbrecht! Damit muß man anfangen zu denken, womit

man anfängt zu existiren. Das Principium essendi ist auch das Principium cognoscendi. Der Anfang der Existenz ist aber die Ernährung; die Nahrung also der Anfang der Weisheit, die erste Bedingung, daß Du etwas in Dein Herz und Deinen Kopf bringst, ist: daß Du etwas in Deinen Magen bringst. „A Jove principium" hieß es sonst, aber jetzt heißt es: „a ventre principium". Die alte Welt stellte den Leib auf den Kopf, die neue setzt den Kopf auf den Leib; die alte Welt ließ die Materie aus dem Geiste, die neue läßt den Geist aus der Materie entspringen. Die alte Weltordnung war eine phantastische und verkehrte, die neue ist eine natur- und eben deßwegen vernunftgemäße. Die alte Philosophie begann mit dem Denken, sie „wußte nur die Geister zu vergnügen und ließ darum die Menschen ohne Brot," die neue beginnt mit Essen und Trinken, die alte Philosophie hatte daher nichts im Kopfe — „Sein und Nichts ist identisch, das Nichts ist das infinitum et indeterminatum negans, Dieu est opposé au néant — denn wo nichts im Magen, ist auch nichts im Kopfe. Der Kopf ist das Vermögen zu schließen, aber die Vordersätze, die Elemente zu diesen Schlüssen liegen in den Speisen und Getränken. Der Geist ist Licht, verzehrendes Feuer, aber der Brennstoff ist der Nahrungsstoff. Plenus venter non studet libenter, richtig; aber so lange der Bauch voll ist, so lange hat der Kopf auch nichts vom Inhalt des Bauches. Hirn werden die Speisen erst, wenn sie verdaut, wenn sie Blut geworden sind, der plenus venter ist also ein alberner Einwand. Es bleibt dabei: der Nahrungsstoff ist Gedanken-

stoff." Und gleich darauf führt Feuerbach*) meine Worte an: Das Gehirn kann ohne phosphorhaltiges Fett nicht bestehen . . . an das phosphorhaltige Fett ist die Entstehung, folglich auch die Thätigkeit des Hirnes geknüpft . . . ohne Phosphor kein Gedanke (Lehre der Nahrungsmittel S. 115 fg.).

Man hört hier bei Feuerbach Robert Mayer heraus und voraus. „Der Brennstoff ist der Nahrungsstoff." Jawohl, hier ist nicht etwa der Brennstoff im Sinne Liebig's gemeint, für welchen Brennstoff ein Wärmemittel war, im Gegensatz zu den gewebebildenden Nahrungsstoffen. Hier sind Brennstoffe die organischen Nahrungsstoffe überhaupt, deren allmähliche Verbrennung im Körper Wärme erzeugt, welche Wärme in mechanische Kraft, in Elektrizität, in Sinnesempfindung, in Gedankenthätigkeit, in Willensentschluß umgesetzt wird. Der Stoffwechsel bedingt den Kraftwechsel im Menschen. Das ist der Materialismus, zu dem wir uns bekennen, ein Gedanke, keine Wollust, — ein Abhängigkeitsgefühl, keine Selbstüberhebung, — eine geduldige Hingabe an die Naturnothwendigkeit, kein geniales Ueberspruduln der unbeschränkten Vernunft, — eine Ergebung, kein Siegesruf auf den Posaunen der Gnade. Aber Eines ergiebt sich aus dieser Anschauung, daß der gesunde Mensch, der wohl genährt ist, in seinem Organismus alle die Bedingungen enthält, um als fühlendes und denkendes Einzelwesen an dem Fortschritt der Menschheit mitzuarbeiten, ohne Schranken, denn die Gattung ist unbeschränkt.

*) a. a. O. S. 1078.

Das ist der Materialismus, zu dem sich Feuerbach rückhaltslos bekennt, nicht bloß gelegentlich der Besprechung eines bescheidenen Büchleins über die Nahrungsmittel, sondern allüberall am deutlichsten und entschiedensten in der Abhandlung: „Wider den Dualismus von Leib und Seele, Fleisch und Geist" im zweiten Bande seiner sämmtlichen Werke. Hier gilt es keiner Beschönigung, hier gilt es einem unumwundenen, männlichen, heiligen Bekenntniß, ein Bekenntniß, das ich unter die Flügel nehme des von Feuerbach beflügelten Wortes: „Das Leben eint, das Wissen trennt*)."

Und deshalb drängt es mich, hier zu betonen, daß meine Schrift auch socialistisch gemeint war. Heute scheint sich das von selbst verstehen zu müssen. Aber es war im Frühling 1850, als ich schrieb. Es ist ebensowenig sparsam, wie menschlich, wenn diejenigen, die von Handwerkern oder Taglöhnern schwere Arbeit verrichten lassen, das häufiger und stärker wiederkehrende Nahrungsbedürfniß ihrer Arbeiter nicht gehörig befriedigen. Denn nur wenn der Arbeiter gedeiht, kann die Arbeit gedeihen. Und der Meister, der seine Arbeiter kärglich nährt, verliert mehr an der Kraft ihrer Arme, als ihn die Nahrungsmittel kosten, mit denen er zugleich den Werth ihrer Leistungen und die Würde ihres Wesens erhöhen könnte ... Jedem, der angestrengte körperliche Arbeit verrichtet, gebührt eine nahrhafte Diät**)."

*) Ludwig Feuerbach's sämmtliche Werke Bd. II 1846 S. 361.

**) Lehre der Nahrungsmittel. Für das Volk. Erlangen 1850 (erste Ausgabe), S. 229.

Ich halte es für überflüssig, ja vielleicht wäre es gar unbescheiden, weitere Sätze anzuführen. Denn wie ein rother Faden zieht sich durch mein Buch der Gedanke, daß der zugeführte Nahrungsstoff der Kraftleistung entsprechen muß, daß, wer diese verlangt, jene zu liefern, sittlich und durch sein eigenes Interesse verpflichtet ist. Dieser Gedanke aber ist der Keim jeder socialistischen Lebensregel.

Aber der Mensch und seine Ernährung war mir begreiflicher Weise nur ein Punkt, wenn auch für uns der Mittelpunkt des Stoffwechsels, des bewegenden und bewegten Trägers des Lebens im Allgemeinen. Am fortlaufenden Zusammenhang der Thatsachen, im Forscher nicht weniger als im Erforschten, scheint mir so viel gelegen, daß ich es gerne hervorhebe, daß Mulder's socialistisch gedachte, wenn auch nicht socialistisch vorgetragenen Arbeiten über Volksernährung und seine physiologische Chemie, die ich selber aus dem Holländischen in's Deutsche übertrug, mir es eingaben, den Stoffwechsel in Pflanzen und Thieren als ein Gesammtbild zu behandeln, dem mein Kreislauf des Lebens natürlich entwuchs.

Eigentlich enthielt die Einleitung zu meiner Physiologie des Stoffwechsels in „Pflanzen und Thieren*)" den Plan und die Aufgabe, die mir für den Kreislauf des Lebens vorschwebten. Da ich mich selbst nicht beurtheilen darf und nicht beurtheilen will, so sei es mir erlaubt, hier zu be-

*) Physiologie des Stoffwechsels in Pflanzen und Thieren, Erlangen 1851.

richten, was Alexander von Humboldt mir über jenes Buch schrieb.

„Es ist mir eine innige Freude, Ihnen einmal „wieder den Ausdruck der Achtung für Ihr schönes „Talent und zugleich den meines Dankgefühles dar„bringen zu können. Sie haben ein großes und wich„tiges Werk vollendet, dessen Titel schon das Lebens„prinzip andeutet, das in dem ganzen irdischen Kosmos „athmet. Ich sage in dem irdischen, da außer den „Gebirgsarten, die als Meteorsteine, mit planetarischer „Geschwindigkeit begabt, aus den Welträumen auf die „Erde fallend, wir von allem Uebrigen, was diese Welt„räume erfüllt, nichts wissen, das sich auf Stoffver„schiedenheit bezieht. Diese Unkenntniß giebt allen „siderischen und planetarischen Beziehungen einen so „hohen Grad dynamischer Einfachheit. Ihre treffliche „philosophische Einleitung bezeichnet den Weg, auf dem „es Ihnen in der ganzen Komposition geglückt ist, das „Allerspeciellste an das Allgemeine anzuknüpfen. Was „Sie bei Gelegenheit der Gährung des Harnstoffes und „seiner Erzeugung aus anorganischen Stoffen gegen den „Mythus der Lebenskräfte und die eigenthümlichen „Verwandtschaften der Grundstoffe in den belebten „Körpern sagen, ist mir aus der Seele geschrieben, wie „Sie aus der neuen Auflage meiner Natur-Ansichten „wissen. Was die organischen Stoffe aber sehr be„zeichnet, sind die verschiedenen Grade der Schnelligkeit, „mit der ein eigener Stoffwechsel in ihnen vorgeht, „wenn sie aufhören, Theile eines Ganzen zu sein. Es „entstehen andere chemische Prozesse, ein anderer und

„beschleunigter Stoffwechsel, wenn gewisse Bedingungen
„der Integrität des organischen Zusammenhanges ge-
„löst sind (Blut, Muskelfleisch, Sehnen, Knochen —
„Pflanzensäfte, Zellstoff mit Chlorophyll gefüllt, Holz,
„das wie Granit und Marmor ein Jahrtausend lang,
„wo niedergefällt, selbst in Kontakt mit der Atmosphäre
„seinen Zustand der Stoffzusammensetzung nicht ändert).
„Viel, sehr viel habe ich aus Ihrem neuen trefflichen,
„mit so vollständigem Register versehenen Werke ge-
„lernt, viel soll es mich noch beschäftigen und immer
„mir den Genuß der Fülle und Klarheit geben. Daß
„Sie meiner, des 82jährigen Greises, nur zu freund-
„lich gedacht, dafür herzlichen Dank! Ein früher
„Schüler von Vauquelin, damals bei ihm mit
„Thenard arbeitend, von manchen Irrwegen der
„Meinungen später durch Gay-Lussac zurückgeführt,
„unter ihm 7 Jahre lang im Laboratorium der École
„Polytechnique arbeitend, sage ich übermüthig: „„Auch
„ich war einst in Arcadien"". Durch Verhältnisse und
„Bedürfnisse eines vielbewegten Lebens sind viele andere
„Sphären mein Arcadien geworden. Man hat oft
„diese Zersplitterung der Kräfte getadelt — sie war
„nothwendige Folge meiner Lebensweise, meiner freund-
„schaftlichsten Verbindungen in Laboratorien und Stern-
„warten und magnetischen Häusern. Nur das Zeug-
„niß darf ich mir geben, daß ich zu jeder Epoche mit
„der Anstrengung und dem Ernst gearbeitet habe, als
„sei das jedesmalige Objekt das einzige, das ich je be-
„handelt, so läßt man im Sterben hier und da in den
„Wissenschaften schwache Spuren seiner Anwesenheit

„(viel mehr seines Durchganges), man weiß aber auch,
„daß man mit gleichem Aufwande des Willens nicht
„bloß mehr, sondern etwas wichtiges hätte leisten können.
„Mein Dank ist so verspätet, weil ich nur durch viele
„nächtliche Arbeit eben jetzt meinen bis 40 Bogen an-
„geschwollenen dritten rein astronomischen Theil des
„Kosmos habe vollenden können — wenigstens eine
„Zerstreuung in dieser unfreien matten Zeit.

„Mit der freundschaftlichsten Hochachtung
Ew. Wohlgeboren
gehorsamster
A. v. Humboldt."

Potsdam, den 30. November 1851 Nachts.

„Wie viel Qual werden Sie haben, mich zu lesen,
„es ist nicht Altersschwäche, es ist die Schwäche meines
„rechten Armes, Folge von 3 Monate Schlaf am
„Orinoco auf einer 18zölligen gährenden, theilweise
„bei Nacht leuchtenden Blattschicht."

Dem Leser dürfte dieser Humboldt'sche Brief wichtiger sein um die Person, die ihn geschrieben, als um diejenige, die ihn empfangen hat; mir aber brachte er Labsal und Ermunterung. Ein solcher Meister ahnt es kaum, welch' eine Wohlthat er einem jungen strebsamen Manne erweist, dem seine Anerkennung Schadenersatz bietet für die Zurücksetzung, welche feindselige Mächte so oft dem aufstrebenden Talente bereiten, häufig um so wirksamer, je besser sich die Neider zu vermummen wissen.

Am meisten erfreute es mich, daß von Humboldt meine Einleitung wohlwollend hervorhob. Sie war auf

eigene Weise entstanden. Das Buch war fertig und ich war erfüllt von dem Drange, jene Seiten zu schreiben, als gälte es, die Frucht zu pflücken von dem Bäumchen, das ich gepflanzt. Aber es sollte umgezogen werden von der äußerst ländlichen Wohnung an der Mannheimer Landstraße in die immerhin bescheidene, aber vergleichsweise stattliche Wohnung an der Anlage, die Hettner, der nach Jena zog, eben verlassen hatte. „Bleibe ruhig", sagte meine Frau, „bleibe in „Deinem sonnigen Arbeitszimmer; ich lasse Dir einen Stuhl „und einen kleinen Schreibtisch, während ich, ohne daß Du „es merkst, den ganzen Umzug besorge." Und so geschah's. Ich saß allein in dem stillen, nach Abend gelegenen Zimmerchen, wie ein verwunschener Prinz. In der ganzen Wohnung war kein Buch und kein Möbel mehr als eben mein Tisch und mein Stuhl. Meine Frau hatte mir die Begeisterung eingehaucht und hatte sie gehütet. Ich schrieb die Einleitung in einem Zug in dem verlassenen Tempelchen und eilte selig mit meinem Schatze in die neue Wohnung, die mir durch Hettner's bereits so heimisch war.

Nun brannte ich vor Verlangen, in reiner, allgemein verständlicher Sprache das Rollen der Elemente in der Thier- und Pflanzenwelt, welch' letztere beständig Theile der Erde und ihres Luftgürtels festlegt, zu schildern. Zu schildern sag' ich, denn ich hatte den Unterschied zwischen beschreiben und schildern vor allen Dingen in Liebig's Schriften und bei den Franzosen kennen gelernt. Was die deutschen Handbücher häufig so schwerfällig, um nicht zu sagen trocken und ungenießbar macht, ist, daß sie sich in der Regel nicht über

die Beschreibung zur Schilderung zu erheben vermögen. Liebig macht eine glänzende Ausnahme und darin, daß er zu schildern versteht, suche ich das Packende seiner Werke.

Was mich aber eine Weile von der Ausführung meines Planes abhielt, war gerade mein Verhältniß zu Liebig. Ich dachte mir nämlich gleich anfangs mein Buch in der Gestalt von physiologischen Antworten auf Liebig's chemische Briefe.

Ich hatte das Vorrecht genossen, den genialen Meister im Hause meines Schwiegervaters, Dr. Georg Strecker, der mit ihm in Darmstadt auf der Schulbank gesessen hatte, wiederzusehen. Liebig war nach Mainz gekommen, um an einer landwirthschaftlichen Versammlung Theil zu nehmen. An demselben Morgen, an dem die erste Sitzung stattfinden sollte, hatte mir Liebig in seinem Wirthshause ein Stelldichein gegeben. Ich begab mich mit aufregendem Verlangen zu ihm. Liebig war einer von den wenigen Männern — unter denen, welchen ich näher gekommen bin, wüßte ich ihm so recht nur Mulder an die Seite zu stellen — die auch, wenn sie den gewöhnlichsten Gegenstand berührten, mit ihren Aeußerungen geistiges Gold auszustreuen schienen. An jenem Morgen hatten wir eine lebhafte Erörterung über Jolly's Arbeit, die endosmotischen Equivalente betreffend. Ich beurtheilte dieselbe streng, Liebig nahm sie in Schutz. Dennoch fand er Gefallen an der Unterhaltung, die er nicht abbrechen wollte, als ich ihn an seine Sitzung gemahnte. „Wer weiß, ob ich mich dort so gut unterhalten werde?" sagte er, als er mich freundlich zum Bleiben nöthigte. Ja,

er befürwortete damals sogar meine Berufung als außerordentlicher Professor nach Gießen, aus der zu meinem Glück nichts wurde; mir war eine unregelmäßige Laufbahn in die Wiege gelegt.

Vielleicht war an meiner Nichtberufung eine Sinnesänderung auf Seiten Liebig's Schuld. Als ich ihm die erste Auflage meiner Physiologie der Nahrungsmittel zuschickte, erhielt ich beinahe umgehend ein Dankschreiben, in dem er seine Empfindlichkeit nicht verhehlte, weil ich in der Eiweißfrage zu sehr für Mulder Partei genommen. Es war mir damals noch neu, daß auch die größten Forscher, wenn sie ein neues Buch erhalten, sogleich nachschauen, welche Rolle man ihren Leistungen zugewiesen. Nun erschien eine neue Auflage von Liebig's chemischen Briefen. Da wurde ich nicht gerade freundlich mitgenommen, weil ich, mich auf die Entdeckung französischer Chemiker stützend, einem Hirnfett, das wir jetzt Dotterstoff nennen, Phosphor zugeschrieben hatte. Liebig behagte dieser, seitdem allgemein anerkannte, Phosphorgehalt nicht, und er wies mir launig-höhnisch die unverdiente Ehre jener Entdeckung zu, die er unnöthiger Weise stolz von sich abwies, da sie ihm Niemand zugeschrieben hatte. Der nicht höfliche und gänzlich unbegründete Angriff verstimmte mich nicht, denn er gab mir ungesucht die Freiheit, meinen Kreislauf des Lebens zu schreiben und ihn mit dem Doppeltitel: Physiologische Antworten auf Liebig's chemische Briefe zu schmücken.

Ich schilderte also, wie die Pflanzen Luft und Erde, auch mit Zuhülfenahme organischer Düngerstoffe, in Wald

und Flur und Ackerfrüchte verwandeln, wie aus diesen das Thier hervorgeht und wie sich in einer allmählichen Entwickelung und Rückbildung stofflicher Mischung Pflanzen und Thiere gegenseitig erhalten. Der springende Punkt meiner Darstellung war immer die allmähliche Entwickelung des Stoffes, wie sie sich durch Bindung und Entbindung geltend macht. Aus der Verfolgung jener Entwickelung ergab sich, daß der Stoff zu immer verwickelteren zusammengesetzteren verschlungenen Verbindungen aufsteigt, je höher die Verrichtung des Organes sich entfaltet, dem die betreffenden Stoffe als Träger der Verrichtung angehören. Das Hirn und was dazu gehört, nimmt durch diese Entwickelung den obersten Rang ein. Seine Bestandtheile mit ihrer eigenthümlichen Mischung zeichnen sich durch die höchste Wandelbarkeit aus, sind nie in ruhendem Gleichgewicht und um das gestörte Gleichgewicht herzustellen, bedarf das Gehirn mehr als irgend ein Werkzeug des Körpers der ungehemmten Zufuhr von schlagaderlichem Blut. Ist diese wie immer gestaut, dann stockt auch die Empfindung und das Gedankenleben wird betäubt.

Denn die Luft ist überall dabei. Nicht bloß, wenn die Pflanzen sich ihre Kohlensäure aneignen und sie unter Einwirkung des Lichtes in ihren grünen Theilen zersetzen, sondern auch im Thierleben, insofern der Sauerstoff nicht bloß der Anreger aller Arbeit ist in Muskeln, Sinnen und Hirn, sondern auch, weil er ein unentbehrlicher Gewebebildner ist, der das Eiweiß in Leimbildner verwandelt.

Auf dieser Grundlage sprach ich unverhohlen aus, was

so Viele denken, aber nur halblaut sagen oder verschleiert anzudeuten wagen, daß wir durch die Zusammensetzung, durch die chemische Mischung unseres Stoffes bedingt sind, daß der Stoff den Menschen beherrscht, daß Empfindung und Gedanken nach Maß und Regel erfolgen wie das Fallen eines Steines oder das Schwingen einer Saite, daß unser Wille ursächlich gebunden ist.

Einseitig „materialistisch" war dies nur für diejenigen, die sich einen Stoff ohne Kraft, oder eine Kraft ohne stofflichen Träger vorstellen können. Ich war mir's klar bewußt, daß man die ganze Vorstellung auch umkehren kann, und da aller Stoff ein Träger von Kraft kraftbegabt oder geistdurchdrungen ist, man ebensogut von geistiger Anschauung sprechen kann. Einheitlich ist sie. Sie hebt den Gegensatz auf zwischen Stoff und Kraft, zwischen Leib und Seele, zwischen Gott und Welt.

„Wahrheit," so schrieb Feuerbach*) im Jahre 1846, „Wahrheit ist weder der Materialismus, noch der Idealis„mus, weder die Physiologie noch die Psychologie; Wahr„heit ist nur die Anthropologie, Wahrheit nur der „Standpunkt der Sinnlichkeit, der Anschauung, denn nur „dieser Standpunkt giebt mir Totalität und Indivi„dualität. Weder die Seele denkt und empfindet — denn „die Seele ist nur die personificirte und hypostasirte, in ein „Wesen verwandelte Funktion oder Erscheinung des Denkens,

*) Ludwig Feuerbach, Philosophische Kritiken und Grundsätze, sämmtliche Werke, Bd. II 1846, S. 362.



„Empfindens und Wollens — noch das Hirn denkt und „empfindet, denn das Hirn ist eine physiologische Ab- „straktion, ein aus der Totalität herausgerissenes, vom „Schädel, vom Gesicht, vom Leibe überhaupt abgesondertes, „für sich selbst fixirtes Organ. Das Hirn ist aber nur so „lange Denkorgan, als es mit einem menschlichen Kopf und „Leibe verbunden ist."

Mit anderen Worten: der lebende Mensch denkt, oder wie Lichtenberg vortrefflich sagte: es denkt im Menschen. Es handelt sich um eine wahre, untheilbare Zweieinigkeit und es steht nicht sowohl die „materialistische" Anschauung der „spiritualistischen", als vielmehr die zweieinige der zwiespältigen, die wirkliche der eingebildeten entgegen. Insofern aber, dem Sprachgebrauche nach, die Materialisten den Geist im Stoffe und am Stoffe leben lassen, die Spiritualisten dagegen den Geist ohne Stoff, muß ich immerhin, trotz allem Bewußtsein der Zweieinigkeit — stoffgeistige Anschauung sagte ich im Vorwort zur dritten Auflage des Kreislaufs (21. Juni 1857) — mit dem Namen eines Materialisten vorlieb nehmen. „Ein Herz läßt sich nicht kränken, das guter Meinung ist", sagte Ulrich von Hutten. Wie sollte mich's kränken, daß Gelehrte und Ungelehrte einen Materialisten mit einem Diener des Mammon verwechseln, oder zu verwechseln vorgeben? Die wahren Anbeter des Mammon wollen ja gewöhnlich für Idealisten gelten.

In einem Buche, das auf die Menge und für das Leben wirken sollte, konnte ich mir's nicht versagen, aus meinen Gedanken die Anwendungen zu ziehen. Und diese

sind mir mehr verargt worden als die grundlegenden Gedanken selbst, die ja für die Verfolgungssüchtigen in der Regel nicht greifbar sind. Alles was die landläufigen Vorstellungen von Besitz, Gesellschaft, Verantwortlichkeit antastete, war verpönt. Eine der am meisten angefeindeten Stellen war die folgende:

„Ist es gemein, wenn man das Ringen und Jagen der Menschen nach dem Stoff als eine Naturnothwendigkeit ansieht, in welcher der Stoff die Kraft zu liefern hat? Ist es gemein, wenn wir dem Arbeiter, der im Schweiß seines Angesichts oft nur an das Erringen des Lebensbedarfs zu denken hat, zurufen dürfen, daß er sich mit dem Brod den Stoff der edelsten Bewegungen verdient, deren Geschöpfe auf der Erde fähig sind? Ist es gemein, wenn man sich jedes Mahl zu einem Abendmahl verklärt, an dem wir gedankenlosen Stoff in denkende Menschen verwandeln, an dem wir also wirklich das Fleisch und Blut des Geistes genießen, um den Geist fortzutragen in alle Welttheile und in alle Zeiten durch die Kinder unserer Kinder?"*)

Noch mehr Anstoß erregte die Stelle über die Leichenverbrennung.

„Das Leben fordert Arbeit" — so schrieb ich im Jahre 1852 — „die Arbeit fordert Stoff. Und es ist gewiß die allerbeste Bereicherung, die das Leben der Chemie verdankt, daß wir es täglich besser einsehen lernen, welcher Stoff zu

*) Jac. Moleschott, Der Kreislauf des Lebens. Physiologische Antworten auf Liebig's chemische Briefe, Mainz, 1852 (erste Ausgabe) S. 438, 439.

jeder Arbeit gehört. Soll der Stoff in Gräbern und Särgen liegen, Niemandem zum Vortheil und häufig der nächsten Umgebung zur Last?"

„Phosphorsaurer Kalk ist die Knochenerde, Phosphorsaure Bittererde ist Muskelerde, phosphorsaures Kali gehört zu den wichtigsten Salzen des Fleisches und der Milch, ohne einen Reichthum an phosphorsauren Salzen ist die Entstehung des Gehirns nicht möglich. Und wenn alle diese phosphorsauren Salze in wucherndem Ueberfluß in unseren Kirchhöfen aufgespeichert werden, um nur den Würmern und dem Grase zu nützen, während sie ohne Arbeit und beinahe ohne Kosten zurückgeführt werden könnten in die Kreislinie des Lebens, die immer neue Kreise zeugt von Stoff und Kraft, warum sollen wir denn der Sitte dauernder Kirchhöfe huldigen, da wir doch blutigen Opfern und Hexenprocessen entsagt haben? Wer will über seinen phosphorsauren Kalk auch nach seinem Tode Herr sein, wenn er bedenkt, daß dieser phosphorsaure Kalk Veranlassung werden kann, daß seine Urenkel darben?"

„Man brauchte nur jede Begräbnißstätte, nachdem sie ein Jahr lang benutzt wäre, mit einer neuen zu vertauschen, um nach sechs bis zehn Jahren einen der fruchtbarsten Aecker zu besitzen, der den Todten mehr Ehre macht als Denkmal und Grabhügel. Wie lange hat man es schon eingesehen, daß das Andenken bedeutender Menschen weit edler durch nützliche und wohlthätige Stiftungen gefeiert wird, als durch Erz und Bildsäulen! Begräbnißplätze, die nach zehn Jahren als fruchtbares Ackerland neue Menschen

schaffen, wären ebenso viele Stiftungen, mit denen man nicht sowohl dem Elend abhelfen, als vielmehr dem Elend vorbeugen würde, unmittelbar durch Vermehrung des Getreides, und mittelbar durch den Zuwachs an denkenden Menschen. Ganz beneidenswerth schiene mir's aber, wenn die äußeren Verhältnisse es möglich machen sollten, zu der Sitte der Alten zurückzukehren, die unstreitig viel dichterischer war. Wenn wir unsere Todten verbrennen könnten, dann würden wir die Luft bereichern mit Kohlensäure und Ammoniak, und die Asche, welche die Werkzeuge zu neuen Getreidepflanzen, zu Thieren und Menschen enthält, würde unsere Heiden in fruchtbare Fluren verwandeln. Es kann nicht fehlen, wenn wir es auch nicht erleben sollten, das Bedürfniß der Menschen, welches der oberste Rechtsgrund und die heiligste Quelle der Sitte ist, wird einmal unsere Kirchhöfe mit gleichen Augen betrachten, wie wir das Pfund, das ein ängstlicher Bauer vergräbt, statt vom sauer erworbenen Kapitale Zinsen zu ernten. Nur die Unwissenheit ist Barbarei." *)

Da dieses Buch auf meinen Lebenslauf den größten Einfluß gehabt und meinen schlechten Ruf, der mir so lieb ist wie mein guter, bestimmt hat, so dürfte es angemessen sein, hier einige Züge, die seine Wirkung bekunden, hervorzuheben.

Zunächst berühre ich, was innerhalb der Mauern, in der Brutstätte vorging, noch ehe das Buch veröffentlicht

*) Kreislauf des Lebens, 1852 (1. Ausgabe S. 442—445).

war. Mein Verleger, Viktor von Zabern in Mainz, ein gewissenhafter Geschäftsmann und wenn auch durchaus kein Frömmler, ja nicht einmal kirchenfromm, doch überzeugt gläubig, verfolgte das Buch während des Druckes und war bestürzt. Eines Tages empfing er mich mit der Frage: „Aber, Herr Moleschott, wer soll denn das Buch lesen?“ Ich beruhigte ihn mit der ganz zuversichtlichen Zusage, daß es Leser finden würde; ob in dem Verhältniß, wie sie die Lehre der Nahrungsmittel gefunden hatte, das könne ich nicht wissen, dort habe es sich um das tägliche Brod gehandelt, hier um folgerichtiges freies Denken, das den Muth voraussetzte, bis an die äußerste Grenze des Denkens zu gehen. Ob meine Worte den trefflichen Mann beruhigt haben, weiß ich nicht, aber der Absatz hat ihn später vollkommen beruhigt.

Was mir indeß von Seiten des Verlegers an Genugthuung abging, das bot mir der Drucker. Dieser war Theodor von Zabern, durch Heirath ein Vetter meiner Frau — seine Frau war eine Tochter Jaup's — ein einsichtsvoller, muthiger Mann, der Herausgeber der freisinnigen Mainzer Zeitung, für welche Ludwig Bamberger Aufsätze schrieb, die Leuchtkugeln zu vergleichen waren. Theodor von Zabern nun fand ich eines Tages über den Aushängebogen, als er eine politische Haft absaß. Ich durfte nicht zu ihm in das Haftzimmer, aber vom Fenster aus unterhielt er sich mit mir, der ich im Hofe stand, und äußerte mir seinen lebhaften Beifall, er schien ganz erfüllt von der Unterhaltung, die das Lesen meines Buches ihm

in der Gefängnißeinsamkeit verschaffte. Mir war das Urtheil des unbefangenen Mannes außerordentlich viel werth, weil er ebenso viel Verständniß als wenig Begeisterung besaß und zu den sogenannten Trockenen gehörte.

Und als das Buch erschienen war, da schlug die Jugend ein. Ein rührendes Zeugniß davon gaben mir Studenten aus Erlangen. Ein Herr schrieb mir in ihrem Namen wegen des Buchs einen begeisterten Brief, in dem er mir erzählte, es hätten sich mehrere unter ihnen vereinigt, um das Buch zu kaufen, damit sie es ruhig zusammen studiren könnten.

Dann fehlte es nicht an Nachahmungen, wenn sie auch nicht so zahlreich waren, wie die, welche die Lehre der Nahrungsmittel hervorrief, nach deren Erscheinen Schriften über die Ernährung, wie Pilze aus der Erde schossen. Auch ward der Kreislauf nicht so vielfach übersetzt, wie das Buch über die Nahrungsmittel. Von diesem hatte ich selbst eine holländische Ausgabe veranstaltet, und nach und nach ward es in's Französische (von Flocon unter Mitwirkung meiner Frau), in's Englische von Doktor Bronner, in's Italienische von Professor Bellucci, in's Russische und Spanische übersetzt. Der Kreislauf ist meines Wissens nur in's Französische, Italienische und Russische übersetzt worden. Die französische Uebersetzung besorgte Dr. Cazelles, und ich muß es als ein besonderes Glück rühmen, einen solchen Uebersetzer gefunden zu haben. Er ließ mir nicht nur meine geflügelten Worte, sondern beseelte ihre Schwingen. Cesare Lombroso war der Urheber der italienischen Uebersetzung,

15*

die mich weniger befriedigte als die französische, weil der kühne Denker und rastlose Forscher es für angewiesen hielt, mich zu mildern, was zuweilen meine bitterste Empfindlichkeit hervorrief. Ich habe oft den Wunsch gehabt, den Kreislauf auch holländisch zu schreiben, aber der Wunsch ist in meinem beschäftigten Leben niemals zu einem unabweisbaren Bedürfniß erstarkt. Einerseits fühlte ich, daß ich, so vertraut und lieb mir auch meine Muttersprache geblieben ist, das Buch holländisch nicht so hätte schreiben können, wie ich es deutsch entworfen hatte, dann haben meine Landsleute, die sich für den Inhalt des Buchs oder dessen Verfasser interessirten, es deutsch gelesen.

Das Buch erwarb mir Freunde. Emil Roßmäßler widmete mir seine Flora im Winterkleide, und seine Worte bereiteten mir eine Belohnung, in Vergleich mit welcher alle Ritterorden, alle Aufnahmen in gelehrte Genossenschaften eitel Tand und Gaukel sind.

Denn Emil Roßmäßler war Genosse und Vorbild. Frei als Bürger, frei als Denker, war er von den Freisinnigen Einer, die die Freiheit nicht bloß für sich, sondern für Alle wollen, nicht bloß als Schutzwehr gegen Bedrängniß und Unterdrückung, sondern als Heiligthum des Strebens nach Wahrheit und Recht. Sein Studium umfaßte die ganze Natur, den Menschen, Thiere, Pflanzen und die Erdkruste. Und indem er Anderen, mit einfacher Klarheit ausgerüstet, ein Führer ward, veredelte er sie und zog sie hinauf zu der Stufe der Duldsamkeit, die in jedem Menschen unser Ebenbild, Herzensgüte und Fassungskraft erkennt, und

einen Jeden der Ueberzeugung, des Charakters würdig hält. An Klarheit und Edelsinn hat ihn kein Naturforscher, der für das Volk zu wirken bemüßigt war, übertroffen.

Mehr noch als der Inhalt und die Form eines Buches, verhilft ihm die Anerkennung von Männern wie Emil Roßmäßler und Otto Ule zu einem weiten Leserkreise, weil solche Männer durch Lehre und Schriften einen solchen Leserkreis selbst schaffen. Durch seine Zeitschrift „die Natur“, welche die Naturnothwendigkeit in Bildungsfreiheit übersetzte, hat Otto Ule mit wenigen Genossen das Bedürfniß, sich mit Naturweisheit zu sättigen, in der deutschen Welt so fruchtbar zu verbreiten gewußt, daß es ihm nächst Humboldt und Roßmäßler zu einem guten Theile zu danken ist, wenn die Rednerbühne in den fünfziger Jahren mehr den Naturforschern, als den Staatsmännern gehörte. In wirksamster Weise hatte Karl Vogt, den die Erdkunde, die Thierkunde, die Entwickelungsgeschichte um die Wette als den ihrigen preisen, vor — und mitgearbeitet.

Ich bin nach und nach zur fünften Auflage gekommen. Ueber diese schrieb mir Ernest Renan am 29. April 1887.

„Monsieur et ami, Que je suis heureux et fier de tenir de vous ces deux beaux volumes, pleins d'une si haute philosophie! Je les lis avec bonheur. Nul mieux que vous n'a vu la réalité de la vie et n'a compris la poésie de cette réalité. Je vous remercie bien vivement. Je mets votre livre dans la partie choisie de ma bibliothèque.

Croyez à mes sentiments les plus élevés d'amitié et de dévouement.

E. Renan."

Es verlohnt sich zu bemerken, daß ich diesen Brief am ersten Mai erhielt. Denn was sollte meinem Streben die Krone aufsetzen, wenn nicht das Zeugniß eines Mannes wie Renan, indem er mit bündigen Worten gerade das hervorhebt, was das Ziel meines Strebens war: dichterische Wirklichkeit.

Denn es wird nachgerade widerlich, wenn nicht lächerlich, daß die Gegner der stoffgeistigen Anschauung immer den hohen Gaul „ihrer Idealität" besteigen und von oben herab auf die Weltweisen niedersehen, die, weil sie für das Seelenleben eine andere Grundlage haben, nach ihrer Meinung Diener des Mammon, dem Schönen abhold, Verächter des Ideals sein sollen. Als wenn nicht Männer wie Diderot und Georg Forster im Dienste der Kunst gestanden hätten; als wenn nicht die hienieden gesättigte Ueberzeugung, die nichts vom Jenseits verlangt, in verklärter Ruhe die Wahrheit ehren, die Tugend erstreben, das Schöne lieben könnte.

Ein liebliches Zeugniß dafür, daß mein „Kreislauf" gelesen wurde, verschaffte mir in unbewußter Kinderart mein ältestes Söhnlein Karl, der eines Morgens vergnügt mit seinem Kreisel spielend treuherzig ausrief: „auch ich hab' einen Kreislauf!"

Und in der That Frohsinn und Lebenslust kreisten in den bescheidenen Verhältnissen unseres Familienlebens. Am 19. Juli 1851 ward uns Karl, am 30. Mai 1853 Marie, am 5. Februar 1856 Hermann geboren. Bei unausgesetzter Arbeit — und ich darf sagen, daß alle Arbeit, die ich zu verrichten hatte, mir ansprechend war, weil ich nichts zu thun hatte, was nicht zu meiner Entwickelung beitrug, — bei unausgesetzter Arbeit hatten wir unser bescheidenes Auskommen, so daß kleine Ersparnisse dem Laboratorium zu gut kamen. Mann und Frau, wir strebten vereint, wir hofften zusammen, wir schauten muthig in die Zukunft. Und für diesen Muth hatte meine Frau auf sehr unverdächtige Weise eine Zuversicht geschöpft. Sie reiste einmal mit Henle und dem berühmten Thierkundigen Karl Theodor von Siebold von Heidelberg nach Mainz. Sie war noch ein junges Mädchen, zwischen ihr und mir bestand noch keine Ahnung unseres späteren Verhältnisses. Siebold, einer der liebenswürdigsten und sinnigsten Gelehrten, die es je gegeben, hatte den Abend zuvor mit Alexander von Frantzius bei mir den Thee genommen. So kam er mit Henle auf mich zu sprechen, und in dem Gespräch, dem Sophie mit jungfräulicher Neugierde lauschte, verhießen die beiden Meister mir eine schöne Zukunft.

Dennoch ließ eine Berufung an eine andere Hochschule Jahr ein, Jahr aus auf sich warten. An eine Beförderung in Heidelberg war, wie die Dinge lagen, nicht zu denken, und wir dachten nicht daran. Hoffnungen auf Zürich, auf Basel zerschlugen sich. Mit Basel hatten wir andächtig

gespielt, ich besonders. Um meine Hoffnung zugleich zu nähren und durch Zerstreuung zu besänftigen, las ich eifrig ein holländisches Buch: „Reize van Kleef naar Bazel.“ „Reize“ heißt auf holländisch Reise. So oft mich Hettner über dem Buch ertappte, neckte er mich: „ich studirte die Reize von Basel“. Und im Grunde hatte er Recht.

Aber die Sache zerschlug sich, und es war wiederum mein Glück. Damals waren in Basel die Zergliederungskunde und die Lebenskunde noch in einer Hand vereint. Mein Freund Karl Bruch, der hinberufen wurde, war unstreitig für die Zergliederungskunde weit besser vorbereitet als ich, und es war eine Zeit, in welcher bei denen, die zu berufen hatten, die Zergliederungskunde in größerem Ansehen stand, als die Lehre von den Verrichtungen. Ich hätte dieser eine ungemessene Zeit entziehen müssen, um jener gerecht zu werden. Trotzdem habe ich immer mit frommem Neid zu den Physiologen aufgesehen, die wie Donders, Brücke, Fick, Eckhard, eine Zeit lang Anatomen gewesen sind; nicht zu den Anatomen die nebenher ein wenig Physiologie trieben. Und diese bildeten lange Zeit die Mehrzahl, bis Johannes Müller mit seiner maßlosen Fassungskraft einen solchen Reichthum auf den Händen trug, daß man allmählich nicht mehr daran zweifelte, daß die Anatomie und die Physiologie nicht bloß zwei verschiedene Kräfte, sondern verschiedene Talente erforderten, und Männer auftauchten wie Helmholtz, Karl Ludwig, Du Bois-Reymond und Andere, die es für alle Zeit bethätigten, daß der Lehre vom Leben ein eigener Lehrstuhl

gehört. Seit jener Zeit war dem ergiebigen Studium der Physiologie die Bahn gebrochen, und ich bin wie gesagt meinem Schicksal dankbar, das mich vor einer Zersplitterung bewahrte, die mich hätte zu Arbeiten zwingen müssen, für die ich mir keine besondere Begabung zutraute.

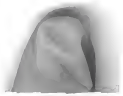
Es tauchte auch einmal eine halbe Hoffnung nach Gröningen auf, wo es sich um den Lehrstuhl der Physiologie allein handelte. Aber meiner Frau graute vor Gröningen als einer ultima Thule und Niemand konnte sich aufrichtiger freuen als ich, daß mein Freund Van Deen, den ich wie einen älteren Bruder liebte und ehrte, den Vorrang erhielt.

So harrten wir denn ruhig in Heidelberg aus. Unsere Ruhe war Arbeit, unsere Erholung geistiger Genuß. Hatte sich meine gute Frau an Karl Vogt's Thiermalereien, in welchen mitunter des Staatslebens so üppig gedacht wurde, müde gelesen, so kamen Goethe und Forster, Beethoven und Haydn an die Reihe. Wir spielten sehr viel vierhändig, meine Frau malte fleißig, sie war glücklich im Treffen und wußte ihre Zeit so gut einzutheilen, daß sie mitunter schon Morgens ein Paar Stunden für ihre Lieblingsthätigkeit abmüßigen konnte. Dabei ward sie einmal von meinem Freunde, dem Botaniker Georg Mettenius überrascht. Dieser liebte es, an seinen Morgengang in den botanischen Garten einen Besuch bei uns zu knüpfen. Als gute deutsche Hausfrau entschuldigte sich Sophie, weil er sie schon so früh bei künstlerischer Erholung, statt mit häuslicher Arbeit beschäftigt fand. Aber Mettenius in seiner

gemüthlich trockenen Art erwiderte, eine Frau, die so gute Kuchen backen könnte, dürfte sich auch zu jeder Stunde, die sie lockte, der Malerei widmen.

Meine Frau übersetzte schon damals mit großer Liebe einige von Thomas Moore's Irischen Liedern. Ja, sogar zum Shakespeare verstieg sie sich in kleinen Proben, was ihr um so natürlicher gelang, je natürlicher der Anlaß war, der ihr dazu geboten wurde. In der Familie Jung in Mainz, die mit dem Strecker'schen Hause mehr als Verwandte befreundet waren, sollten zur Feier der silbernen Hochzeit statt lebender Bilder kurze Auftritte aus berühmten Schauspielen gegeben werden, darunter die hübsche Stelle aus Shakespeare's Sturm, in welcher Prospero Miranda und Fernando zusammengiebt. Wir wollten uns der Tieck-Schlegel'schen Uebersetzung bedienen, aber der Zufall bot, daß der betreffende Band aus Strecker's Büchersammlung fehlte. Also machte sich Sophie flugs an's Uebersetzen, und nach ihrer Uebersetzung wurde gespielt. Später reizte es uns, ihre Uebersetzung mit der der beiden Meister zu vergleichen, und da fanden wir zu unserer Ueberraschung, daß diese die Schwierigkeit, die uns am meisten zu schaffen gemacht, nicht überwunden, sondern einfach umgangen hatten. Sophie machte aber auch eigene Gedichte, die außer mir Niemand wärmer bewunderte als mein Vater.

Es war unser Glück, daß wir unsere besten geselligen Freuden in der eigenen Behausung fanden. Denn unser



geselliger Verkehr war seit Hettner's Uebersiedelung nach Jena beträchtlich zusammengeschmolzen; wir hatten uns so in einander eingelebt, waren einander so unentbehrlich geworden, daß wir unseren Umgang zu sehr auf einander beschränkten, als wenn solch idyllisches Zusammenleben ewig dauern könnte. Immerhin blieben uns Schlosser und Kapp, Hagen und Küchler, und zu ihnen gesellten sich auch neue Freunde, unter denen ich Friedrich Oesterlen mit Vorliebe erwähne, der sich durch seine Bemühungen um die damals noch kaum geahnte Gesundheitslehre noch verdienter gemacht hat als durch seine Arzneimittellehre, die eine Auflage nach der anderen erlebte; Oesterlen setzte meinem heiteren Brausen eine etwas bittere Ruhe entgegen. Um mein ungeduldiges Verlangen nach einem Ruf zu beschwichtigen, prophezeite er mir öfters, die Zeit werde kommen, in welcher ich auf jenen bescheidenen Zeitraum des Ringens und Hoffens wie auf den glücklichsten meines Lebens zurücksehe. Er hat darin nicht Recht behalten. Denn, indem ich die Unglücksfälle meines Lebens als Maßstab meines Glückes betrachte, muß ich bekennen, daß ich nur immer glücklicher geworden bin, indem ich bei fortschreitender Entwickelung den unveräußerlichsten Schatz des Lebens, dankbare Zufriedenheit, hegte und pflegte.

Die Politik war in jenen Jahren in Heidelberg ein arger Störenfried. Ich habe es schon anderwärts*) erzählt, wie ich den Umgang mit einer Zahl vortrefflicher Männer,

*) Jac. Moleschott, Hermann Hettner's Morgenroth, Gießen 1883.



meist der sogenannten Gothanischen Zwitterpartei angehörig, abgebrochen hatte, weil mir ihre Halbheit ebenso wenig wie ihr ewig lehrhafter Weisheitsdünkel, zusagte. Ueberhaupt war mir's dazumalen — und auch ferner im Leben — nicht wohl in den Universitätskreisen, in denen das Vorurtheil sich gar zu breit machte, daß die Welt sich um die Hochschulen drehe, statt diese als ein vortreffliches aber bescheidenes Element in der Entwickelung des Weltgangs zu betrachten. Unseren Umgang pflogen wir denn auch mit Vorliebe mit Persönlichkeiten, die neben, außer oder wohl auch im Widerspruch mit der Hochschulkaste, deren Ueberhebung bald aberwitzig, bald unerträglich fanden.

Unter diesen war Johann Lorenz Küchler, gewöhnlich Hans Küchler genannt, der Trefflichsten einer. Wenn ich seine reiche vielseitige und thatkräftige Natur mit einem Schlagwort bezeichnen dürfte, würde ich ihn den Genius der Biederkeit und des rüstigen Bürgersinnes nennen. Er war dem Deutsch-Katholizismus zugethan und hat sich unabläßig für denselben bemüht. Unentwegt kämpfte er für die Befreiung der Schule von jedem kirchlichen Glaubenszwang, indem er sich darauf berief, daß es kein katholisches und kein evangelisches Einmaleins oder Alphabet gäbe und keine Schönschrift, die sich als protestantische von der katholischen unterschiede*). Ursprünglich zum Schreiner, dann zum Geistlichen bestimmt, hatte er rechtzeitig das Rechts-

*) Jakob Venedey, Hans Lorenz Küchler, Ein Lebensbild aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts; in dem Album von Combe = Varin, Zürich 1861, S. 147.

studium erwählt, und wenn jemals innerer und äußerer Beruf zusammen gestimmt haben, so mußte es hier der Fall sein. Der Rath Küchler, wie er im Tagesverkehr hieß, war ein geborener Rechtsanwalt.

Hans Küchler hat nach Unterdrückung des Badischen Aufstandes im Jahre 1849 mehrere der wichtigsten Parteigänger, unter Anderen Adolf von Trütschler, Valentin Streuber, Theodor Mögling so mannhaft als rechtskundig, so edel als beredt vor den Standgerichten vertheidigt. Das Urtheil über jene Männer stand leider nicht im Rechtsbewußtsein der Richter, sondern in ihrem politischen Gewissen geschrieben. Die Hinrichtung von Trütschler's und die von Streuber, die beide standrechtlich erschossen wurden und der Begnadigung so würdig gewesen wären, kostete Küchler sein Herzblut, wie er vorher zu ihrer Vertheidigung das Aeußerste seiner sittlichen und geistigen Kraft, Muth und Charakter aufgeboten hatte. Er hatte Uebermenschliches geleistet und hatte die menschliche Einbuße an Gesundheitsvorrath nicht umgehen können.

Es gehört zu meinen werthvollsten Erinnerungen, daß ich im Jahre 1847 einige Monate Küchler's Genosse gewesen an dem einfachen Tische der Frau Dr. Ottendorf in der Sandgasse, an dem ich eine Zeit lang auch mit meinem Freunde Adolf Kußmaul gespeist habe.

Schlichter als Küchler läßt sich nicht leicht eine Persönlichkeit denken. Er stellte sich nie in den Vordergrund, stand aber durch seine Tüchtigkeit, sein immer reges Interesse, auch für naturwissenschaftliche Dinge, seine Schlagfertigkeit

und seinen dichterischen Sinn immer darin. Er besaß das bei ihm in tiefem Biedersinn wurzelnde gesellige Talent, das gern den Anderen Gelegenheit gibt, sich geltend zu machen, und er hat mich öfters im Stillen, aber immer vergeblich darüber beredet, daß ich mit meinen Anschauungen in unseren kleinen geselligen Vereinigungen so hinter dem Berge hielt. Er gestand mir willig zu, daß man ja nicht in traute Gesellschaft geht, um Ueberredungsversuche zu machen, um Anhänger zu werben, oder Gegner zu bekämpfen. Küchler's leiser Vorwurf ist mir später oft wie ein Ehrenzeugniß in den Sinn gekommen, als David Strauß, bei Gelegenheit meiner Züricher Berufung um ein Urtheil über mich befragt, mir vorwarf, daß ich, der ich gar keine gesellschaftliche Rolle spielte, weder spielen wollte, noch spielen konnte, „die Gesellschaft zerrüttete, indem ich den Materialismus von den Dächern predigte."

David Strauß, zu dem ich als Student so begeistert nach Sontheim wallfahrtete und für dessen geistiges Schaffen ich immer gleich warme Verehrung behalten, siedelte um jene Zeit nach Heidelberg über. An einem Nachmittage — die Frau des Geschichtsschreibers Schlosser nahm bei uns den Kaffee — überraschte mich Strauß, von dessen Anwesenheit in Heidelberg ich noch nichts wußte, mit seinem Besuch, und es war eine hohe Ueberraschung. Etwas verlegen mußte ich ihm gestehen, daß ich ihn in den letzten Jahren sehr wider Wunsch und Willen etwas aus den Augen verloren hätte. Er aber — so erwiderte er freundlich — hatte mich desto mehr im Auge gehabt. Und ich

versprach mir von dieser Einleitung anregenden und ergiebigen Verkehr mit einem Manne, von dem ich so viel fruchtbare Anregung und Erbauung beim Lesen seiner Schriften bereits genossen hatte, und bei dem ich in späteren Jahren, in sein Buch: „Der alte und der neue Glaube," wie in einen Spiegel blickend, so viel Genugthuung, wenn auch ganz unpersönliche Genugthuung, und Ermunterung finden sollte. Aber Strauß fiel damals alt-Hegel'schen Bannerträgern in die Arme, und unser Verkehr blieb zu meinem tiefsten Bedauern dürftig und kalt, ja, offenbar ließ sich Strauß von Elementen, die mir nicht wohlwollend gesinnt waren, gegen mich verstimmen, gegen mich einnehmen. Nur so läßt sich's erklären, daß er mich in seinem Buche: „Der alte und der neue Glaube" nicht einmal nennt, so liebenswürdig er sich auch persönlich zu meinem Einfluß bekannt hatte, und so spiegelhell dieser Einfluß gegenständlich aus jenem Buche spricht, in dem die Halben angerufen werden, die Strauß sonst so gern und so wirksam bekämpft. Um so mehr kann es mich befriedigen, daß ein Denker wie Strauß, von alt-Hegel'schen Quellen aus das Reich des Wissens befahrend, zuletzt bei stoffgeistigen Anschauungen angelangt ist.

War nun auch die Gelegenheit zu gesellschaftlicher oder künstlerischer Erholung in Heidelberg damals nicht üppig fließend, so brachten uns desto mehr Freude häufige Besuche in Mainz bei meinen Schwiegereltern und sehr angenehme kürzere und längere Besuche, die wir von dort erhielten.

Einer der liebsten war der der jüngsten Schwester

meiner Frau, die später als Lina Strecker, die Frau des berühmten Chemiker Adolf Strecker, in ihren Kreisen durch ihre Liebenswürdigkeit fesselte. Sie war im Jahre 1850, das sie bei uns verlebte, ein 15jähriges Kind, ganz Anmuth, mit treuherziger Zuversicht offen und hingebend, ein Keim von Liebreiz. Meine Schwiegereltern wünschten, daß sie auf längere Zeit bei uns verweilen möchte, um ihre Ausbildung zu fördern. Ihre Bildung war auf gutem Wege, denn sie gehörte zu den Menschen, die mehr aus dem Leben als aus der Schule lernen. Mehr geschäftig als beschaulich, hat sie sehr oft als kleine Martha gewirkt, und als sie in Mainz die Schule von Karl Bölsche besuchte, war es für sie nicht bloß eine Wohlthat der Zerstreuung, sondern auch der Erziehung, daß Frau Bölsche sie oft stundenlang der Schule entzog, um ihr Kindlein zu hüten und zu tragen. Sie kam also zu uns, anfangs nicht gleich mit dem besten Willen. So lieb sie ihre Schwester hatte, von der sie in früheren Jahren schon oft bemüttert ward, und so anhänglich sie auch mir war, es war doch immer eine Trennung vom elterlichen Hause. Es wollte ihr nicht sogleich in den Sinn, daß ich, mit dem sie als brüderlichen Schwager gespielt und der ich sie mit allerlei Schmeicheleien verwöhnt hatte, ihr Lehrer sein sollte. Als die erste Stunde stattfinden mußte, wollte sie durchaus nicht daran; ich forderte sie auf mir etwas zu lesen: Todtenstille; bitten, zureden, drängen, alles half nichts. Ich, der ich meinen Fehler der Heftigkeit schon früher eingestanden habe, gerieth zuletzt in Zorn: da gab sie nach, und der Widerstand war auf

immer gebrochen. Sie war eine Schülerin, deren Liebenswürdigkeit es Einem von selbst auferlegte, ihre Behandlung ihren persönlichen Eigenthümlichkeiten anzupassen, was ja das Ideal jeder Erziehung sein sollte. Ich erkannte es als meine Aufgabe und ward von meiner Frau, die nur fünf Jahre älter war als ihr Schwesterchen, vortrefflich darin unterstützt, so viel als immer möglich, mehr mittelbar als unmittelbar zu belehren. Wir drei lasen zusammen gute Bücher, wobei es der Schülerin besonders wohl that, daß wir Aelteren nicht etwa bloß zu ihrem Frommen an der Beschäftigung uns betheiligten, sondern mit unserem ganzen Interesse selbst mit dabei waren. Sie lernte Gedichte auswendig, machte hübsche Aufsätzchen, zu denen sie den Stoff in ihrem Gesichtskreise auffinden konnte, und die selten genug von ihr verlangt wurden, damit sie sich vorbereiten und ihre Stimmung ausbrüten konnte. Sie war erbaut von dem Fleiße, der in unserem Stillleben waltete, das ihr freilich oft zu stille vorkommen mußte. Wir machten täglich schöne Spaziergänge, an denen Heidelberg so unerschöpflich ist, wie etwa Rom an Kunstschätzen. Da ging es vom Schloß zum Wolfsbrunnen, vom Riesenstein zur Molkenkur, von Neuenheim nach Handschuhsheim, zu den wundervoll blühenden Kirschbäumen, und zurück, um an der Neuenheimer Ecke umbiegend, sich immer neu von dem herrlichen Anblick Heidelberg's überraschen zu lassen. Der Heiligenberg, das Stift Schlosser, die Engelswiese, kamen oft an die Reihe, und unsere Streifzüge dehnten sich gelegentlich bis tief in den Odenwald aus. Bei diesem freudigen Wallen

galt Lina uns als willkommene, als ebenbürtige Gefährtin, und was ihr Denken noch nicht ergründen mochte, dem näherte sie sich durch zarte Anfühlung und sinnige Anschauung.

Wir strebten darnach, ihre Begeisterung zu schüren. Unter so vielen Anderen hatte sie auch meinen ehrwürdigen Freund Schlosser für sich eingenommen, und sie hing an ihm mit all' der Innigkeit, welche die Ehrfurcht aufkommen läßt. Ich stand so zu Schlosser, daß ich ihn bitten konnte, uns bei jener reizenden Aufgabe zu helfen. Lina sollte ein schönes, großblättriges Album geschenkt bekommen, und ich bat Schlosser, ihr das erste Blatt darin zu beschreiben. Der Alte that's; er schrieb ihr wundervolle Zeilen mit Anklängen an Homer und Schiller, die erwärmend und erhebend waren. Dabei begegnete es dem alten Herrn, was ihm nicht gerade selten geschah, er machte auf das schöne Blatt einen großen Tintenklecks; er kratzte und kratzte daran, aber das Blatt wollte nicht weiß werden. Zuletzt half er sich mit einem Stückchen Papier, mit dem er die schadhafte Stelle verklebte.

Auch bei Hettner's ging Lina viel aus und ein, denn sie war Beiden ein Liebling. Wir freuten uns für sie über die Abwechslung, die ihr ja ein natürliches Bedürfniß war, und Theil an ihrer Entwickelung hatte, weil sie die glückliche Eigenschaft besaß, sich vertrauensvoll auszusprechen, wofür sie mit vollgültigen Antworten beehrt und belehrt ward.

Dabei griff sie immer praktisch und thätig in unser Alltagsleben ein, und verschmähte es nicht, mit uns auf die Jagd nach wirbellosen Thieren zu gehen, unter welche als Ausnahme Frösche und Wassermolche aufgenommen wurden.

Lina's Anwesenheit war aber in unserem Hause erheiternd, weil in ihr ein fröhlicher Schalk steckte. Als von ihren Eltern geplant wurde, daß sie einen längeren Aufenthalt bei uns nehmen sollte, machte sie zwei Bedingungen, die ihr auch treulich gehalten worden sind: sie wollte einen eigenen Schrank haben, ganz für sich allein, und sie wollte morgens zum ersten Frühstück Chokolade trinken. Diese bereitete sie gewöhnlich selbst, und ich erinnere mich, als wäre es gestern, wie oft ihr dabei die Milch in's Feuer gelaufen ist.

An einem Nachmittag, während Sophie und ich Besuche machten, blieb sie allein zu Hause. Da wollte mich ein würdiger Berufsgenosse, der Arzt Schneider aus Rheinbayern, besuchen. Sie empfängt ihn und nimmt ihn, wie Jedermann, für sich ein. Er wähnt seltsamer Weise, das junge Mägdelein sei meine Frau, und sie läßt ihn in dem Wahne. Aber sie mußte in derselben Stunde hart für ihren Muthwillen büßen. Denn Dr. Schneider, den ich leider nie gesehen habe, plauderte lange mit ihr fort, und nun befiel sie auf einmal die Angst, ich könnte mit meiner Sophie, während er noch da wäre, nach Hause kommen und sie beschämt werden. Aber sie ward erlöst; der Besuch ging rechtzeitig ab.

Drei Jahre später bekundete sie diese schalkhafte Laune auf geistreiche Weise. Uns war Mariechen geboren, und Lina, kaum achtzehnjährig, hütete ihre Schwester und beaufsichtigte die Haushaltung. Da geht sie eines Morgens Einkäufe zu machen, mit Karl, der noch nicht ganz zweijährig war. In einem Laden fragt sie der Diener — Ladenschwengel möchte man sagen — ob das ihr Knäblein sei. „Ja," versetzt sie lustig, „das ist mein Jüngster."

Ich habe oben angedeutet, daß unserer Kunstgenüsse in Heidelberg nicht viele waren. Zwei Abende Dawison (Hamlet und Mephisto), ein Abend in Mannheim die Rachel (Phèdre), das sind die Schauspielabende, an die ich mich mit dankbarer Bewunderung zu erinnern habe, die einzigen hervorragenden in einem Zeitraum von neun Jahren.

Rachel's Auftreten fiel in die Zeit, als Hettner's noch in Heidelberg wohnten. Wir beschlossen, die beiden Ehepaare zusammen, nach Mannheim hinüberzufahren und gemeinsam zu genießen. Aber vorbereitet wollten wir sein, und die Stellung, die wir damals alle vier zu Racine einnahmen, war das Gegentheil einer Vorbereitung. Wir nahmen gegen Racine eine kalte, wenn nicht ablehnende Stellung ein, die als ein Nachweh von Lessing's Einfluß betrachtet werden muß. Um also mit würdiger Stimmung nach Mannheim zu fahren, lasen wir vier mit vertheilten Rollen, an einem Abend hintereinander die Phèdre andächtig durch, und wir wurden von der unaufhaltsam packenden Entwickelung hingerissen und bekehrt. Das Spiel der Rachel war klassisch ergreifend, ohne plötzliche Auf-

wallungen edel durchgeführt, durchaus maßvoll und befriedigend. Wir genossen die Nachfeier jener Kunstleistung beim Abendessen im Hause meines Freundes, des Advokaten Eller und seiner liebenswürdigen, feinsinnigen Frau. Eller war ein geschichtlich durchbildeter, kunstliebender, freisinniger Mann, seine Frau, mit Zugabe aller weiblichen Vorzüge, in allem seine würdige Widerhälfte. Zwischen ihnen, Hettner's und uns, nach einem weihevollen Kunstgenuß, bei gastfreiem Mahle — die Unterhaltung konnte nicht besser gewünscht werden. Und der Abend hatte einen lebendigen Nachklang, der Hettner besonders erfreute.

Dawison entzückte uns dermaßen, daß meine Frau betheuerte, sie würde ihren letzten Sparpfennig opfern, um ihn öfters zu sehen. Weder vorher, noch nachher habe ich einen Schauspieler gesehen, der so mit seiner ganzen Person spielte. Bei Dawison betheiligten sich auch die Wadenmuskeln am Gebärdenspiel. Sein Mephisto war der große Herr, dem alle Mittel gerecht und alle Mittel zu Gebot sind, namentlich auch die Menschenverachtung, um seine heillosen Ziele in's Werk zu setzen. Dawison bekundete in seiner Rolle eine überraschende Fertigkeit im Erscheinen. Als er in Faust's Studirzimmer auftritt, mit den Worten: „wozu der Lärm, was steht dem Herrn zu Diensten?" ist er da, ehe man's ahnt, obgleich man doch sein Erscheinen jeden Augenblick erwartet.

„Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
„Man weiß nicht von wannen er kommt und braust."*)

*) Schiller, der Graf von Habsburg.

Im Hamlet entfernte sich Dawison ganz von der den Deutschen so geläufigen und auch interessanten Auffassung. Dawison's Hamlet ist nicht schwachherzig, zaghaft, willenlos, er ist im Gegentheil leidenschaftlich, jähzornig, entschlossen, aber sein Gewissen ist noch mächtiger als seine Leidenschaft, und der Kampf zwischen beiden, wie ihn Dawison darstellte, war im höchsten Grade spannend, ergreifend und bühnengerecht. Ueber alle Maßen befriedigend war sein Spiel mit dem Wahnsinn. In neuester Zeit ist es namhaften Schauspielern begegnet, Hamlet darzustellen, als wäre er wirklich wahnsinnig. Bei Dawison merkt man immer, daß es Verstellung ist, aber man schwebt immer in der Angst, der gespielte Wahnsinn dürfte ernster Wahnsinn werden, wie denn jener zwischen diesem und gesunder Vernunft auf der Schneide steht. In den beiden hier genannten Rollen offenbarte sich Dawison nicht bloß als großer Künstler, sondern auch als tiefsinniger Denker. Er spielte in Heidelberg nicht für ein Parterre von Königen, sondern für ein Parterre von Professoren und Studenten, vor einer Zuhörerschaft, in welcher Bildung und Begeisterungsfähigkeit sich um die Wette regten, und der Erfolg war beispiellos. Seine Aussprache erinnerte an die polnische Abkunft, aber durchaus nicht unangenehm, sie war überaus deutlich und begrifflich richtig, ja sie verlieh ihm einen eigenen Reiz, indem sie ihn von jeder Mundart und von der in Deutschland so oft unnatürlich angenommenen, gemachten Bühnensprache fern hielt.

Einmal sollte jedoch die Kunst mit einem Füllhorn in unserer Wohnung einkehren.

Als ich im Herbste 1843 zum ersten Male Zürich besuchte, hatte ich das Glück daselbst, Bellini's Norma zu hören, und zwar von Wilhelmine Schröder-Devrient. Ihre gewaltige Stimme, aus junonischer Brust entquellend, packte Einen gleich beim ersten Ansatz. Aber sie wußte diese mächtige Stimme so wohllautend bis zu der zartesten Gesangweise abzustufen, daß ihrer reich besetzten Bühnentonleiter aller nur mögliche Ausdruck durch Gesangsmittel zu Gebote stand. Sie wäre eine der größten Schauspielerinnen gewesen, wenn sie nicht eine der ersten Sängerinnen gewesen wäre. In Wirklichkeit war sie Beides vereint und ihre Darstellung jenes des ergreifendsten Trauerspiels würdigen, heldhaften und so tief menschlichen Trauergesangspiels drang Einem in Mark und Bein. Wie gern wäre ich zu ihr gestürzt, um ihr meinen begeisterten Dank auszusprechen! Ich that es nicht aus nothgedrungener Bescheidenheit; ich war ein unbekannter Jüngling und meine Schwärmerei konnte ihr nicht mehr gelten als die von jedem Anderen.

Nun sitze ich nach zehn Jahren in meinem Studirzimmer, und das Dienstmädchen bringt mir die Karte von Wilhelmine Schröder-Devrient. Ich traute anfangs meinen Augen nicht, faßte mich aber bald. Wußte ich doch nicht, was dieser Besuch bedeutete, es war ja möglich, daß sie meinen ärztlichen Rath begehrte. Aber sie stürzt in's Zimmer, ergreift meine beiden Hände: „Sie, Sie muß ich kennen lernen; ich habe Ihren Kreislauf des Lebens gelesen, und es läßt

mich nicht, bis ich mich mit Ihnen besprochen habe.“ Und nun mein Geständniß, wie ich an jenem Abend in Zürich für sie geschwärmt, aber mehr ein natürlich bescheidener als ein blöder Schäfer gewesen. „Ein solcher Musiknarr sind Sie,“ sagte sie. „Nun gut, ich bin auf einige Wochen in Mannheim bei meiner Schwester zu Besuch, und so lange das dauert, werde ich jeden Sonntag herüber kommen und werde Ihnen singen, bis Sie erklären, nun sei es genug.“ Und sie hielt Wort und sang mir Schubert und Schumann: den Erlkönig, den Leyermann, Ich grolle nicht, und viele andere, und nahm dabei mit meiner bescheidenen, aber anfühlenden Begleitung vorlieb, und sie verschaffte meiner Frau und mir den höchsten Kunstgenuß, den man sich träumen konnte. Sowie das Singen begann, setzte sich unser kleiner Karl, der kaum zwei Jahre zählte, auf den Boden, in die Nähe des Klaviers, aber die Musik überwältigte ihn, und nach einigen Minuten war er wonneselig eingeschlafen.

Das waren Erholungen, die zur Arbeit stimmten. In jener Heidelberger Zeit beschäftigte ich mich mit Untersuchungen über die Milch, die Bildungsstätte der Galle, die Beweglichkeit der Samenfäden, die Blutkörperchen, das sogenannte Gallenfett*), die Rolle der Leber und Milz bei der Rückbildung und anderes. Meine liebste Arbeit war aber die über den Einfluß des Lichtes auf die Ausscheidung

*) Cholesterin.

der Kohlensäure durch den Thierkörper. Ich zeigte, daß diese im Lichte wächst, unabhängig von der Wärme, unabhängig von der Bewegung der Thiere, daß sie mit der Stärke der chemischen Lichtwirkung zunimmt und auch noch bei Ausschluß der Augen, wenn gleich in geringerem Grade stattfindet. Es war ein freudiges Schaffen, bei dem auch meine Frau und gute Freundinnen mir behülflich waren.

Mit den Vorlesungen ging es nach Wunsch. Außer Experimentalphysiologie, in der neben anderen ausgezeichneten Leuten Henry Roscoe, der später so berühmte Chemiker, Samuel Moos, der Ohrenarzt, Wilhelm Marmé, der Arzneimittellehrer, zu meinen Zuhörern zählten, las ich besonders gerne Organologie und Anthropologie. Da ich neben der Experimentalphysiologie die vergleichende Anatomie nicht mehr bewältigen konnte, galt mir die Organologie, die ich nur einmal die Woche las, als die bündige Zusammenfassung der vergleichenden Anatomie, und, wie ich sie auffaßte, konnte ich sie ohne viel zoologisches Beiwerk vortragen. Ich war glücklich, wenn ich zum Beispiel in einer Stunde einen Begriff der Athemorgane geben konnte, indem ich Wassergefäße, Luftkanälchen*), Kiemen und Lungen als ihre vier Grundformen vorzeigte. Und die Studirenden waren gleichfalls glücklich, denn ich bot ihnen das Wesentliche, ohne abzuschweifen, aber emsig bemüht, dies Wesentliche sichtbar zu machen.

Die anthropologischen Vorlesungen gingen darauf aus, eine gebildete, aber nicht durch Vorstudien vorbereitete Zu-

*) Tracheen.

Hörerschaar, Studenten aus allen Fakultäten, die medicinische nicht ausgeschlossen, in das Wesen des Menschen einzuführen. In der Einleitung erzählte ich nicht bloß, was ich erstrebte, sondern behandelte, und zwar immer auf Versuche und Vorweisungen gestützt, die Anfangsgründe der Chemie, ohne die mir's nicht gelingen konnte, Blut und Gewebe aus den Nahrungsstoffen aufzubauen. Ebenso bildete die Darlegung der physikalischen Eigenschaften der Gewebe die Grundlage für das Studium der Verrichtungen. Denn überall und immerfort war mein Bestreben darauf gerichtet, die Leistungen der Thätigkeit unserer Werkzeuge mit chemischen und physischen Veränderungen in Zusammenhang zu bringen. Immer galt es den Ursachen nachzuspüren, niemals das Ziel oder den Zweck zu errathen. War das Leben des Einzelwesens abgesponnen, dann kam die Gattung an die Reihe: Einfluß des Lebensalters und Geschlechts, der Eigenart*) und der Beschäftigung, der Tageszeit, der Jahreszeit und des Klimas. So war der Naturgeschichte des Menschen, der Rassenkunde ein Bett gemacht, und ich war nach Kräften bemüht, sämmtliche Theile des weiten Gebietes ebenmäßig, mit gebührender Berücksichtigung des Wichtigsten zu behandeln.

So ging, wenn ich es sagen darf, das Wesen des Menschen in zwei Theile auf, in die Geschichte des Einzelwesens und in die Geschichte der Gattung. War jene die Lehre des Lebens des Durchschnittsmenschen, etwa des dreißigjährigen Mannes, unbekümmert um dessen verschie-

*) „Temperament".

dene Verhältnisse und Lebensweise, so wurde im zweiten Theile der Mensch in all' seinen verschiedenartigsten Zuständen und Verhältnissen, nach Alter, Geschlecht, Gemüthsart, nach Arbeit, Zeit und Ort, in Beziehung zur Umgebung, geschildert, und zwar nach all' den Gesichtspunkten, die im ersten Theil, in der Lehre vom Leben, Geltung gefunden hatten. Vom vorgeschichtlichen Menschen war im Anfang der fünfziger Jahre noch nicht die Rede.

Man erräth leicht, daß diese Vorlesungen über Menschenkunde keine Erholung waren, sondern daß sie ehrliche und ernste, um nicht zu sagen anstrengende, Arbeit erforderten. Ich gab mich ihr mit opferwilligem Eifer hin, denn die Anthropologie in diesem Sinne, deren Keim mein Vater in mir erweckt, der Ludwig Feuerbach das Ziel gesteckt, galt und gilt mir als die Aufgabe meines ganzen Lebens. Um ihretwillen befleißigte ich mich der Arzneikunde und der Arzneipflege, um ihretwillen studirte ich die Lehre vom Leben, um ihretwillen war ich der Weltweisheit ergeben, die ich nur in ihr erblickte. Also nicht „Philosophie, Juristerei und Medicin, und leider auch Theologie", sondern Menschenkunde, nur Menschenkunde nach allen Seiten, ohne Theologie und Teleologie, ohne Gotteswahn und Zweckmäßigkeitslehre, aber mit Religion, mit der Religion, die den Menschen als ein abhängiges, naturbedingtes Wesen betrachtet, das die Aufgabe als Pflicht erfaßt hat, seine Naturbedingtheit immer mehr zu der Kulturbedingtheit zu erheben, die ihm mit der Bewunderung der Natur den Trieb und die Kunst, sie zu beherrschen, einflößt.

Diese Vorlesungen wurden auch von reifen Männern besucht, unter denen ich mir zu Ehren den Historiker Hagen und den Buchhändler Findel nenne.

Zu den jüngeren Zuhörern gehörte Wilhem Marmé, der nach Heidelberg gekommen war, um die Rechte zu studiren. Nachdem er drei oder vier Vorlesungen gehört, kommt er zu mir mit der Erklärung, der von mir behandelte Gegenstand habe ihn so angeregt, daß er umsatteln wolle, er wolle die Arzneiwissenschaft, Naturwissenschaft studiren. So sehr das mir gefiel, ich mußte mich hemmend verhalten. Ich stand zu seiner Familie in einem sehr zarten, in einem frommen Verhältniß. In dem durch seine Erziehungsanstalten berühmten Neuwied am Rhein hatte seine Mutter, Frau Charlotte Marmé, eine gefeierte Erziehungsanstalt für junge Mädchen. In diesem Hause leistete Frau Marmé alles, was liebevolle Mütterlichkeit und wachsame Ordnung leisten können, Fräulein Johanna de Haen, ihre Schwester, alles, was Bildung mit Anmuth bescheeren kann. Meine Schwester Sophie war Schülerin in dieser Anstalt gewesen, und sie, wir alle waren von Dankbarkeit erfüllt für die vortreffliche Pflege, welche die Entwickelung ihrer guten Anlagen in jener edlen Familie gefunden. Ich trug also aufrichtige Scheu davor, daß Wilhelm Marmé durch mein Zuthun, einer vorübergehenden Stimmung folgend, seinen Beruf verkennen oder seinen Eltern Schmerz bereiten könnte. Ich bat ihn, sich ernstlich und mit Geduld zu bedenken. Aber er blieb fest, und seine Entwickelung hat ihm Recht gegeben, denn er ist eben Wilhelm Marmé ge-

worden, das heißt ein Forscher und Lehrer, der der Göttinger Hochschule Ehre gemacht.

Aber „es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen." In jener Zeit, in der das Maß regeln so liebsam war und der Glaube noch Wurzeln hatte, daß man die Gedanken wie in eine Röhrenleitung eindämmen könnte, hatte man Kuno Fischer in Heidelberg das Recht Vorlesungen zu halten entzogen. Der Gedanke lag nahe, daß mir, der wie Fischer selber hervorhob, so viel weiter ging als er, ein ähnliches Gewitter zu Häupten drohte. Schon einmal war die medicinische Fakultät um ein Gutachten über mich befragt worden, und diese hatte damals den Sturm beschworen durch die günstige Meinung, die sie über meine Lehrthätigkeit aussprach. Aber die Wolken packten sich dennoch zusammen, und das Gewitter entlud sich, aber nicht in der Form eines Verbots, sondern in der einer charakterrührigen Verwarnung. Am 26. Juli 1854 wurde mir vom Rektor im Namen des engeren Senats im Hochschulgebäude bedeutet, daß, falls ich fortführe durch Schrift und Wort die Jugend zu verderben, mit anderen Worten unsittlich und frivol zu lehren, mir die Erlaubniß Vorlesungen zu halten, die venia docendi, entzogen werden sollte.

Ich ertrug es nicht. Ich schrieb sogleich an's Ministerium, um zu erklären, daß ich auf meine Lehrthätigkeit verzichtete, an einer Hochschule, an der die Lehrfreiheit nur

dem Namen nach bestand. Ich wußte damals nicht, daß ich Erasmus und Spinoza mit Bezug auf dieselbe Hochschule zu Vorgängern gehabt. Kurz ich brach mit einer Vergangenheit, welche in einem freien Lande die schönste Zukunft versprochen hätte, lieber als meinen Charakter Preis zu geben, und ich bin nach einem Menschenalter und mehr, das darüber vergangen ist, stolz genug, mir einzubilden, daß ich ein Exempel gegeben habe. Aehnliche Angriffe auf die Lehrfreiheit sind mir wenigstens nicht erinnerlich.

Es war eine günstige Gelegenheit, unter meinen Freunden die Charaktere zu erkennen. Die Schwachen im Lande, die natürlich auch von meinem Selbstvertrauen keine Ahnung hatten, sahen in meinem Schritt eine Selbstüberhebung, ein ruchloses Verspielen einer ein gutes Einkommen verheißenden Laufbahn. Ich hätte — so meinten sie — einlenken sollen, mich fügen können, und so würde ich als ein ehrsamer, unterwürfiger Bürger an meinem Fortkommen nicht behindert werden. In der Erinnerung ist es mir schmerzlich, daß unter diesen Schwachen einige geistig bedeutende einflußreiche Männer waren, die mir in allem zum Vorbild hätten dienen können, nur nicht in der Schätzung des Charakters.

Aber die Zahl der Starken war viel größer als ich mir's hätte träumen lassen, weil mir ein Angriff auf meine Person nicht wichtig genug schien, um großes Aufsehen zu erregen. Indessen brach in den öffentlichen Blättern ein Sturm der Entrüstung los, gegen welchen nur ausnahms-

weise an der Verfolgung Betheiligte eine schwache Wehr erhoben. Am meisten entrüstet war die Jugend, und es ist eine Pflicht der Dankbarkeit, wie eine Steuer der Ehre, wenn ich hier die Erklärung wörtlich wiedergebe, mit welcher meine Zuhörer gegen die Anklage der Behörde entschiedene Verwahrung einlegten.

„Die unterzeichneten dermaligen Zuhörer des „Privatdocenten Dr. Moleschott erlauben sich mit „Ueberreichung dieser Zeilen frei und selbstständig „gegen die demselben gemachten Vorwürfe, daß sein „Wirken an hiesiger Universität ein frivoles und un- „sittliches sei, feierlichst zu protestiren.

„Eine Beschuldigung, die den Charakter eines nicht „allein in der Wissenschaft, sondern auch im Leben, in „engeren wie in weiteren Kreisen allgemein hochge- „achteten Mannes trifft, ja, die allen Charakter ge- „radezu negirt, eine so harte Beschuldigung muß sich „unseres Erachtens auf Beweise gründen. Wir nun, „die wir die Vorlesungen des Dr. Moleschott mit „Aufmerksamkeit angehört haben, vermögen nicht die „leiseste Spur einer Thatsache zu entdecken, welche die „obenangeführte Bezeichnung im Geringsten rechtfertigen „könnte. „„Unsittlich““ ist nur die bewußte Lüge, „welche die Wahrheit verbergen will, aber nicht das „lehrende Wort eines Mannes, der nach Wahrheit „ringt; „„frivol““ ist nur der Hohn des Spötters, „aber nicht die lebendige Rede eines Mannes, der „seine feste, innige Ueberzeugung ausspricht, der keine „Meinung, keinen Glauben verletzt und kränkt, sondern

„mit milder Schonung Andersdenkender nur für das, „was er als wahr erkannt, einen wissenschaftlichen „Kampf kämpft. Einfach und rein, in edle Form „gegossen, hat er uns die Resultate seiner Forschungen „mitgetheilt, Jedem das eigene Urtheil frei anheim „gebend. In streng wissenschaftlichem Geiste ver- „schmähte er es, durch geistreiches Spiel der Gedanken „den Zuhörer zu blenden und überredend zu seiner „Ansicht zu verlocken.

„Wir sehen uns deswegen, und weil eine Anklage „des Dr. Moleschott von Seiten eines Dekanates „hiesiger Universität nicht vorliegt, zu der Ueberzeug- „ung hingetrieben, daß Verläumdung und Verdächtig- „ung das rein wissenschaftliche Wirken unseres Lehrers „einem hohen Ministerium gegenüber entstellt haben, „und wir fühlen uns selbst um so mehr dadurch ver- „letzt, da jene Beschuldigung, wenn sie begründet „wäre, uns mittreffen würde, die wir den Vorträgen „des Dr. Moleschott mit Interesse und Liebe ge- „folgt sind, die wir in ihm den Lehrer, wie den „Menschen in gleich hohem Grade verehren und lieben „lernten.

„Aus diesen Gründen nun, aus Liebe zur Wahr- „heit, aus Dankbarkeit gegen unseren Lehrer und aus „Achtung vor uns selbst, fühlen wir uns verpflichtet, „gegen obige Beschuldigung uns feierlichst zu ver- „wahren, und bitten ein großherzogliches Ministerium „um weiter Nichts, als um Veröffentlichung dessen, „worauf jener Vorwurf der Unsittlichkeit und Frivolität

„gestützt wird, damit die Welt frei und unparteiisch
„über die Sache richten könne, u. s. w.

gezeichnet

Wagener, stud. phil.
Dr. Stern
W. Marmé stud. med.
Dr. H. Meidinger
J. Lomnitz, stud. med.
P. Calais, stud. med.
R. Schmits, stud. jur.
Knapp, stud. jur.
Bacher, stud. jur.
C. Löchner, stud. jur.
A. Loh, stud. med.
J. Kottmeier, stud. med.
Specht, stud. med.
W. Wiß

Marfels, stud. med.
C. Dünnwald, stud. phil.
F. Dünnwald, stud. phil.
Roos, stud. jur.
Dr. H. Roscoe
L. Hilger, stud. jur.
C. Wicke, stud. chem.
Ed. Keller, stud. med.
K. Sommer, stud. jur.
Dr. John
C. Faber
F. Goldschmidt, stud. med.
Beilstein, stud. chem.

Diese Verwahrung, welche das Frankfurter Journal in der zweiten Beilage zu seiner Nummer vom 9. August 1854 zum Abdruck brachte, hatte die beste Genugthuung enthalten, die mir je im Leben zu Theil werden konnte, wenn man nicht eine noch bessere aus dem eigenen Busen schöpfte, für welche ich immer wieder das Wort Ulrich's von Hutten anrufe: „ein Herz läßt sich nicht kränken, das guter Meinung ist.“ Meine Freunde werden mir's nicht verdenken, daß ich mit gerührtem Herzen unter denen, welche jene Erklärung unterschrieben, klingende Namen finde, die den Erwartungen, welche ihre geistige Mündigkeit erregte, entsprochen haben. Ist es doch ein eigenes Vorrecht Heidelbergs, das es seinen berühmten Meistern nicht weniger als den Reizen seiner Lage verdankt, daß seine Studirenden

immer eine Auswahl deutscher und fremdländischer Jugend gebildet haben, die mich wohl berechtigt zu sagen, daß ich meinem Charakter kein leichtes Opfer brachte, als ich von meiner Lehrthätigkeit in Heidelberg Abschied nahm. Es war mir daher eine wunderbare Genugthuung, daß man nach meiner Verzichtleistung sich veranlaßt sah, Helmholtz nach Heidelberg zu berufen. War dies auch nur mittelbar der Erfolg von meinem Wirken, Schöneres könnte ich mir in meinem ganzen Leben nicht nachrühmen.

Ich war also nicht bitter, ich war gefaßt, ich fühlte kaum eine Unterbrechung in meinem Vorwärtsstreben. Aber noch gefaßter, noch muthiger als ich, war meine Sophie. Sie liebte es auch später mit scherzhaftem Ernst zu wiederholen, daß jeder Hochschullehrer, um frisch und anregend zu bleiben, alle drei Jahre auf ein Jahr lang seine Lehrthätigkeit unterbrechen müßte. Solche Unterbrechung bot mir jetzt die natürliche Lage der Dinge, und es ward mir eine reichlich anderthalbjährige Muße zur Sammlung, zum Studium, zum Forschen, wie sie mir im späteren Leben nicht wieder so ungestört zu Theil geworden.

Nun galt es aber nicht bloß weiter zu streben, sondern zu schaffen und zu sorgen. Zunächst hielten mich meine Schriften über Wasser, wofür ich hier lieber dem deutschen Volke als der badischen Behörde meinen Dank ausspreche, obgleich diese, durch die Aufmerksamkeit, die sie für mich

erregte, ohne es zu wollen, wirksam und nachhaltig für mich gesorgt hatte.

In der Zeit meiner Lehrthätigkeit hatte ich mit den Studirenden Uebungen gepflogen, die zum Theil nicht ohne Ergebniß geblieben waren, sich aber vorzugsweise auf mikroskopische Untersuchungen beschränkten. Für dergleichen Uebungen und Arbeiten, die ich mehr auf das Gebiet der Versuche überführte, hielt ich, auch nachdem mein Verband mit der Hochschule gelöst war, mein Laboratorium offen, und hatte das Vorrecht, darin Männer wie Ferdinand Markels, Wilhelm Marmé, den trefflichen Venezianischen Arzt J. C. Ricchetti, Rudolph Schelske, den bekannten Augenarzt, arbeiten zu sehen. Das freundliche Entgegenkommen des Verlegers Meidinger in Frankfurt a. M., eines Schwagers von Gutzkow, veranlaßte mich, die Frucht jener Studien in den „Untersuchungen zur Naturlehre des Menschen und der Thiere" zu veröffentlichen, die ich seit dem Jahre 1855 in zwanglosen Heften herausgab, und auch heute, bis zum 15. Bande gelangt, fortsetze.

Was ich mit dieser Zeitschrift wollte, besagt am besten das kurze Vorwort, mit dem ich sie hinausschickte. „Als der Plan zur Gründung dieser Zeitschrift gefaßt wurde, schwebte dem Herausgeber der Gedanke vor, daß ein ausschließlich der Naturlehre des Menschen und der Thiere gewidmetes Jahrbuch geeignet sein dürfte, das an so vielen Orten erwachte Streben die Lebenserscheinungen nach physikalischen Grundsätzen zu erforschen, in mehrfacher Beziehung zu fördern. Dieses Jahrbuch soll also eine bereits mächtig

erstarkte Richtung vertreten helfen, es hofft ein Zeitspiegel zu werden. Der Herausgeber erkennt mit Freude an, daß es auf diesem Gebiete einer neuen Fahne nicht bedarf, daß es verschiedenen Arbeitern — auch ohne daß es sie nach der bereits vertheilten Rolle eines umgestaltenden Bahnbrechers gelüstete, — bereits gelungen ist, die Thaten von Vesal und Harvey, von Haller und Bichat, von Bell und Prout, zu allgemeinster Anerkennung zu bringen und folgenreich zu machen. Auf der in den letzten dreißig Jahren so glücklich betretenen Bahn weiterzuschreiten, und jede Frucht ohne Ansehen des Gebers, wie ohne Scheu vor den lehrhaften Aufsehern unseres Entwickelungsganges zu verwerthen, das ist die Aufgabe, die uns der besten Anstrengungen würdig scheint. Niemand wird uns den Wunsch verargen, daß es gelingen möge, diese Sammlung von Untersuchungen als einen Spiegel anzuweisen, der recht viele Lichtstrahlen unserer Zeit ungetrübt zurückwirft.

Zürich, im August 1856."

Obgleich dieses Vorwort zum Schluß des ersten Bandes in Zürich geschrieben ward, trägt meine erste Arbeit in den Untersuchungen, mit der sich auch die Zeitschrift eröffnete, und die in Gemeinschaft mit Rudolph Schelske gemacht war, die Tagesangabe „Heidelberg, den 17. Oktober 1855." Begreiflicher Weise ist mir die Erinnerung lieb, daß ich die selbständige Herausgabe der Untersuchungen in Heidelberg begonnen habe. Wenn ich aber hier die ganze Reihe der stattlichen Namen aufzählen wollte, die mich mit ihren Beiträgen beehrt haben, dann würde daraus am besten er-

hellen, daß die Hoffnung, die ich bei der Gründung einer nur der Physiologie gewidmeten Zeitschrift hegte, nicht vereitelt ward. Darunter gehören Valentin, Van Deen, Donders, Brücke, Czermack, von Bezold, Hermann von Meyer, Aubert, Otto Funke bereits zu den Verblichenen, während Emil Du Bois-Reymond, Moritz Schiff, Adolph Fick, Adolph Kußmaul, Rollett, Heidenhain, die zu den ältesten Mitarbeitern zählen, noch athmen und arbeiten „im rosigen Licht."

In jener arbeitsamen Mußezeit erhielt ich den Besuch von Hermann Burmeister. Obgleich ich mit dem vortrefflichen Mann, in welchem die Forschung und die künstlerische Darstellung miteinander wetteiferten, nur wenige Stunden verlebte, haben doch wenige Männer auf mich einen gleich mächtigen und nachhaltigen Einfluß geübt wie dieser. Seine Geschichte der Schöpfung stärkte in mir einen schwachen Punkt, und seine kleineren Aufsätze haben mich so beschäftigt und erbaut, daß ich sie am Bette meines lebensgefährlich erkrankten Mariechens, im Januar 1855, lesen und genießen konnte. Unter diesen findet sich eine reizende Abhandlung über den menschlichen Fuß, in welcher Burmeister gelegentlich betont, daß die französische Redensart „bien coiffé et bien chaussé" in ihrem zweiten Theile noch wichtiger und gültiger ist als in dem ersteren. Da meldet mir eines Morgens die Dienerin Hermann Burmeister. Ich jauchzte ihn zu empfangen, warf aber unwillkürlich einen Blick auf meine Füße, wohl bewußt, daß ich mit meinen Stiefeln nicht gerade Staat machte. Indem

ich meine Befangenheit beschwichtige, tritt der Held ein, hinkend, humpelnd, auf plumpen Schuhen, wie sie später so oft dem Alpenbesteiger Quintino Sella angedichtet wurden. „Gerade so mußten Sie ihn erwarten" sagte mir später eine geistreiche, schöne und liebenswürdige Frau, Helene Sella, die durch Heirath Quintino's Base geworden war.

Oft habe ich halb scherzweise versichert, daß, wenn ich nicht Arzt wäre, ich Krankenwärter sein möchte, oder, wenn auch das nicht möglich wäre, Gärtner; ich hätte aber auch sagen können, daß ich, wenn ich nicht im Dienste der Natur stände, ich mich der Kunst, insbesondere der Litteratur hätte widmen mögen. Ich konnte mir das in jener Zeit, in der meine Lehrthätigkeit aufgehoben und meine ärztliche Thätigkeit unbedeutend war, mehr erlauben als sonst. Und ich vertiefte mich ganz in Georg Forster. Ich verdanke es vorzüglich Sömmering und Gervinus, daß ich für diesen Weltumsegler eine große Vorliebe hatte. Der Briefwechsel zwischen Forster und Sömmering ist so ganz dazu gemacht, strebende Jünger zu erquicken, zu ermuthigen, im Athem zu erhalten.

Denkt man sich einen kaum den Knabenjahren entwachsenen Jüngling, der, im Gefolge seines Vaters, Cook's Gefährte war bei seiner zweiten Weltumseglung, auf der ihn das Weltmeer in die Arme der Naturgeschichte warf, indem er Pflanzen beschrieb und die Bildung der Erdkruste belauschte, sich freute an der noch unverdorbenen idyllischen Unschuld der Bewohner Tahiti's und über jeden Mißbrauch

gebildeter Uebermacht sich entrüstete; denkt man sich diesen Jüngling, den die Natur zu ihrem Forscher, die Welt zum Staatsmann gemacht hatte, wie er, nach Europa zurückgekehrt, in Cassel die Halbbildung, in Wilna die Unbildung, in Mainz die Scheinbildung bekämpft; zärtlich liebend und wiedergeliebt, und doch nicht mit der Treue, die man ihm hätte wünschen mögen; niemals mit einem erfreulichen Einkommen, aber stets im Besitz der Ideale des Lebens; Meisterwerke schaffend, die ihn als Schriftsteller nahe neben Goethe und Lessing stellen; als Lehrer mit Humboldt den Niederrhein bereisend und über Kunst, besonders über Rubens, schreibend, wie es vor ihm kein Kunstrichter, vielleicht auch keiner nach ihm gethan hat; das Staats- und Volksleben besprechend, als wäre er ein geübter Engländer oder ein erfahrener Neffe des 19. Jahrhunderts; denkt man sich ihn, der den Stürmen der Südsee entronnen, dem Brausen der französischen Umwälzung gebrochenen Herzens erlag — —, ich brauche nicht fortzufahren, damit der Kundige in diesem flüchtigen Schattenrisse Johann Georg Forster erkenne. Dürfte ich doch hinzufügen, daß, wer ihn nicht kennt, durch meine Worte, wie schon früher einmal, verlockt werden möge, seine Schriften zu lesen!

Als Gervinus jene meisterhafte Charakteristik Forster's schrieb, die allein schon werth ist, den Namen Gervinus unsterblich zu machen, bemerkte er:

„Ich mußte es versuchen, aus den kurzen Fragmenten „eines Menschenlebens diese ganze Menschengestalt zusammen„zusetzen, deren Züge man nicht ohne Wehmuth, aber auch

„nicht ohne die innigste Erhebung überlesen wird. Es ist „mir rührend, das Monument, das ich ihm hier errichten „möchte, inmitten seiner eigenen Werke aufstellen zu dürfen; „in ihrer Nähe dauert es vielleicht etwas länger aus, um „den Künftigen Zeugniß von meinem Umgang zu geben, „und welcher Vorbilder ich durch ihn würdig zu werden „suchte. In diesen gesammelten Schriften Forster's ist „auch unter dem Geringfügigsten das lautere Gold mit „Händen zu greifen. Unter den vielen Falschmünzen, die „heute auf dem Markte unserer Litteratur im Umlauf sind, „unter dem Rauschgolde, an dem sich die Lesewelt kindisch „freut, wird sich dieses edle Metall oben zu halten wissen; „wenn es in dem übrigen Schwalle wieder unterginge, es „wäre uns nur eine erneuerte Schande."

Es ist nicht untergegangen.

Mir war die eingehende Beschäftigung mit Georg Forster wie eine Schuld der Dankbarkeit. Als es mir in den Tagen politischer Aufregung, in den Jahren 48 und 49, zuweilen unmöglich war meinen Goethe zu lesen, griff ich zu Forster und fand, wie der Gläubige in einem Gebetbuch, die Erbauung und Sammlung, die das Menschenschicksal mit Gleichmuth ertragen lehrt. Sind sie doch ungesühnt, die Robert Blum und Adolph von Trütschler! Ich lebte mich so in Forster ein, verwebte mich dermaßen mit seinem Gedankengang, der immer frei und immer unbeirrt an's Ende geht, ich gewann ihn so lieb den Dulder, der mich in seiner Liebe zur Menschheit und in der unentwegten Achtung vor den Verirrten an Christus gemahnt,

daß ich eine schiefe Bemerkung über Forster mir zu Herzen nahm, als wäre es eine persönliche Beleidigung.

Kurz, ich war so von ihm erfüllt, um nicht zu sagen gesättigt, daß ich über ihn schreiben mußte. Als Anlaß ergriff ich seinen Geburtstag, seit welchem am 26. November 1854 hundert Jahre vergangen sein würden. Der oben angeführten Worte von Gervinus eingedenk und meiner Bewunderung getreu, wollte ich mein Schärflein zu einer Jahrhundertfeier beitragen, die ohne Sang und Klang nicht vorübergehen durfte. So erschien zum 26. November 1854 meine Schrift „Georg Forster, der Naturforscher des Volks."

Und die Wirkung? höre ich fragen. Ich schreibe für meine Freunde, und so möge hier als Freundschaftsdenkmal, nicht als Anerkennungszeichen der Schrift, die mir unter meinen Arbeiten die theuerste ist, der Brief eine Stelle finden, mit welcher am 3. Dezember 1854 Hermann Hettner mein Buch begrüßte. Mir ist, als erweckte ich den betrauerten Freund und jene glückselige Zeit zu neuem Leben.

„Mein Freund! Gestern Nachmittag habe ich Deinen „Forster erhalten; heut früh habe ich ihn vollendet.

„Ich lege ihn aus den Händen, wie man ein großes „Kunstwerk aus den Händen legt; erschüttert und doch er„hoben; so die Größe des Helden bewundernd, und die „Gemüthswärme des Dichters innig liebend. Dignum „Deorum spectaculum vir fortis mala cum fortuna „compositus.

„Du hast Forster ein prächtiges Denkmal gesetzt; „und ebenso Dir selbst. Ich wünsche Dir von Herzen Glück „zu dieser neuen That.

„Und zwar um so inniger, als sich Dein ganzes edles „Naturell so klar und erwärmend in diesem Buch abspiegelt, „und nun die verfluchten Lumpe, die immer von der Kälte „und Herzlosigkeit der neuen Weltanschauung Geschrei machen, „doch endlich beschämt eingestehen müssen, daß hier Humani- „tät in edelstem Sinne ist; eine freudige Hingebung und „tiefsinnige Sittlichkeit, wie sie nur wahrhaft klassischen „Naturen eigen ist. Deßhalb freut mich auch die schöne „Mäßigung und harmonische Ruhe der Darstellung so sehr. „Mit Ausnahme von ein oder zwei Perioden, die ich anders „formulirt gewünscht hätte, ist die Darstellung eine wahr- „haft Goethe'sche. Du bist eine mit Deinem Helden con- „genial schöpferische Natur. Und diese innere Verwandt- „schaft, die aus jeder Zeile spricht, ist der eigenste Reiz „Deiner Darstellung."

Wohl klingt hier des Freundes Stimme, und Freundes Lob mag hier, wie immer, hinken. Aber die freundlichen Worte gehören Forster und Hettner, und wenn ich mich mit daran freue, so sei es mir gegönnt, um meiner Liebe und um der Schmähungen willen, die mir von Andersdenkenden nicht erspart worden sind.

Zu meiner Beruhigung kann ich aber Hettner's übersprudelndes Lob in gemünzte, ruhige und sehr gegenständliche Sprache übersetzen. Als ich mir Forster's Schriften zum täglichen Genuß anschaffte, waren sie um die Hälfte des

früher bestimmten Preises zu erstehen; nach dem Erscheinen meiner Schrift trat der frühere Ladenpreis wieder in Geltung. Das war eine Brockhaus'sche Beurtheilung, die als ein Urtheil des Marktes gelten konnte.

Hettner hatte mir unter anderem auch geschrieben, daß ich „sicher nur Freude an diesem Buch erleben würde." Die Philister haben diese Weissagung zu Schanden gemacht, wenn das nicht gerade als ein Anlaß der Freude betrachtet werden muß. Zu meiner innigsten Befriedigung durfte ich meine Schrift in Mainz im gastlichen Scholz'schen Hause den Familien Scholz und Strecker vorlesen, und der Anklang, den ich in diesem angeregten, freidenkenden und freisinnigen Kreise fand, gehört zu den schönsten Belohnungen meines Lebens.

Die Stunden der amtlichen Muße waren indessen gezählt, und ich hatte wohl Veranlassung sie selber zu zählen. Der Ertrag meiner ärztlichen Thätigkeit war gering, die Untersuchungen kosteten mehr als sie eintrugen, und vor dem Gedanken, von der Feder zu leben, hat es mir immer gegraust.

In jener Zeit trug ich mich viel mit dem Gedanken, nach Amsterdam überzusiedeln. Als Arzt hätte ich dort zu thun gefunden, und die ärztliche Thätigkeit erhielt für mich immer einen obersten Reiz. Die Gelegenheit, öffentliche Vorträge zu halten, hätte mir nicht fehlen können, und ein Plätzchen an der Hochschule hätte sich am Ende auch wohl dargeboten, wurde mir doch in späteren Jahren der Lehrstuhl der Physiologie in Amsterdam angetragen.

Aber es galt zu bedenken. Die von der badischen Behörde an mich ergangene Verwarnung — Verfolgung möchte ich es nicht nennen —, war in Holland sehr bekannt geworden, weniger dagegen die Vertheidigung, deren sich die Presse in Deutschland so eifrig und nachhaltig angenommen. Aber ich hatte doch auch in der Geburtsheimath viele Freunde, meine Eltern lebten noch, in dem benachbarten Utrecht hatte ich Donders und manche andere Freunde, auf die ich rechnen konnte, in Amsterdam selbst hatte ich meinen lieben Schneevogt, der aus einem brüderlichen Freunde leicht ein väterlicher Beschützer geworden wäre.

Ich überlegte und überlegte — da kam der Ruf nach Zürich, halb erwartet, ganz ersehnt. Kölliker und Hasse hatten mich empfohlen; ich sollte Carl Ludwig's Nachfolger werden. Ein eigenhändiger Brief von Jacob Dubs, den mir Mittermaier einen seiner ausgezeichnetsten Schüler nannte, lud mich ein. Ich schlug willig ein, so bescheiden die Bedingungen auch waren.

Allerdings entbrannte sogleich neuer Kampf, wenn es Kampf genannt zu werden verdient, was mehr ein Feuer war, das der Nacheifer anzündete. Nach dem Züricher Herkommen mußte die Fakultät um ihr Gutachten befragt werden, bevor die Ernennung in Kraft treten konnte. Und siehe da! mein Mitbewerber war der Rektor der Hochschule, ein sehr tüchtiger Kenner der Zellformen, als solcher mir weit überlegen, aber der Verrichtungen des Organismus, um die es sich handelte, weniger kundig.

Es fügte sich ungeschickt zum zweiten Male, daß der einflußreichste Mann der Hochschule mein Schicksal in Händen zu haben schien. In Heidelberg ward mir die Sittlichkeitsverwarnung von meinem Mitbewerber, der gerade Rektor war, zugefügt, — in Zürich mußte wieder der Rektor mein Mitbewerber sein, und er zog namentlich diejenigen auf seine Seite, die, eben erst der Verfolgung entronnen, das Bedürfniß fühlten, zu erklären, sie wären nicht so wie die, die dem Unglauben huldigten. Kurz, es war kein Kampf um Grundsätze, sondern ein Kampf um Persönlichkeiten. Inzwischen schrieb mir Dubs, er würde mir mein Ernennungsdekret zuschicken, sobald er das Gutachten der Fakultät in Händen hätte. Die Sprache war deutlich und mannhaft, und soviel Staub auch damals von Zaghaften oder Eifersüchtigen aufgeworfen wurde, mich machte der Widerstand nicht irre, vielleicht reizte er mich — und ich wurde ernannt.

Jedenfalls lernte ich die Männer kennen, die mit ihrem Charakter für mich einsprachen: Temme und Köchly, Nägeli und Städeler.

Am seltsamsten berührte mich das Verhalten eines künftigen Amtsgenossen, der in Heidelberg die Frau Professor Röder besuchte und sich zu brüsten glaubte mit der Versicherung, er sei in die entscheidende Sitzung nicht gegangen, weil er nicht gegen mich hätte stimmen wollen. „Ei, schämen Sie sich denn nicht?" sagte Frau Röder, „Sie hätten ja hingehen müssen um für Moleschott zu stimmen."

Es stehe hier ein für allemal:

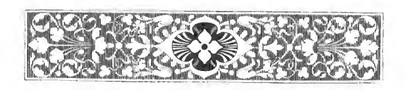
Non ragioniam di lor, ma guarda e passa!

Und doch muß ich hier, nicht wegen der Beziehung zu mir, sondern als einen Lichtstreif auf das damalige Hochschulleben, ein Geschichtchen einflechten, das ich nicht auslassen könnte, ohne vor mir selber unaufrichtig zu erscheinen.

Nach Heidelberg war der berühmte Physiker Kirchhoff gekommen, der Kirchhoff, der mit Bunsen die Spektralanalyse entdeckte und ausbeutete. Die Professoren der Physik brauchen ein paar Mal im Jahr zu ihren Vorlesungsversuchen Frösche. Ich hatte deren natürlich immer vorräthig, und Kirchhoff ließ sie bei mir holen, wenn er deren bedurfte. Mir schmeichelte es, obgleich ich aus dem Hochschulverbande ausgeschieden war und Kirchhoff den eigenwillig Verbannten niemals besucht hatte. Einen Besuch konnte ich nicht von ihm beanspruchen, und dennoch befremdete es mich und meine Frau natürlich noch mehr, daß er mich persönlich ganz außer Acht ließ, während er doch meine Frösche zu finden wußte. Es ward mir dafür Entschädigung. Als ich in Zürich ernannt war, begegnete ich eines Nachmittags in der Heidelberger Hauptstraße, nahe an Chelius' Palast, Robert Bunsen und Kirchhoff, der inzwischen anderthalb Jahre in Heidelberg gewesen. Bunsen wünschte mir freundlich Glück zu der erfolgten Anstellung, und Kirchhoff, mit dem ich bis dahin in anderthalb Jahren nie persönlich zusammengetroffen war, entschuldigte sich bei mir, daß er mich noch nicht besucht hätte. Mir machte es den launigen Eindruck, als hätte er erklären

wollen, ich sei nun kein Geächteter mehr — ich sei nun auch ein wohlbestallter ordentlicher Professor. — Aber schließen wir gut: einem Mann, wie Kirchhoff, könnte man tausend solche kleine Züge verzeihen ob des Ruhmes, daß er die stoffliche Zusammensetzung des Weltenraums erforschen lehrte.





VII.

Zürich.



Im Frühling des Jahres 1856 verließ ich Heidelberg, reicher als ich hingekommen war. Ich hatte ein liebes Weib, wir hatten drei gesunde Kinder — Hermann war am 5. Februar desselben Jahres geboren — die unsere Lebensfreude machten. In meiner geistigen Reisetasche trug ich bescheidene Früchte selbständiger Untersuchungen mit mir, und ein paar Schriften, welche Leser gefunden hatten, denn sie wurden ebenso oft lebhaft bekämpft als wohlwollend gepriesen. Ich hatte mein Theil des Kampfes gehabt, aber ich war nicht bitter geworden, vielmehr gestählt und stolz. Mein Kompaß hatte sich gestellt, ich wußte wo hinaus, ich ahnte, was ich von der Welt zu erwarten hätte.

Die Reise ging über Stuttgart, wo wir im kinderreichen Hause des ehemaligen Reichstagsabgeordneten Gottlieb Tafel die gastlichste Aufnahme fanden. Der Vater Tafel war zunächst der Busenfreund meines Schwiegervaters Strecker, und es gehörte zu den Segnungen meines Ehebundes, daß Streckers Freunde und meine Freunde sich sehr leicht in einander zurecht fanden.

Vater Tafel war schlicht und gerecht, im Grunde ernst, in seinem Benehmen heiter, gelassen, ein Volksmann auf den man zählen konnte, sei es im Frankfurter Reichs-

tag, sei es in der Würtemberger Kammer, selten redend, immer arbeitend; stets zu helfen bereit mit Rath und That; den Freisinnigen Hort und Schutz; in Allem nur auf das Wesen bedacht, dem Schein entfliehend. Er war einer von den einfachen Getreuen, in deren Nähe man sich sicher fühlte, deren Unterhaltung, niemals Geist haschend, immerfort Geist und Herz und Charakter nährte.

Unterwegs nach Friedrichshafen, als wir uns dem Bodensee näherten, erscholl aus unserem Kreise plötzlich der frohlockende Ausruf: die Alpen! die Alpen! Es war Minna Scholz, die bald darauf den jüngeren Bruder meiner Sophie heirathen sollte. Sie hatte die Schweiz noch nicht gesehen und begleitete uns nach Zürich, wo sie bei der ersten Einsiedlung prächtige Hülfe leistete.

Mit ruhiger Freude schritt ich meiner Aufgabe in Zürich entgegen, die ich mir nichts weniger als leicht vorstellte. Ich beabsichtigte, wie ich es in Heidelberg gethan hatte, das Gesammtgebiet der Physiologie zu vertreten; wo es nur immer anging die Verrichtungen aus Mischung, Form und Bewegung herleitend, die Entwicklungsgeschichte nicht vernachlässigend, und das Wichtigste und Schwierigste wie den Blutumlauf und den Gesichtssinn am ausführlichsten behandelnd. In der Formenkenntniß war mir Heinrich Frey, mein einstiger Mitbewerber um den Lehrstuhl der Verrichtungen, in der Mechanik des menschlichen Körpers der Anatom Hermann Meyer überlegen, Städeler beherrschte als Chemiker die physiologische Chemie, Adolph Fick die physiologische Physik, der er sein ganzes

Leben lang Ehre gemacht hat. Das Wesentliche schien mir nicht die mehr oder weniger ergiebige Schülerjagd, auch nicht das Streben nach Anerkennung Seitens unfreundlich gesinnter Amtsgenossen; mein Ehrgeiz war darauf gerichtet, mir selbst Genüge zu thun, vor mir selber der Mitwirkung hervorragender Kräfte nicht unwürdig zu scheinen, die das in's Einzelne verfolgen und ausbauen konnten, was ich in seiner Gesammtheit als Einheit in vielseitigen Beziehungen zusammenfassen sollte.

Ich fing sehr einfach an, ohne alles rednerische Gepränge, ohne grundsätzliches Glaubensbekenntniß, ohne alle Bekämpfung, ohne alle Werbung um freundliche Aufnahme. Ich sagte in meiner ersten Vorlesung einfach was ich lehren wollte, schlecht und recht, meinem Gegenstande sofort mitten in's Herz greifend. Es war, als hätte ich geahnt, daß ich einem bescheidenen Kreise von Zuhörern gegenüber stehen würde, den eigentlichen Studenten, die nach ihrem Studienplan die Vorträge über Physiologie zu hören berufen waren, — keine Neugierigen, weder Anhänger noch Gegner. Nur der Dichter Georg Herwegh beehrte mich mit seiner Gegenwart, die mir beinah störend war, da er, mir auf's Freundlichste zugethan, durch die Einfachheit meiner ganz sachlichen Darlegung in seiner Erwartung getäuscht sein mochte. Indessen auf die Gährung der Gemüther schien mein einfaches, harmloses Auftreten beschwichtigend zu wirken.

Mich erquickte der Gedanke, daß ich in einer Umgebung lebte, von der man lernen konnte und lernen mußte. Diese

Gelegenheit zu lernen ist auf jeder Stufe des Lehramtes der Nährboden des Lehrers, den einfachsten Schullehrer nicht ausgenommen. Denn auch der Schullehrer, wenn er stehen bleibt, wenn er nicht mitschwimmt im Strome unaufhaltsamer Entwickelung, wird bald zu den Unwissenden zählen. Um wie viel mehr gilt dies für den Hochschullehrer, dem nicht bloß die Pflicht obliegt, mit der Entwickelung des Wissens Schritt zu halten, sondern ebensosehr, wenn nicht mehr noch, sein eigenes Fach zu erweitern und zu vertiefen. Und wenn die Lehrer Gegner sind, welch' schönere Rache läßt sich an ihnen nehmen, als daß man von ihnen lernt? Man lebt mit Goethe:

„Nicht größern Vortheil wüßt ich zu nennen,
„Als des Feindes Verdienst erkennen."

Wer aus Deutschland nach der Schweiz übersiedelt, vollends wer dahin berufen wird, dem leuchten zwei Sterne, deren Glanz nie verblaßt: die gemessene Freiheit und die unermeßliche Schönheit der Natur.

Die Freiheit in der Schweiz kennt kein anderes Maß als das Gesetz, welches das Volk sich giebt und aus eigenem Antrieb wieder nehmen kann, wenn es nach seinem Ermessen den Anforderungen des gemeinen Lebens nicht genügt. Der Schweizer fühlt sich geschützt von der Allmacht des Gesetzes und kann alle seine Kräfte frei entwickeln, ohne eine Vormundschaft, oder gar eine Verfolgung, von oben zu fürchten. In diesem Betracht dünkt sich der Schweizer mehr als die Angehörigen mancher großen Völker, welche die Freiheit als

einen ewigen Kampfpreis in der Schwebe halten. Daher das bürgerliche Wohlsein aller derer, die in der Schweiz eine Heimath suchen, mögen sie aus dem Lande, dem sie früher angehörten, gesetzlich oder ungesetzlich verbannt sein.

Was aber die Natur betrifft, sie ist eine Dichtung, die in der Schweiz zum Alltagsleben gehört, wenn sie auch oft etwas Ueberwältigendes hat, weil sie durch Sage und Geschichte nicht gemildert wird. Die Beseelung, welche der Rhein seinen Burgen, seiner Loreley, seinen Dichtern verdankt, flößt der Bewunderung des Reisenden ein Vertrauen und eine Sehnsucht ein, die man in gleich gemüthlicher Weise in den Alpen nicht empfindet. Es kommt auf die Stimmung und auf den Gesichtspunkt an, ob man erklären will, gerade deshalb stände die Naturschönheit in der Schweiz noch höher: sie spanne das Höchste in der Bewunderung des Menschen an, ohne zärtliche Triebe zu erwecken. Zürichs Lage an seinem lieblichen See, der gerade weit genug ist, um den Ueberblick zu gestatten, an der rauschenden Limmat, angesichts der höchsten Alpen, und doch im Albis jene Voralpen besitzend, die es dem Auge gestatten auszuruhen, umgeben von grünen Hügeln, die auch dem Spaziergänger erreichbar sind, und überall die schönste Aussicht gewähren, Stadt und Umgebung sind geradezu reizend.

Dazu kommt die auf's Handeln angelegte Natur des Volks, das mehr auf's Nützliche als auf's Begriffliche gerichtet ist und sich nicht leicht in hochfliegende Gedanken oder in Schwärmerei verliert. So läßt sich's verstehen,



daß die Schüler sich durch Fleiß und Regelmäßigkeit auszeichnen, sich gern auf dem gebahnten Wege halten, strebsam, regsam und ausdauernd sind, daß nur selten ihre Begeisterung mit ihrem nüchternen Verstande durchgeht, und daß aus ihrer Mitte jene tüchtigen, gewiegten, wirkungstapferen Bürger hervorgehen, auf welche sich die menschliche Gesellschaft, die freie Entwicklung des Staats verlassen kann.

Die Lehrer der Hochschule waren nicht sonderlich mit einander verquickt. Es gab zu viele Nicht-Schweizer unter ihnen, als daß diese von den Inländern nicht hier und da mit scheelen Augen hätten angesehen werden sollen, zu viele Deutsche, um die Verführung fern zu halten, daß diese sich mehr oder weniger als eine geschlossene und unabhängige Gesellschaft fühlen mochten. Im persönlichen Verkehr war davon nichts zu bemerken, ja es ist den Schweizern sogar nachzurühmen, daß sie sich gegen die von außen Herbeigerufenen vielfach mit zuvorkommender Rücksicht benahmen, obgleich unter den vielen Vorzügen der Schweizer die Gastfreiheit gerade nicht der blendenste ist. Aber im geselligen Umgang gab es eine Art von Scheidung. Es bestand in Zürich eine Wochengesellschaft, von welcher zwar die Schweizer nicht ausgeschlossen waren, in welcher aber doch die deutschen Theilnehmer so sehr die Ueberhand hatten, daß im Handel und Wandel immer von der deutschen Gesellschaft, vom deutschen Kränzchen die Rede war. Obgleich unter seinen Mitgliedern viele anziehende Persönlichkeiten und Männer ersten Ranges sich fanden, hielt ich mich von dem geschlossenen Kreise fern, weil ich mich immer zu dem

Grundsatz bekannt habe, daß, wer eine öffentliche Anstellung, und noch dazu eine auszeichnende im Auslande gefunden, es vermeiden soll, bei den dort seßhaften Landsleuten den Schwerpunkt seines gesellschaftlichen Verkehres zu suchen.

Es gab also vielerlei Gründe, welche es mit sich brachten, daß ich mich nicht vorzugsweise den Professoren der Hochschule anschloß. Ich hatte immer eine leise Scheu vor der Innung, vor dem geschlossenen Kreise, vor der Kaste und Spießgesellschaft. Deshalb zogen mich besonders die Jüngeren an, die Künstler mehr als die Gelehrten, die Polytechniker mehr als die Angehörigen der Universität, und wenn es hier und da zwischen den beiden letzteren Reibungen gab, stand ich fast unwillkürlich auf Seiten der ersteren. Es wirkte wohlthätig, daß manche der ausgezeichnetsten zugleich der Hochschule und dem Polytechnikum angehörten. Unter diesen drängt es mich vor allem meines Freundes Rudolph Clausius zu gedenken, von dem ich viel gelernt habe. Er war ein treuer, wenig seine Empfindung an den Tag legender, aber sicherer Freund, und es fügte sich sehr angenehm, daß wir Jahre lang dasselbe Haus bewohnt haben.

Ausschließlich der polytechnischen Schule gehörte Franz Reuleaux an, und wenn je ein Mann dafür geboren war, an einer hohen Gewerbeschule zu wirken und eine solche zu leiten, so war es eben Reuleaux. Aber mit diesem Ausspruche ist seine Bedeutung lange nicht erschöpft. Er war durchbildet, sinnig, geistreich, nicht geistsprühend, sondern leuchtend, und hatte dabei eine Schlagfertigkeit, sein

klares Urtheil und seine werkthätigen Kenntnisse auch auf Gebiete zu übertragen, die nicht seine eigensten waren, daß ich auch im physiologischen Denken vielfach von ihm gefördert ward, vom künstlerischen und rein menschlichen zu geschweigen. Ich habe anfangs sehr viel und genußreich mit ihm verkehrt, leider nicht so lange wie ich gemocht und gewünscht hätte.

Wer mich aber vor Allen anzog und diese Anziehung für mich bis an seinen Tod bewahrt hat, war Gottfried Semper. Er gehört für mich zu den wenigen Menschen, die, mir an Jahren überlegen, jederzeit meiner Ehrfurcht geboten, denen ich mich niemals nähern konnte, ohne von ihnen beseelt und begeistert zu werden. Ein solcher Mann — ich kann nicht müde werden es zu wiederholen — war für mich unter den Lebenden Friedrich Christoph Schlosser, der Historiker, unter den Dahingeschiedenen Johann Georg Forster, dessen Charakterbild ich oben in's Gedächtniß zu rufen mich bemühte. Der hat Semper wenig gekannt, der in ihm nur den Baumeister zu schätzen weiß, mag als solcher seine Bedeutung auch noch so hervorragend, sein Schaffen noch so schöpferisch gewesen sein. Semper war nicht Maler und meines Wissens auch nicht Dichter, wenn aber jemals der Ausruf: „Auch ich bin ein Dichter, auch ich bin ein Maler!“ berechtigt gewesen ist, so wäre er es in seinem Munde gewesen. Semper über Sophokles, über Ovid, über die Menschen, von seiner Jugend reden zu hören, es war bald künstlerische Verklärung, bald funkelnder Wein, und wenn er bei verlängertem geselligen Zusammen-

sein warm ward, sich behaglich fühlte und geistig vertiefte, dann hatte die lebhafte und unversiegbare Erörterung mit ihm einen Reiz, der nicht verminderte, wenn man eine von der seinigen abweichende Meinung vertheidigte, denn dabei schien es, als wenn alle seine Borsten sich in Lichtstrahlen verwandelten.

Es wird Einem so selten im Leben die Gelegenheit geboten, daß man einem Manne, den man mit Liebe verehrt, den ganzen Ausdruck seiner Huldigung darbringen darf, daß ich mir's nicht versagen kann, hier einen Vorfall zu erzählen, selbst wenn er mir ein bischen Ehre eintragen sollte.

Im Jahre 1858 feierte Zürich die 25jährige Bestehung seiner Hochschule und war berechtigt, deren kurze Vergangenheit mit Ruhmesbewußtsein zu feiern. Zu dem Behufe fehlte natürlich nicht das große Gastmahl, an dem sich zahlreiche Mitglieder der Behörde, vor Allen Jakob Dubs, der Erziehungsdirektor, und sonst hervorragende Persönlichkeiten betheiligten. Die Frage, wer als Baumeister den Plan des Polytechnikums schaffen und dessen Ausführung leiten sollte, war in der Schwebe. Eine ausgeschriebene Bewerbung hatte keinen Erfolg gehabt. Die Gelegenheit, ein paar Millionen für einen solchen Bau zu verwenden, war in den Schweizer Verhältnissen selten. Semper war der angewiesene Mann, aber man fürchtete sich vor des Künstlers nur an das Schöne, wenig an die Kosten denkendem Bedürfniß. Es galt einen Versuch zu wagen, und der

Geist gab mir's ein. Jetzt oder niemals, sagte ich mir, und als die Trinksprüche im Zuge waren, ergriff ich das Wort. Semper, der Freund, war nicht zugegen, und das löste mir die Zunge. Ich versicherte der ansehnlichen Gesellschaft, hinsichtlich des zu erwartenden Großbaues für's Polytechnikum wäre ich ruhig. Wir hätten ja in Gottfried Semper den Michelangelo des Jahrhunderts in unserer Mitte. Ihn zu umgehen, schiene nicht gut möglich. Aber auch wenn man das thun wollte, so würde es mir keine große Sorge machen. Denn, welcher nicht Ebenbürtige würde es wagen, um solchen Geist die Hülle zu bauen, wohl wissend, daß Semper täglich in jenen Hallen wandeln, ihre Räume, ihre Verhältnisse, ihre Ausschmückung mit prüfendem Auge betrachten würde. Das allein schon wäre Bürgschaft für's Gelingen. — Die Gesichter der Bürgerväter wurden lang, und in den Tagesblättern fehlte es nicht an Stimmen, die es unverhohlen aussprachen, meine Zumuthung, mein Andringen wäre unbescheiden gewesen. Beinahe zürnte mir der Meister selber. Das alles beirrte mich nicht und konnte mich nicht beirren. Nach aufgehobener Tafel kam Jakob Dubs auf mich zu, drückte mir freundlichst die Hand, und sagte mir, ich möchte ruhig sein, es wäre noch nichts verloren, — und Semper bekam das Polytechnikum zu bauen. Und sein Geist ist verkörpert in jenem Palast der Wissenschaft, dem schönsten Kunstschmuck des von der Natur so reich gesegneten Zürich, dessen Schönheit anhauchend mit Semper's edlem Ernst. Und der Künstler, der lange nur gelehrt, fing wieder an zu wirken,

und der Kanton Zürich erwarb sich durch seine Freisinnigkeit und Freigebigkeit ein Weltverdienst.

Im Kreise der Hochschule hatte es einigen Unwillen erregt, daß bei dem Festmahle des Stiftungstags viele Stadtväter fehlten, weil am selbigen Tage ein neues Dampfschiff auf dem Züricher See eingeweiht wurde. Eigentlich war es ja schön, dieser Wettstreit zwischen Natur und Kunst, zwischen Gewerbe und Wissenschaft, und das Festmahl verlor nichts von seinem Glanze, weil ein paar Ehrenmänner weniger ansaßen. Aber der Rektor der Hochschule — es war Hermann Köchly — vermerkte es übel, er konnte in der nächsten amtlichen Sitzung der Hochschullehrer seinen Unmuth nicht unterdrücken, und um ihn zu betonen, erzählte er, ein Freund aus Basel habe ihm gesagt, dort, bei den Baseler Millionenherren, wäre es nicht möglich gewesen, daß sie die Geburt eines neuen Dampfschiffs der Stiftungsfeier der Hochschule vorgezogen hätten. Darauf versetzte Ferdinand Hitzig, der berühmte Orientalist, in seiner todtschlagenden Spottlust: der Herr Rektor benütze seinen Vergleich nicht im Sinne der Gerechtigkeit; es sei nicht zu vergessen, daß die Baseler bereits Millionenherren seien, die Züricher aber es erst zu werden hofften.

Zu jenen anregenden, geisterfreuenden Unterhaltungen mit Semper, im vertrauten Kreise, gehörte als zündendes und bindendes Element der Dichter Georg Herwegh. Er war auf jedem Gebiete des Wissens zu Hause, frei von den Fachschranken, die für so Viele ein Scheuleder sind, und von Anderen um so emsiger aufgepflanzt und um so eifriger

verrammelt werden, damit sie auf dem beschränkten Felde desto erfolgreicher die Alleinherrschaft erstreben können. Bei Herwegh hatte jene allgemeine Bildung nicht zu Oberflächlichkeit, wohl aber zum Ebenmaß, zum Ineinanderklingen von Kunst und Wissenschaft geführt. Das zeigte sich schon in seiner Sprache. Ich habe keinen anderen Schwaben gekannt — Herwegh war ein geborener Stuttgarter — vielleicht keinen anderen Deutschen, der seine Sprache so rein, so frei von jedem Klange der Mundart, und doch so klangvoll, so weich und reich, so natürlich und doch so künstlerisch gesprochen hätte. Wenn sich die Unterhaltung belebte, wenn sie feurig ward, vielleicht gar drohte hitzig zu werden, hatte Herwegh immer Nebenwurzeln, mit deren Saft er das Feuer dämpfen und den Gedanken beleben konnte, er vermittelte zwischen Kunst und Wissenschaft, zwischen Anschauung und Grundsätzen, und keine Götzen anerkennend, sprach er, der Dichter, oft das entscheidende, zusammenfassende Wort.

Es fehlte also nicht an geisterfrischendem, belehrendem und belebenden Umgang jenseits der Schranken der Kaste, und meine Vorliebe für Künstlerumgang konnte ich in Zürich reichlich befriedigen.

Franz Liszt, genial als Mensch, als musikalischer Denker und als ausübender Künstler, der die Tasten, die Hämmer und Saiten vergeistigte, so daß man alle musikalischen Stimmen zu hören glaubte, nur kein Klavier, besuchte um jene Zeit Zürich, wohl ebenso sehr durch Richard Wagner, der damals in Zürich lebte, als durch die

wunderbare Natur angezogen. Der Verkehr mit ihm war uns ein Labsal, und seine Art, die Kunst zu verklären, hatte nicht nur nichts meisterhaft Abschreckendes, sondern er ermuthigte, er feuerte an, er verstand es, daß Einem, ohne Künstler von Beruf zu sein, die Huldigung der Künste die Seele des Lebens darstellen konnte. Ich habe mit meiner Frau nie fleißiger Beethoven gespielt, als wenn wir, im gastlichen Wesendonck'schen Hause, bei Herwegh's oder bei uns selber Liszt gehört hatten, und zwar nicht bloß spielen, sondern auch reden gehört. Es waren unvergeßliche Stunden, die sich in Rom wiederholten. Denn der Meister flößte große Ehrfurcht ein, und man hütete sich ihn unbescheiden zu einer Kunstleistung aufzufordern, aber er schloß sich nicht ab, und gab sich nicht wie Einer, der aus dem Jenseits kommt und die Kunst nur zeigt um sie wieder mitzunehmen, nein, er brachte sie, er hauchte sie um sich, und nichts freute ihn mehr, als wenn sein Licht auch durch Andere leuchtete, seine Wärme auch von Anderen ausstrahlte. Seine Begeisterung galt wirklich der Kunst und war nicht auf Anbetung seiner Person berechnet.

Und Zürich selbst bot Gottfried Keller.

Keller war eine Blume seines Landes, ein Strahl seiner Freiheit, ein Abglanz seiner Naturschönheit. Nicht bloß daß ein Theil dieser Vorzüge in ihm verkörpert waren, ich glaube auch, es lebte in ihm so etwas von dem Gefühl, das auch minder begnadete Naturen zuweilen beschleicht, als habe er selber einen Theil jener Herrlichkeit geschaffen. Und nicht ganz mit Unrecht. Denn wer selber den Werth

jener Natur- und Kulturgaben mit Bewußtsein durchlebt und Andere durch Offenbarung daran betheiligt, der bethätigt sich schöpferisch daran. Und Gottfried Keller hat es gethan, singend, malend und erzählend. Dabei war in ihm die Wahrheit überwiegend über die Dichtung, mitunter bis zur Trockenheit. Um so merkwürdiger ist es, daß er in seinem „Grünen Heinrich" eine Begebenheit aus den Kinderjahren erzählt, aus der so deutlich hervorgeht, daß das Wahrheitsgefühl dem Kinde nicht angeboren ist, sondern erworben werden muß, so daß es im Bewußtsein allmählich keimt und blüht und Früchte trägt. Und es hat bei ihm solche Früchte getragen, daß der Mensch in Gottfried Keller noch höher stand als der Dichter. Dieser gab sein Bestes in den lyrischen Ergüssen seiner Jugend. Später schlägt ihm oft der Zweifel in den Nacken. Der Kunstrichter paßt immer dem Künstler auf und verhindert ihn, ein Kunstwerk ruhig mit künstlerischer Unmittelbarkeit abzuspinnen, und deshalb ist mit wenigen Ausnahmen der Anfang seiner Erzählungen das Schönste. Eine Ausnahme bildet sein „Romeo und Julie auf Dorf" in den „Leuten von Seldwyla", das auch eine Ausnahme bildet von der Regel, die es für unstatthaft erklärt, einen hochberühmten Titel auf ein neues Machwerk anzuwenden, wie es Berthold Auerbach zum Beispiel in seinem Roman: „Neues Leben" gethan. „Romeo und Julie auf Dorf" sind so urgestaltet dichterisch und packend, sie tragen so das Gepräge innerer dichterischer Wahrheit und naturnothwendiger Tragik, daß ich es dem Dichter verdachte, daß er in der ersten Ausgabe,

der Erzählung die Bemerkung anhing, es habe sich in der That, wie aus den Zeitungen ersichtlich, etwas der Art zugetragen, womit er die Wahrscheinlichkeit seiner Erzählung stützen wollte. Ich verwies es ihm, denn seine Dichtung war mehr als wahrscheinlich, sie war wahr und wahrhaftig — und in den folgenden Ausgaben ließ er die Anmerkung weg, die in der That nur stören konnte.

Aber ich habe meine Belohnung vorweggenommen, den Lohn vor der Arbeit, nach dem Worte Schiller's in dem Gedicht: „Die Künstler"

> „Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
> Wird er in euren Armen erst sich freun,
> Wenn seine Wissenschaft, der Schönheit zugereifet,
> Zum Kunstwerk wird geadelt sein."

Ich hatte inzwischen am 21. Juni 1856 meine Antrittsvorlesung gehalten. Auf dem Wege in die Hochschule begegnete mir Hermann Köchly, der freisinnige Sprachgelehrte, der mir halb scherzend versicherte, die Bauern kämen mit Knitteln den See herab, um mir das Handwerk zu verlegen, wie es vor mir, wenn auch ohne Bauern und Knittel, David Strauß verlegt ward. Der Inhalt meiner Vorlesung war „Licht und Leben". Er bot mir Gelegenheit, mich bei meinen allgemeinen Betrachtungen auf eigene Untersuchungen zu stützen, und zugleich klar und unumwunden für meine Ansichten einzutreten. Ich schloß mit den Worten: „Die Aufgabe des Lehrers scheint mir nicht

„die Verfolgung dessen, was er für falsch hält, sondern das
„rastlose Aufsuchen der Wahrheit, nicht die Widerlegung,
„sondern die Beweisführung, nicht die spitzfindige Erörter-
„ung von Meinungen, bei welcher ein augenblicklicher Scharf-
„sinn die Palme erringt, sondern die anspruchlose Entwick-
„lung der Thatsachen und der Urtheile, zu welchen sie führen,
„nicht die Verneinung, sondern der Aufbau, kurzum, nicht
„der Kampf, sondern die Ernte. Für mich liegt eben in
„dieser Aufgabe die unwiderstehliche Lust zum Lehren, die
„meine Triebfeder ist, wenn ich hier dem Bedürfniß nach-
„gebe, dem hochgeachteten Manne aus vollem Herzen zu
„danken, der mich dem heißgeliebten Berufe wiedergab. Ge-
„statten Sie mir, verehrtester Herr Dubs, daß ich Ihnen
„dem Vorsitzenden des Erziehungsrathes, öffentlich bekenne,
„daß ich auf das unbeirrte Vertrauen, mit dem Sie mich
„zu dieser Stelle geleitet, noch stolzer bin, als auf das
„Mißtrauen von allen denen, die mich der Rohheit be-
„schuldigen, weil ich nun einmal ihren Weg nicht wandeln
„kann . . . ."

An meine Schüler richtete ich die folgende Ermahnung, die ich hier wiederhole, weil sie nicht bloß für die damalige Gelegenheit, sondern immer auf's Neue paßt. „Lassen Sie
„uns die Beispiele mehren, in denen Meister und Schüler
„als Kameraden miteinander lebten, als Kameraden der
„freien selbständigen Forschung. Wir wollen uns gegen-
„seitig das Bewußtsein lebendig erhalten, daß des Denkers
„höchste Eigenschaft Gedankenmuth ist, die Zierde des Mannes
„rücksichtslose Ueberzeugungstreue, das echte Merkmal eines

„liebefrommen Menschen, — der mit sehr verschiedenem In-
„halt seiner Weltanschauung bestehen kann, — unbegrenzte
„Duldsamkeit gegen Andersdenkende. So möge denn die
„Freiheit der Forschung uns jeder Zeit bestehen aus Ge-
„dankenmuth, Ueberzeugungstreue und Duldsamkeit."

Zu meinen Zuhörern gehörte mein Freund Eduard Desor, der berühmte Geologe, der eigens zu der Feier nach Zürich gekommen war, und es gewährte mir eine hohe Freude.

Die kleine Rede hatte das Glück, drei Auflagen zu erleben.

Bei meinen Untersuchungen erfreute ich mich der eifrigen und einsichtsvollen Mitarbeit vortrefflicher Jünger, unter denen ich mit Vorliebe Imthurn, Eugen Hufschmidt, Alexander Gascard, Otto Oesterlen, Nauwerk, Meyer, Neukomm, Chapuis erwähne. Ich beschäftigte mich während meiner Züricher Zeit vorzugsweise mit der Erforschung der Abhängigkeit des Herzens von seinen Nerven, dem Einfluß der Wärme auf das Athmen, den glatten Muskeln, mit besonderer Berücksichtigung der Lungen, der Horngewebe, insbesondere mit dem Bau der Haare und ihrer Wurzel.

Eines Tages beehrte mich Schönlein in meiner Werkstatt mit seinem Besuch. Er ließ sich von meinen Untersuchungen über den Einfluß des Lichtes auf die Ausscheidung der Kohlensäure erzählen, er hörte mich schmunzelnd an, und als ich fertig war, beehrte er mich mit der Frage: „Und der Harnstoff? Wie steht's mit dem Harnstoff?"

Ich mußte die wissenschaftliche Berechtigung seiner Frage anerkennen, konnte mich aber doch nicht enthalten, zu versetzen, Raphael habe die sixtinische Madonna nach der Madonna della sedia gemalt.

Eine Lieblingsaufgabe, die ich in jener Zeit verfolgte, war das Einschließen und Aufbewahren von Hühnerembryonen. Ich war mit Schmerzen eingedenk, wie wenig ich als Student in den Vorlesungen über Entwicklungsgeschichte zu sehen bekommen hatte, und strebte darnach, meinen Schülern zusammenhängende Reihen von Hühnerkeimen zu zeigen.

Einmal, als ich darüber war, leider bei schon einfallendem Abend, besuchte mich Max Schultze, der Mann, der nach Schwann, und Schwann in wesentlichen Dingen berichtigend, am mächtigsten zum Ausbau der Zellenlehre beigetragen, nicht nur in die Grundlehren eingreifend, sondern ebenso sehr und zwar in's Allereinzelnste die feinsten Elemente unseres Körpers, z. B. die Netzhaut des Auges, erforschend. Später war es mir vergönnt, bei meinem Freunde Clausius in Bonn seine persönliche Bekanntschaft weiter zu pflegen. Er war so glücklich in seiner Stellung in Bonn, so beseelt von seinem Forschen und Schaffen, daß ich seinen Tod (16. Januar 1874) wie einen persönlichen Schmerz empfand. An Max Schultze konnte man ersehen, wie sich ein Meister von einem Lehrer unterscheidet.

Orte, die, eine so reizende Lage wie Zürich besitzend, in der guten Jahreszeit einen wahren Strom von Fremden

herbeilocken, dabei der Kunstschätze zu wenig besitzen, um die Besucher ganz in Anspruch zu nehmen, bringen einem reichlich die Freude, mit den besten geistigen Kräften, die in der Welt zerstreut sind, Fühlung zu bekommen oder die schon früher erhaltene zu pflegen. Und in der That, Zürich hat mir in dieser Beziehung reichlichen Genuß gebracht. Da sah ich Oskar Schmidt, durch den ich in Heidelberg zuerst die Strudelwürmer kennen lernte, den Vater des bekannten Litterarhistorikers Erich Schmidt. Da sah ich Johann Jacoby, den Königsberger, den man als den diamantenen Gegner der persönlichen Alleinherrschaft in Preußen bezeichnen könnte, eine der reinsten Gestalten, einen der folgerichtigsten Charaktere, welche die vierziger Jahre am Staatswerk gesehen hatten. Mit ihm zugleich waren Adolph Stahr und Fanny Lewald, er mir unvergeßlich durch die Begeisterung, die er mir unter Hettner's gepriesenem Segen für Italien angehaucht, sie durch den ermunternden Brief, den sie beim Erscheinen meiner Lehre der Nahrungsmittel an mich richtete, sowie durch die dichterische Verklärung, die sie in ihren „Liebesbriefen eines polnischen Gefangenen" der freien Weltanschauung zu Theil werden ließ.

Schon früher hatte mich Varnhagen von Ense besucht, angezogen durch eine Stelle in meiner Antrittsrede, in der ich Rahel, die mit ihm Verehelichte, angeführt hatte. Die Stelle war folgende: „Einsicht ist frei, aber „nicht der Wille. Das wird verwechselt. Was wir be„gehren müssen, ist ganz bestimmt in uns, das sind wir

„gleichsam selbst, davon sind wir gemacht: unser Wollen „ist nur wie ein Gelenk, welches hierhin oder dorthin ge„dreht werden kann; Einsicht kann nur freie Zustimmung „werden, Einstimmung zum Zwang: und so ist nur in Ein„sicht Freiheit für uns."

Gottfried Keller hatte mir Varnhagen zugeführt, mit den Worten, der berühmte Lebensbeschreiber wünschte Umschau zu halten nach der Stellung, welche seine schon im Jahre 1833 verschiedene Rahel in der verjüngten Naturwissenschaft einnahm.

Der Einfluß, den Rahel, die um vierzehn Jahre älter war als Varnhagen, auf diesen ausgeübt, ist bekannt und unschätzbar. Aber rührend war die Herzeinigkeit, die der bedeutende Mann hegte, der Denker und Künstler, der vom Studium der Natur und der Kranken zu dem der Geschichte gelangte; erhebend das liebefromme Einverständniß, in welchem Varnhagen auch ein Vierteljahrhundert nach Rahel's Tod mit ihr fortlebte.

Varnhagen, der Naturwissenschaft, Arzneikunde, Weltweisheit, Staatsleben, Geschichte studirt hatte, der Krieger und Staatsmann gewesen, der immer darauf bedacht war, die Persönlichkeit des Menschen zu verkörpern und künstlerisch darzustellen, bot der Berührungspunkte unzählige; seine Unterhaltung war zugleich erwärmend und erbaulich.

Durch die Vielseitigkeit seiner Studien glich ihm George Henry Lewes, der seine Arbeit eintheilte zwischen Weltweisheit und Naturwissenschaft, zwischen Litteraturgeschichte und eigener Dichtung.

Es muß im Jahre 1858 gewesen sein. An einem schönen Frühlingstag, an dem eine schwierige Aufgabe für meine Vorlesung mich ganz in Anspruch nahm, hatte ich meine Frau gebeten, meine ruhige Sammlung zu hüten und Niemand, durchaus Niemand zu mir zu lassen. Da meldet sich ein Herr, der mich besuchen will, und sie verleugnet mich. Er bedauert sehr, mich nicht zu Hause zu treffen, denn er sei geflissentlich nach Zürich gereist, um meine persönliche Bekanntschaft zu machen. Dabei reichte er meiner Frau seine Visitenkarte: G. H. Lewes. „Sind Sie der Goethe-Lewes?" „„Ich habe in der That ein Leben Goethes geschrieben."" „O, dann ist mein Mann zu Hause."

Die Unterhaltung war sogleich im Zuge, obgleich ich ihm gestehen mußte, daß ich sein Leben Goethe's, von dem damals so viel die Rede war, noch nicht gelesen hätte. „Aber ich habe jede Zeile von Ihnen gelesen," versetzte er. Wir hatten bald heraus, daß wir umgekehrte Doppelgänger waren: war sein Fach die Weltweisheit und Litteratur, seine Muße gehörte der Naturerkenntniß; und wenn mich die Natur in Fesseln hielt, die Kunst umrangte die Fesseln mit Blumen.

Einem solchen Gaste drängte es mich, das Beste vorzustellen, was Zürich darbot, und so lud ich ihm abends Gottfried Semper und Georg Herwegh ein, dessen Frau mit der meinigen unsere Gesellschaft würzte mit dem, wodurch die Würde der Frauen ein lebhaftes Gespräch anregt und zügelt. Es war einer von den Abenden, an denen

Semper polternd begann und strahlend endigte. Er war anfangs ungehalten, daß ich ihm Lewes in meinem häuslichen Kreise vorstellte, statt die Kneipe zum Stelldichein zu wählen, die Kneipe, die ich nie besuchte. Aber der Freund beruhigte sich, ward allmählich freundlich, liebenswürdig, anregend, redselig, entwickelte seinen ganzen sprudelnden Gedankenflug, kurz, es war ein herrlicher Abend.

Das Jahr darauf besuchte uns Lewes auf's Neue, und zwar diesmal in Gesellschaft der unter dem Namen George Eliot berühmten Schriftstellerin Mary-Ann Evans. Bei der Gelegenheit beehrte er mich mit seinem Besuch im Laboratorium, wo er sich an meiner Vorweisung der Drüschen in der Wand des Zwölffingerdarms besonders erfreute.

An dem kunstgesegneten Gesichtskreis Zürichs tauchten mir Moritz Fleischer und Hermann Hettner, die Fürstin Wittgenstein und die Gräfin d'Agoult, Edgar Quinet und Ludwig Pfau, Schneevogt und Van Deen, Liszt und Desor auf; kurz, es war ein Kommen und Gehen, bei welchem alles, was das Leben reich und werth macht, gepflegt ward und seine Rechnung fand. Und zu den Wanderern bildeten die in Zürich angesiedelten Flüchtlinge einen ruhigen Hintergrund. Da war noch Heinrich Simon, der ritterliche Vorsitzer der so rasch dem Schattenreich verfallenen Deutschen Republik, der ehrwürdige Wislicenus, der Vater des berühmten Chemikers Johannes Wislicenus, den ich in der Schaar meiner Schüler gesehen hatte, und Philipp Hepp, der Arzt aus Neustadt an der Haardt, geschätzter Flechtenkenner, und Fein, und

Rauwerk, der Rechtslehrer Temme, und Kolb, Karl Scholl, Fritz Beust und andere, eine stattliche Gesellschaft der trefflichsten Männer, die auf verschiedenen Gebieten geistig bedeutsam, sich alle auf dem gemeinsamen Felde der Charaktertreue begegneten und verstanden.

Unter den Flüchtlingen, aber mit den Deutschen außer Berührung, war der Franzose Ferdinand Flocon, der nach der Februarumwälzung des Jahres 1848 in Paris Ackerbauminister gewesen war. Er bewohnte in demselben Hause, in dem wir anfangs unsere schön gelegene Wohnung hatten, im Schwanen am Mühlibach, ein äußerst bescheidenes Zimmerchen. Er hatte die den Franzosen so geläufige und gut kleidende Eigenschaft, das Elend mit Würde zu tragen. Sein Leben war ein sehr zurückgezogenes um so mehr, als die Gicht ihn am Ausgehen hinderte und er diese Krankheit, wie so manche, als ein nothwendiges, vermeintlich unheilbares Uebel trug. Es gelang mir aber, ihn zu heilen und ihm so viel Lebensmuth wieder zu geben, daß er später die größten Spaziergänge auf den schönen Züricher Bergen unternahm, auf den Bergen, in deren Mitte der See einen überall wie ein glänzendes Auge anlugt. Er kam auf den Gedanken, meine Lehre der Nahrungsmittel in's Französische zu übersetzen, was er mit Hülfe meiner Frau gewissenhaft ausgeführt hat. Ich hatte an der Entstehung dieser Arbeit und auch mehrfach an ihrem Erfolg meine große Freude. Und es war rührend, die Genugthuung meiner Sophie zu sehen, als ich ihr im Jahre 1891 in Rom ein Exemplar der Uebersetzung zustellte, in welches sie und Flocon und ich

selber unsere Namen eingeschrieben hatten, um es unserem gemeinsamen Freund Clausius zu widmen.

Unter den italienischen Flüchtlingen stand mir nur Filippo De Boni nahe. Er hat in der Geschichte der Wiedergeburt Italiens seinen Platz als Kämpe gegen die Uebergriffe des Papstthums und gehörte zu den geachtetsten unter den freisinnigsten Abgeordneten der italienischen Kammer. Auch er war ein Muster der Würde im Elend, ein Märtyrer des Charakters. Ich bin ihm viel Anregung schuldig geworden.

Ihn und andere Italiener ihre Zaubersprache reden zu hören, ohne sie zu verstehen, war mir, dem sprachengierigen Jünger, bald unüberwindlich. Ich mußte die Sprache lernen. Schon in meinem ersten Halbjahr als Heidelberger Student hatte ich einen Anlauf dazu genommen, indem ich unter der Leitung eines Studiengenossen, Metaxa, Foscolo's Ultime lettere di Jacopo Ortis las. Das ging zu leicht, ich hatte zu viel anderes, Dringenderes zu thun, und so hinterließ mir die flüchtige Uebung als einzige Frucht eine dunkle Ahnung der Sehnsucht, die ich dereinst nach den italienischen Dichtern haben sollte. Denn ich hatte mir's gelobt, daß ich sie nur in der Ursprache lesen würde.

Ist erst ein Drang echt und wirklich, dann findet sich gewöhnlich auch die Gelegenheit, ihn zu befriedigen. Ich wollte italienisch lernen, und die sprachkundige Frau des Dichters Herwegh war auf die liebenswürdigste Weise erbötig mir zu helfen. Frau Emma Herwegh, eine geborne Sigmund aus Berlin, besaß ebenso viel Geist als

Bildung; sie beherrschte das Französische vollkommen, war im Englischen zu Hause und des Italienischen in hohem Grade mächtig. Sie hatte längere Zeit in Italien gelebt und liebte nicht bloß das Volk, seine Sprache, seine Kunst, sondern sie war auch seiner freiheitlichen Wiedergeburt leidenschaftlich und opferwillig ergeben. Mit der Sprache war sie nicht bloß durch ausdauerndes Studium, sondern auch durch lebendige Uebung vertraut.

Frau Herwegh also wollte uns führen. Denn zunächst schloß meine Frau sich an. Wir hatten aber außerdem eine treffliche Schulkameradin an Fräulein Lisbeth Semper, der Tochter des genialen Baumeisters, die mit meiner Frau wie eine Schwester verkehrte.

Wir griffen muthig an, denn wir warfen uns ohne Weiteres auf Dante's Inferno mit Lust und Liebe. „Per me si va nella città dolente" waren für uns nicht dunkelfarbige Worte, ja, sie bedeuteten für uns in der Stimmung, die uns erfüllte, beinahe das Gegentheil. Sprachlich machte uns die Divina Commedia viel weniger zu schaffen als sachlich. Ueber die zahlreichen historischen Anspielungen half uns eine Ausgabe mit guten Anmerkungen hinweg.

Hinter der Bühne sorgte ich für das Einüben der Sprachregeln. Da wurde die Beugung der Hauptwörter, die Abwandlung der Zeitwörter betrieben, es wurde geschrieben und hergesagt, Manzoni gelesen und insbesondere die Vorbereitung zu den in der Stunde zu lesenden Gesängen Dante's vorgenommen, so daß das Lesen und aus dem Stegreif Uebersetzen in unseren Zusammenkünften mit

Frau Herwegh etwas Festliches hatten. In jenen Stunden waren wir der Welt so abgeschieden, wie seiner Zeit Schlosser in Heidelberg mit seinem berühmten Dante-Kränzchen. Und wir hatten uns rasch eine gewisse Vertrautheit mit der geliebten und bewunderten Sprache erworben.

Diesen Fortschritt verdankte ich aber nicht bloß diesen unter so einladenden Verhältnissen gemeinschaftlich betriebenen Studien, sondern auch einer eigenthümlichen Nachwirkung des Dänischen. Als ich Student in Heidelberg war, kannte ich einen Herrn Kamphäoner aus Kopenhagen, der als Botaniker eines Tages eine holländische Abhandlung zu studiren hatte und dazu meine Beihülfe verlangte. Er leitete mich zur Belohnung im Dänischen an. Nun ist aber das Dänische für einen Holländer, dem das Deutsche und Englische geläufig sind, so leicht, daß ich sehr bald dazu gelangte, mit Hülfe eines Wörterbuches, Andersen's Improvisator in der Ursprache zu lesen. Ich wunderte mich nicht wenig über den Reichthum, ja über die üppige und überschwängliche Bildersprache des Nordländers. Aber die Aufgabe, den Dänen zu verstehen, ward mir zu leicht, und, wollen oder nicht, ich mußte mich anderen Studien überlassen, und ich vergaß mein bischen Dänisch so schnell wie ich es gelernt hatte. Gerade mit dem Dänischen ist es mir zweimal so gegangen. Einmal frischte ich es wieder auf, um eine Abhandlung Scharling's über das Athmen zu studiren, ein andermal, um mich mit einem kranken Dänen zu verständigen, der nur seine Muttersprache kannte;

beide Male ist die flüchtige Uebung beinahe spurlos an mir vorübergegangen.

Mit dem Italienischen sollte es nicht so gehen. Ich versprach mir, drei Jahre lang die Mußestunde, die ich täglich der Litteratur widmete, ausschließlich auf das Italienische zu verwenden. In unsrem Kräuzchen lasen wir die ganze Divina Commedia, Petrarca, Tasso, und auf den Spaziergängen spielten Sprachübungen eine Hauptrolle. Eines Tages erscholl es auf dem Thiermarkt in Zürich aus unsrem Munde eifrig: uno, due, tre, u. s. w., und wir merkten kaum, daß wir die heitere Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erweckten.

Die ausgezeichnete Züricher Stadtbibliothek bot Alles, was man wünschen konnte. So las ich nicht bloß Dante und Petrarca, Ariosto und Tasso, Boccaccio und Bojardo, Machiavelli und Galilei, sondern auch die Neueren: Foscolo und Leopardi, Manzoni und Tommaso Grossi, bis auf Guerrazzi herab. Kurz ich lebte mich in das Italienische ein, als hätte ich ahnen können, daß es mir als gereiftem Manne das geschmeidige Werkzeug meines Wirkens werden sollte.

Sprachlich war ich also nicht ganz unvorbereitet, als mich einmal Filippo De Boni besuchte, um mich im Auftrage Cavour's zu befragen, ob ich mich geeigneten Falls entschließen würde, einen Lehrstuhl in Italien anzunehmen. Ich bejahte es, ohne mich viel zu besinnen, hielt aber im Grunde den Antrag für ein Luftschloß. Ich war einmal mit einer ähnlichen Vorfrage von Frankreich aus

beehrt worden. Es war kein Ruf, sondern eine noch weit davon stehende Erkundigung. Ich wies trotz aller Liebe für Frankreich, trotz aller Gewandtheit in seiner so viele Vorzüge bietenden Sprache, jeden Gedanken an einen dortigen öffentlichen Wirkungskreis von der Hand. Ich wußte, wie strenge die Franzosen es mit ihrer Sprache nehmen, und daß man als Redner der akademischen Strenge oft nur durch eine einzige Wendung Genüge leisten kann. Weicht man davon auch nur im Geringsten ab, so heißt es: „cela n'est pas français“ und man erkundigt sich vergebens nach einem Grunde für diesen Machtspruch. Mit dem Italienischen steht es nicht so. Da kann man, wie im Deutschen, denselben Gedanken auf zehnerlei Weise zum Ausdruck bringen; die eine Wendung wird eigenartiger, lebendiger, wirksamer, farbiger sein als die andere; dies fühlt man und die Wahl läßt sich erlernen. Und obgleich ich damals viel mehr Französisch wußte als Italienisch, namentlich im Französischen viel mehr Uebung hatte, schreckte mich die Sprache Dante's nicht ab.

Und doch hätte sie es thun können, wenn ich mir so recht vergegenwärtigt hätte, daß ich nur wenig Gelegenheit gehabt, sie zu hören. Diese verdankte ich vorzugsweise Francesco De Sanctis.

Während ich an der Hochschule lehrte, war De Sanctis am Polytechnikum Professor der Italienischen Litteratur.

Er las über Ariost. Ich, der ich meine Zukunft überall eher hinträumte als nach Italien, wollte doch ein-

mal in meinem Leben eine Reihe öffentlicher Vorträge in italienischer Sprache gehört haben.

Wie ward ich belohnt! Wenn Tieck über Goethe, wenn Goethe oder Schlegel über Shakespeare sprechen, so kann die Gestalt des behandelten Dichters nicht lebendiger erblühen, als Ariosto es that unter der bildsamen Hand von De Sanctis. Ich verstand jedes Wort, ich sah jedes Bild, ich fühlte den ganzen Zauber jenes sprudelnden Jubels in Kampf und Liebe, den der immer über seinem Stoffe stehende Dichter erschallen läßt, ein Füllhorn, dem Cervantes und Wieland gelauscht haben.

De Sanctis behandelte seinen Helden nicht, wie Jemand, der bewundernd davor steht, er war so mit ihm verwebt und vereinigt, daß der Dichter selber aus ihm zu sprechen schien. Es handelte sich nicht mehr um einen schöpferischen Kritiker, man vergaß den Darsteller, man glaubte Ariost selber athmen zu hören. Da bedurfte es keines Redeschmucks, keiner Begeisterung, der Redner ging ganz einfach in seinem Dichter auf.

Es waren eigenthümliche, denkwürdige Stunden. Eine halbe Stunde vor ihrem Anfang konnte man Francesco De Sanctis auf der schönen stattlichen Limmatbrücke auf und ab gehen sehen, beinahe finster in sich gekehrt, der nichts weniger als stille um ihn wallenden Außenwelt entfremdet. Und da saßen wir harrend. Und er erschien, nicht etwa wie der Prophet mit verheißender Miene und Gebärde, nein wie ein unbefangener Lebemann sich unter seine Freunde mischt, vom Lehrstuhl himunter an diesen oder jenen seiner

gespannten Zuhörer eine gesellige, oft scherzhafte, wohl auch neckische Frage richtend, und fünf Minuten später hatte man Zürich, und die Limmat, seine Nachbarn und De Sanctis vergessen — und man war himmelweit weg bei Orlando und Angelica, oder mit Astolfo im Monde, wo man einen Theil seines eigenen Gehirns in einem Gefäße aufbewahrt zu sehen glaubte. Man begriff es, daß Galilei diesen Dichter dem Tasso vorzog, man begriff diejenigen, die da behaupten, daß man Italienisch vor allem von Ariosto fühlen, reden und schreiben lernen kann.

So herrlich auch die Früchte dieser italienischen Studien sein mochten, ich erntete dennoch für meine allgemeine Bildung eine viel wichtigere als die Freude an dem Wohllaut der Sprache und ihren anmuthigen Bewegungen, ich gewann eine Begeisterung, die noch höher steht als die Bewunderung der italienischen Litteratur. Wer als freisinniger Mensch aus der Schule Deutschlands kommt, dem erscheint das Mittelalter leicht als eine dunkle Lücke in der Geschichte, welche selbst die Kreuzzüge und der Kampf zwischen Welfen und Ghibellinen, die aufregenden Darstellungen Heinrich Leo's mit ihrem begeisterten Hader und trotz ihres gewappneten Ernstes nicht zu erhellen vermögen. Liest man aber Dante und seine Zeitgenossen, dann steigen die Lichter aus dem Boden und es baut sich eine luftige und dennoch feste Brücke zwischen dem klassischen Alterthum und den Herrlichkeiten aus der Zeit der italienischen Wiedergeburt. Man fühlt, daß auch inmitten der Glaubensseligkeit und des wildesten Faustrechts die Bildungskeime und ideelles

Streben dem Menschen nicht verloren gehen konnten, eine Urtheilsstimmung, die in Schiller's Gedicht „Rudolph von Habsburg“ so weich und warm nachklingt. Und, abgesehen von jedem künstlerischen Urtheil, liegt darin der unermeßliche Werth von Dante, daß er das Mittelalter in seinem geistigen Kerne zusammenfaßt, wie Shakespeare, Cervantes, Molière und Goethe die Neuzeit beherrschen.

In Zürich sollte ich es aber in unvergeßlicher Weise erfahren, wie weich und sicher gebettet man in geistiger Freundschaft dahin lebt.

Kaum war ich ruhig niedergelassen, der Arbeit freudig und harmlos ergeben, trotz meines bescheidenen Einkommens ohne Sorge, da erhielt ich den Besuch eines Engländers Namens George Thomas, später nach dem Tode seines ältesten Bruders George Treherne geheißen. Er hatte von ferne an dem Kampf um meine Berufung lebhaften Antheil genommen. Wähnend, daß ich, wenn aus der Anstellung in Zürich nichts würde, den Winden Preis gegeben wäre, hatte er einem Freunde, der später auch der meinige wurde, dem Baumeister Zeugheer aufgetragen, mich, im Falle die Berufung sich zerschlüge, mit Frau und Kindern auf sein Schloß zu laden, wo ich in Ruhe arbeiten könnte, bis sich eine mir zusagende Stellung in der Welt gefunden hätte. Statt dessen traf er mich als wohlbestallten Professor an der Züricher Hochschule, die, noch mit all' den Reizen einer jugendlich aufstrebenden Anstalt angethan, ohne Neid ihre

jüngere, mit reicheren Gaben ausgestattete Schwester, die polytechnische Schule, neben sich aufblühen sah. Die Hochschule gehört nämlich dem Kanton Zürich, das Polytechnikum der ganzen Schweiz. Die eine Anstalt lieh der anderen ihre Kräfte und viele der ausgezeichnetesten Lehrer, ich nenne nur Clausius, Städeler, Heer, Mousson, Escher von der Linth, gehörten beiden zugleich an.

Das Interesse, das mir mein geistig erworbener, mir an Jahren weit überlegener Freund zeigte, war so warm, daß ich ihm in der ersten Stunde unseres Beisammenseins die Vorrede zur dritten Auflage meines Kreislaufes des Lebens vorlas, welche vielleicht die geharnischtesten Seiten enthielt, die dem Buche in seiner allmählichen Entwickelung einverleibt wurden. Ich fand freundliches Gehör, und von Stunde an war ein Band zwischen uns geknüpft, das auch der im Jahre 1877 in Pisa erfolgte Tod des Freundes nicht zu lösen vermochte.

Einen solchen Fund konnte ich natürlich meiner Frau nicht vorenthalten, und sie griff nach ihrer hülfreichen, beherzten und thatkräftigen Weise in das keimende Verhältniß ein. Herr Thomas erzählte mir, daß seine Schwiegermutter leidend sei und ihm Sorgen mache; er fragte mich, ob ich ihm einen Arzt empfehlen könnte, der sein volles Vertrauen verdienen würde. Ich schaute etwas betroffen drein, aber meine Sophie war gar nicht betroffen und fragte ihn mit dem zuversichtlichen Vertrauen, das mich mein ganzes Leben getragen hat, ob er es nicht mit mir versuchen wollte. Und der Versuch gelang.

So erfolgte bald eine Einladung nach Schloß Haardt bei Ermatingen am Bodensee. Hier hatten wir, meine Frau und ich, ein ganz abgesondertes, geräumiges, glänzend ausgestattetes Quartier in reizender Umgebung. Und während jenes ersten, nur zu kurz dauernden Besuches war es uns ebenso wohl und heimlich in unserer genußreichen Einsamkeit, wie heimisch und behaglich in der Gesellschaft der Freunde.

Die Schwiegermutter des Herrn Thomas war eine österreichische Gräfin Hildeprandt, eine geborene Nostitz. Sie war eine feinsinnige Dame, in welcher Bildung und Menschenliebe die adeligen Neigungen übertraf und mit Liebenswürdigkeit alle Gaben, mit denen Natur und Stellung sie geschmückt hatten, in einer Krone vereinigte. Zwischen ihr und meiner Frau entspann sich eine zärtliche Freundschaft, die sich trotz mancher Meinungsverschiedenheiten iemals verläugnet hat. Die gute Frau übertrug diese Freundschaft reichlich auf unsere Kinder, und Karl, Marie und Hermann haben von den seligsten Kindheitsstunden im freien Landleben unter ihrem Schutze, unter ihrem bildenden Einfluß genossen. Dabei diente ihre Enkelin Fernanda, die bei der Geburt ihrer Mutter das Leben gekostet, als reizendes Bindeglied, in dem Gescheidtheit und Anmuth sich knospend entwickelten.

In meinem Freunde Thomas lebten viele Interessen. Zunächst das der Politik, in dem wir verträgliche Gegenfüßler waren, was um so leichter sein konnte, da wir uns damals am Parteienkampf persönlich nicht betheiligten.

20*

Fühlte ich mich doch in Zürich vielfach wie ein fünftes Rad am Wagen, weil ich nicht Staatsbürger war. Am schmerzlichsten empfand ich das bei Gelegenheit der Neuschateller Frage, die freilich wie der Sturm in einem Glase Wasser verlief.

Durchaus freisinnig war dagegen mein Freund in religiöser Beziehung, und da er ein weites Sprachgebiet beherrschte, so trafen wir auch in unseren litterarischen Neigungen vielfach zusammen. Wir waren Nebenbuhler im Vorlesen, das wir beide gleich gerne betrieben. Da aber abends meist Shakespeare englisch vorgelesen wurde, so gab ihm natürlich die Sprache vor mir einen bedeutenden Vorsprung.

Es währte nicht lange, daß der Freund, der immer bauen mußte, den prächtigen Wohnsitz auf dem Schlosse Haardt mit einem bescheideneren, aber sehr wohnlichen Landhause, „Mühlberg" bei Müllheim vertauschte. Es war gleichfalls im Kanton Thurgau, unweit Frauenfeld gelegen, von Zürich aus in drei bis vier Stunden erreichbar. Herr Thomas machte sich von diesem Mittelpunkte aus um die schweizerische Landwirthschaft und durch seine eifrige Pflege von Menschenwohl und Menschenwürde verdient. Seine vornehme Gesinnung galt mehr im Begriff als im Verkehr und wer in der Umgegend bis nach Konstanz hin nur irgend ein geistiges Interesse nährte, ward in seinen Umgangskreis gezogen, den seine Schwiegermutter, die jeweilige Erzieherin und das heranwachsende Töchterchen mit der unentbehrlichen weiblichen Weihe schmückten. Die ausgezeichnete Büchersammlung war dem kleinen Haushalt von Haardt

nach Mühlberg gefolgt und Tageblätter, Wochenschriften, Monatshefte waren trefflich vertreten. Kurz, es war ein behaglicher, durch die Gastfreiheit erfreuender Ferienaufenthalt, wo ich die Vormittagsstunden in ruhiger Sammlung arbeiten konnte. Der Nachmittag gehörte in freiem Verkehr der Natur, in der man immer etwas vom Grundbesitzer lernen konnte, der Abend der Geselligkeit, bei der man nicht fehlen durfte.

Mir selber war es ebenso anregend, wie der ganzen kleinen Kolonie, wenn ich dies und jenes unter dem Mikroskop zeigen konnte. Da es auf Mühlberg eine reichliche Hühnerzucht gab, boten die Hühnerkeime der ersten fünf Tage der Bebrütung einen sehr willkommenen Stoff zu eifriger Beobachtung.

In jener ländlichen Muße kam ich dazu, mit meinen Freunden an einem Frühlingstage (es war der 6. April) das Ausschlüpfen eines Hühnchens zu beobachten. Gegen Ende der Bebrütung besitzt das Hühnchen im Ei auf dem Schnabel ein kräftiges Zähnchen, das ich mitunter schon am 10. Tage der Bebrütung mit unbewaffnetem Auge unterscheiden konnte. Dieses Zähnchens bedient sich das Hühnchen, um seine Behausung, seinen weißen Dom zu eröffnen, dessen zierliche Bildung und wohlgefällige Gestalt mit der doppelten Kuppel wir wohl nur deshalb nicht gebührend bewundern, weil wir sie von zarter Kindheit an täglich vor Augen haben, stets bemüht, die Form zu zerbrechen. Mit seinem Schnabelzähnchen versetzte das Hühnchen Stöße, oft sehr kräftige, gegen die Innenfläche der Schale, die es in

Ruhepausen von einer bis fünf Minuten wiederholte. Nach und nach bewirkte es damit einen mehr oder weniger zackigen Riß, der, den Aequator unter einem kleinen spitzen Winkel schneidend, das Ei der Quere nach schräg umkreist. Nach zweistündiger Arbeit brachte das Hühnchen in dieser Vorste eine unregelmäßig dreieckige Oeffnung zuweg, durch welche es seinen Kopf mit seinem langen Halse wie durch ein Fenster hinausschnellte und nach allen Seiten richtete, als wenn es auskundschaften wollte, ob es sich verlohne, die anstrengende Arbeit fortzusetzen, um den Eintritt in die Welt zu erkämpfen. Denn das Hühnchen gebiert sich selber. Schon vorher hatte das Thierchen in der geborstenen Schale wiederholt gepiept. Etwa 2½ Stunden nach begonnener Arbeit war die eine Schalenhälfte so weit abgehoben, daß ich die Athemzüge des Hühnchens zählen konnte, es machte deren 70, und 20 Minuten später sogar 80 in der Minute. Dabei ward das zeitweilige Piepen immer kräftiger. Nach 2 Stunden und 40 Minuten war ein ganzer Flügel geboren, 2½ Minuten später auch ein Fuß, nach weiteren 7½ Minuten der Kopf und eine Minute darauf das ganze Hühnchen, das sich aber erst 7½ Minuten später von der Schale löste.

Die ganze Geburt, so weit ich sie verfolgte — denn die Berstung hatte schon angefangen, als ich die Beobachtung begann — hatte drei Stunden weniger eine Minute in Anspruch genommen, so daß, nach diesem Beispiel zu urtheilen, das Hühnchen ein wenig mehr als drei Stunden gebraucht, um aus dem Ei zu schlüpfen. Das betreffende Ei war am 16. März nachmittags 2 Uhr von der Gräfin

Hildeprandt unter die Henne gelegt worden, es war am 6. April nachmittags um 1 Uhr 47 Minuten 30 Sekunden geboren, also ziemlich genau nach 21 Tagen.

Nach der Geburt waren die Schalenhälften ganz leer, kein Eiweißklümpchen darin übrig; aber die Schale war von der Allantois ausgekleidet, in der noch Gefäßzeichnung zu erkennen war. —

Zog uns der Thurgau an, wo wir in ländlicher Schönheit alles Behagen eines gastlichen und angeregten Familienkreises genossen, wo die Kinder mit der liebevollen Sorgfalt aufgenommen wurden, wie es sonst nur bei Großeltern zu geschehen pflegt, nach Neuschâtel lockte uns die Combe-Varin, ein Landsitz im Gebirge über den Thälern von Travers und Lasagne. Es ist ein prächtig gelegenes ehemahliges Jagdhaus im Jura, das dem Naturforscher Eduard Desor gehörte, und Desor war unser freundlicher Gastwirth. Er war der gegenständlichste der Menschen. Seine Unterhaltung war unerschöpflich, weil er großen und kleinen Dingen ein immer reges Interesse abzugewinnen wußte. Gewohnt, mit Jedermann dieses Interesse zu theilen, hatte er eine große Uebung gewonnen, seine Beobachtungen und Gedanken für Menschen der verschiedensten Kenntnisse verständlich und, ohne alles Streben nach zierlicher Rede, anziehend zu besprechen. Er stand im Dienste der Natur, wußte aber die Natur in Dienst zu nehmen für die Anwendungen auf das große Verkehrsleben und zur Belehrung der Staatsbürger. Desor hat zu wiederholten Malen wichtige und folgenreiche Gutachten über Eisenbahnbauten

gegeben, mit Bezug auf den Gebirgsgrund, den sie zu durchschneiden hatten.

Es war ihm ein Lieblingsgedanke auf seiner Combe-Varin eine Art von wissenschaftlichem Decamerone aufzuführen. Ohne Beschränkung auf ein besonderes wissenschaftliches Fach, lud er dahin Männer wie Carl Vogt und Parker, Charles Martin und Küchler, Schönbein und Liebig, Mayer von Eßlingen, Venedey und andere. Wir sollten Abends abwechselnd Vorträge halten, unter denen einer von Parker mit Geist und Laune die Gedanken einer Hummel über Plan und Zweck der Schöpfung entwickelte.

Bei unseren Besuchen im August des Jahres 1859 waren außer Theodor Parker und seinen Damen, Dr. Gordon, der Schwiegersohn von Charles Martin, mit seiner liebenswürdigen Frau, Hans Küchler und Greßly zugegen. Ich selbst war von meiner Frau und meinem ältesten Söhnlein, Karl, begleitet.

Greßly war vielleicht der eigenthümlichste unter den Gefährten. Er war zugleich der naturwissenschaftliche Spürer, war Haus- und Kellermeister, Jäger und Fischer, Führer und Helfer, Handlanger und Rathgeber und, obwohl er sich anspruchslos und bescheiden immer im Hintergrund hielt, belustigte er auf jede Weise die Gesellschaft. Wenn Desor oder Studer von irgend einer Stelle im Gebirge wissen wollten, ob eine bestimmte Leitmuschel dort vorkäme, so ward einfach Greßly abgesandt, und er brachte nach Kurzem die sicherste Auskunft. Er war damals von seinem Auf-

enthalt in Cette wiedergekehrt und hatte seine eifrig gesammelten Beobachtungen, die später im „Album von Combe-Varin" ein Gewand bekamen, kunstlos niedergeschrieben in französischer Sprache. Es behagte ihm, mir daraus vorzulesen, und aus Furcht, daß ich ihn nicht verstehen möchte, übersetzte er mir Sätzchen für Sätzchen, von einem Komma zum anderen, in's Deutsche. Dann fand man ihn in der langen Hauslaube, welche den Ausblick in's Lasagnerthal gewährte, damit beschäftigt, eine vielfach zusammengelegte große Zeitung mit den Fingern zu zerreißen, und es entpuppte sich daraus eine ganze Reihe vortrefflich geformter Frösche. Dann wieder hatte er den Auftrag übernommen, die Tafel mit einem Vorrath Flußkrebse zu bereichern. Und als er wegen des eingelieferten Leckerbissens gelobt ward, nahm er mich bei Seite und sagte mir: „Die bilden sich nun ein, ich „hätte die Krebse selbst gefangen, ich habe aber meine Zeit „besser verwendet. Für die Besorgung der Krebse habe ich „einen Burschen gefunden, und ich habe derweilen einem „schönen Wirthsmädel den Hof gemacht. Sie müssen ein-„mal mit mir da unten hinspazieren, Sie werden Ihren „Weltspaß an meiner hübschen Freundin haben und nicht „weniger an der schönen Gegend, die wir durchstreifen wer-„den." Und der Spaziergang ward gemacht durch zauberischen dichten Wald, bei fallendem Abend, bei romantisch anklingender Unterhaltung von Seiten Greßly's — wir beide waren allein — und Gegend, Zeit und Führer brachten zusammen einen solchen Zaubernebel hervor, daß es mich nicht gewundert haben würde, wenn Greßly plötzlich Ko-

bolde aus dem Erdreich hervorgelockt hätte. Wir gelangten aber zum Lichte und im Wirthshause, wo sofort, gleichfalls wie im Zauber aufgetischt wurde, fand sich nicht ein, sondern zwei hübsche anmuthende Wirthsmädchen. Es gab eine kleine Tafelrunde mit Pfarrer und Lehrer des Ortes, und Greßly wurde hier behandelt mit allen den Ehren, die man etwa Alexander von Humboldt, wenn er unerwartet unter verständigen Landleuten erschienen wäre, hätte erweisen können. Greßly aber ließ sich die Huldigungen ebenso willig und natürlich gefallen, wie er auf der Combe-Varin Neckereien und Aufträge hinnahm. Er brachte mich zu spät nach Hause, und meine gute Frau hatte sich nicht wenig beunruhigt. Das Glöcklein, das keinen der Gäste vergeblich zum Abendessen rief, hatte mir umsonst geläutet.

Um übrigens in schönem Walde zu schlendern, brauchte man sich nicht weit von der ländlichen und doch so bequemen Wohnung zu entfernen. „Gleich hinter dem Hause", schreibt Mayer von Eßlingen in seinem Vorwort zum Album von Combe-Varin, „gleich hinter dem Hause steigt „der Hügel an, der nach seiner anderen Seite steil zum „Reußthal hinabfällt. Der Tannenwald, der diesen Hügel „bedeckt, ist die Krone des Gutes. Hoch wie Kirchenhallen „wölben sich die Wipfel und Stämme von ungeheurem „Umfang, wahre Säulen des Waldes tragen die schattige „Decke der dunkelgrünen Nacht, in der selbst das leise „Flüstern des Windes zum feierlichen Rauschen wird und „wie eine Mittheilung erhabener Geheimnisse klingt. Da „und dort, wo der Wald durch Schläge gelichtet ist, über-

„purpurt sich sein grüner Teppich während mehrerer Monate „ganz mit Erdbeeren, deren freudiges Roth so dicht an- „schießt, daß ein schonender Gänger seine Schritte fast nicht „zu setzen weiß, ohne Blutvergießen unter diesen Unschul- „digen anzurichten. Gastfrei wie das Haus, ist auch der „Wald von Combe-Varin, und in der Beerenzeit erschallt „er immer vom Jubel der Kinder aus dem Thale, welche „mit Körbchen und Körben hieher zur Weide und Lese „kommen."

Meiner Frau gab der Aufenthalt auf der Combe-Varin im August 1859 folgendes Gedichtchen ein:

So still und friedlich, liebes Thal,
Ziehst Du Dich hin vor mir,
Fern von der Städte Mühesal
Ruh' ich mich aus bei Dir.

Die Luft ist hier so kühl, so rein,
Und freier schaut der Blick;
Womit wir heute uns erfreun,
Auch morgen kehrt's zurück.

Bald streichen wir im Wald umher
Und suchen Blumen drin;
Dann im Gespräche inhaltschwer
Erfrischt sich Herz und Sinn.

So eilet uns dahin die Zeit,
Ein Tag dem anderen nach;
O laß Dich bannen, Seligkeit,
Du süßer Traum, bleib wach.

Hans Küchler und Theodor Parker waren beide Häupter einer freien Gemeinde, und wenn ich mich zwischen ihnen befand, durfte mir wohl das „Propheten rechts, Propheten links, das Weltkind in der Mitte“ einfallen. Leider konnten sie nach dem regen, ergiebigen Verkehr unter Desor's gastlichem Dache kein Wiedersehen feiern. Küchler erlag auf der Heimreise in Nidau am Bieler See einem Schlaganfall, Parker am 10. Mai 1860 in Florenz einem Lungenleiden, von dem er sich seit dem Beginne des Jahres 1859 nicht wieder völlig erholt hatte.

Unserem Heidelberger Freunde Küchler erließ meine Frau folgenden Nachruf:

Der Freiheit galt Dein Streben,
Ihr weihtest Du Dein Leben
Zu jeder Zeit und Stund!

Dich hat der Tod ereilet
Hier wo die Freiheit weilet,
Sie halten Dich im Bund.

So sei denn milder Frieden
Für immer Dir beschieden
Auf diesem freien Grund.

Dies ist das Letzte, was mein Vater an seinen Lebenserinnerungen geschrieben.

Sein schönes, reiches Leben mußte er am 20. Mai 1893 zum Opfer seines ärztlichen Berufes hergeben, wie ein edler Krieger auf dem Felde.

Er ist leider nicht dazu gekommen, über sein zweites Vaterland, sein geliebtes Italien, zu schreiben.

Mein Wunsch ist es, später einen besonderen Band nachfolgen zu lassen, der, mit Briefen meines Vaters und Notizen, ein Bild seines Lebens in Italien darstellen möge.

Elsa Moleschott.

Rom, den 26. Februar 1894.

Berichtigungen.

Seite 33: Borger (statt Borgen).
„ 237: Streubel (statt Streuber).

Namensregister.

(Die Ziffern geben die betreffenden Seiten an.)

